Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band		— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band		— M. 10 ₰

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping).
16. Maximiliansplatz 16.

Die Lehnsjungfer.

Zweiter Band.

Die Lehnsjungfer.

Roman

von

Emile Erhard.

Zweiter Band.

Stuttgart und Leipzig.
Deutsche Verlags-Anstalt.
1887.

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Neuntes Kapitel.

Im Atelier.

Auf seiner Stube fand Curd einen Brief Albertos. Dieser teilte dem Vetter mit, daß er am Schiffbauerdamm etablirt sei, um mehrere Aufträge im Porträtfach auszuführen, und forderte den Vetter auf, ihn zu besuchen.

„Du weißt, daß ich ein schlechter Gesellschafter bin," schrieb er, „in einer Viertelstunde bringe ich meine Modelle gewöhnlich um, das heißt sie dauern dann noch aus, der Geist ist aber entwichen. Vielleicht hilfst Du ihn etwas länger zu konserviren."

Am nächsten Sonntag begab sich Curd also nach dem Schiffbauerdamm.

Das Atelier läge in der vierten Etage, wurde ihm von dem Wirt gesagt, wohnen thäte der Herr aber in der dritten Etage. Ein Teppich deckte nach außen den Eingang, um Zug und Geräusch abzuhalten.

Alberto öffnete, Palette und Pinsel in der Hand; an ihm vorbei im Lichte des großen Atelierfensters erblickte Curd Mademoiselle de Masseigneux, und ein Ausruf freudiger Ueberraschung begrüßte diesen

Anblick. Auch in dem Gesicht der Dame leuchtete es auf, und was Herz oder Sinn durchzuckte, gaben die schönen Lippen unverzüglich preis.

„Quel soulagement — quel bonheur!“

Alberto stellte Curd sehr flüchtig als seinen Vetter vor, und Sibylle rief animirt:

„Dieu merci, monsieur, der Ihnen einen so angenehmen Vetter gab! Das ist eine willkommene Unterbrechung!“

Dann sich an Curd wendend, fuhr sie lebhaft fort:

„Herr von der Brecken versuchte es bereits mit einer gelehrten Abhandlung über je ne sais quoi und dann mit einigen vorzüglichen pralinées. Ihre Gegenwart wird aber ein besseres Mittel sein, mich zu soulagiren. Ist es nicht absurd, als Original um einer Kopie wegen vernichtet zu werden? Und dazu en grande tenue — dekolletirt und zu einer Stunde und in einer Beleuchtung, wo man am allerhäßlichsten auszusehen pflegt! Seit ich das Kloster verließ, habe ich zu dieser kalten, nüchternen Stunde niemals wieder mein Antlitz geschaut — c'est-à-dire — damals geschah dies nur im Weihwasserbecken — welches wir zu diesem Zweck äußerst blank putzten — meine Jungfer wird mir den Dienst aufkündigen, in welchem sie um zehn Uhr morgens eine Dame wecken und frisiren muß. Je vous assure, monsieur Oldenfleth — ich komme mir vor wie ein Theaterrequisit, welches das Tageslicht entzaubert hat.“

Das wurde in großer Lebendigkeit hervorgesprudelt,

während Curd ablegte und dem erstaunten Albert erklärte, daß Mademoiselle de Masseigneux und er gute Bekannte seien. Dann wurde ihm ein kordialer Händedruck von der schönen Sibylle zu teil, welche diese englische Sitte in Berlin einzubürgern versuchte, wie sie sagte.

Alberto benützte den Moment der Belebung und malte eifrig an dem Gesicht.

„O, sehen Sie, Herr von der Brecken nimmt einen der feinen Pinsel aus seinen Haaren, die er da oben stecken hat wie die chinesischen Damen ihre langen Nadeln — dies Zeichen kenne ich — nun wird er an meinen Augen malen."

„Ich will allerdings den Moment nützen, wo die Augen etwas anderes als Langeweile ausdrücken."

„Es ist Ihre Schuld, wenn sie es thun. Was soll ich anderes empfinden? Seit drei Tagen haben Sie noch keinen Pinselstrich an dieser Robe gemacht, und doch zwingen Sie mich, jeden Morgen darin zu erscheinen."

„Ich brauche die Toilette, um aus dem Ganzen zu malen; die Fleischtöne werden durch den Hintergrund beeinflußt, die Toilette gibt die Stimmung."

„Sie bereitet mir aber eine fatale Stimmung — gleich dem — wie nennt man auf deutsch diesen unbehaglichen Zustand, in den der fröhliche Zecher verfällt, wenn er am Morgen ein abgestandenes Glas Wein erblickt?"

„Einen Kater!" warf Curd sehr belustigt ein.

„C'est ça — misère — Katerelend — glaube ich. Eine schöne Stimmung!“

Curd lachte, Alberto malte emsig und stumm und Sibylle plauderte weiter.

„Sie glauben nicht, wie sehr wir uns um alles streiten, und dieser Maler ist so ungalant. Sehen Sie das golddurchschossene Staubgrün da hinter mir? Macht es nicht mein Haar tot? Ich wollte eine purpurrote Draperie haben, Rot ist eine kleidliche Farbe, sie würde das ganze Bild beleben.“

„Sie würde sogar schreien und an eine Marktbude erinnern,“ murmelte Alberto, ohne sich stören zu lassen.

Sibylle zog ihren nackten Arm aus einem Stück gelben Plüsches.

„N'est ce pas affreux, diese Portière in vieil or als Draperie für meine Schulter? Das ist ein Stück aus jener Truhe.“

„Bitte, behalten Sie den Plüsch auf der Schulter, ich brauche die Lichter davon — auf Kinn und Ohr.“

Dienstbereit verhüllte Curd die weiße Schulter mit dem Plüsch und sagte dabei:

„In der Nähe nimmt sich das Zeug hier nicht besonders aus, dort im Bilde macht es sich aber nicht übel.“

„Es ist nur, um die allgemeine gelbe Sauce zu unterbrechen, der Arm hat dieselbe Farbe wie die Spitzen und ertrinkt förmlich darin,“ äußerte Alberto nachlässig.

Curd betrachtete die duftigen, crêmefarbenen Spitzen, aus denen sich die Büste Sibyllens hob, und mußte gestehen, daß die blasse Elfenbeinfarbe der Haut sich kaum davon unterschied; er schlug vor:

„Sollte nicht blauer Sammet gut zu den Crêmespitzen stimmen?“

Alberto murmelte gleichgiltig während des Malens vor sich hin:

„Würde Dir vielleicht angenehme Erinnerung von Vanillensauce in blauem Porzellan wecken — wäre mir aber doch zu kindlich,“ — er setzte an die bezeichnete Stelle einen Probeklecks — „rosa Krapp würde vielleicht wirken.“

„Um Gottes willen,“ rief Sibylle entsetzt, „Rosa auf Gelb ist eine Unmöglichkeit, das Renommee meiner Modistin würde dadurch auf das Spiel gesetzt — es würde einer Ehrenkränkung gleichsehen!“

Ohne den Einwurf einer Beachtung wert zu halten, die Augen zusammengezogen und die Lippen kaum bewegend, tarirte Alberto die erzielte Wirkung seines rosa Farbenkleckses, indem er sagte:

„Es bringt die grünen Töne in der Haut heraus — stört aber den Hintergrund — wirkt doch unruhig.“

„So ändere doch den Hintergrund,“ schlug Curd vor.

„Leicht gesagt, ich habe lange probirt, bis ich den richtigen fand, auf dem der Kopf überhaupt wirkte.“

„Ich möchte wohl wissen, wie ich Ihnen eigentlich erscheine!“ rief Sibylle gereizt aus, warf ihren Behang ab und trat vor das Bild.

Lakonisch antwortete Alberto:

„Hier steht's ja!"

„Sie excelliren in unartiger Wahrheit, vertragen Sie eine ebensolche Kritik?"

„Das wissen Sie ja, wir haben uns schon in Dresden darüber verständigt."

„Nun wohl — dann gestehe ich Ihnen, trotz aller Feinheiten und aller Stimmung und Wirkung: Ce tableau n'a pas de chance — ich würde mich nie darin erkennen."

„O, das will noch nichts sagen, Damen besonders sprechen ihre Porträts niemals richtig an."

„Sagen Sie, Herr von Oldenfleth, sehe ich denn wirklich so abscheulich aus?"

„Ich habe das gnädige Fräulein schöner gesehen, unähnlich kann ich das Bild aber nicht finden."

Lebhafter als bisher übernahm Alberto die Verteidigung seines Werkes, welches ihn offenbar interessirte:

„Du sahst die Dame nur abends, im Kerzenlicht, durch den Tanz und andere Mittel animirt. Da bekommt das Auge Glanz, das Fleisch schwillt, die Haut wird elastisch und der Teint schwimmt in milchigen Tönen. Man würde, wenn man diesen Moment malte, den modernen Effekt englischer Kinderporträts erzielen, süßlicher, weichlicher Genre, dem Künstler wenig interessant! Ihm werden diese matten, fahlen Töne der Haut, die das kalte Morgenlicht freigibt, dieser feine Hauch der Welkheit über dem Ganzen von weit höherem malerischem Wert sein.

Daraus läßt sich etwas machen, freilich muß die Umgebung feinfühlig abgestimmt werden; zum Beispiel sah das Aschblond des Haares mit dem roten Büschel darin" — er wies auf einen Touffe großer Bohnenblüten — „abscheulich aus; chemischer Zinnober in dem Ensemble würde wie ein Massenmörder gewirkt haben, jetzt — hier — mit diesen Goldschnüren kommt das Aschblond zu einer feinen Geltung."

Sibylle sagte mit erzwungenem Lächeln:

„Eine Sitzung bei Herrn von der Brecken ist gleich einer Kur gegen Eitelkeit, aber er ist nicht konsequent. Sie hörten, wie er vorhin über die allgemeine gelbe Sauce meiner Toilette schalt; lediglich um sie zu würzen brachte ich heute jenen Touffe mit."

„Pfefferschoten ist ein starkes Gewürz," äußerte Alberto halblaut für sich und fuhr dann fort: „Sehr pikant sind hier an der Schläfe und an dem Ellenbogen diese bräunlichen Flecken, das schattirt warm — von innen heraus."

„Bitte, Herr von der Brecken, sezirt brauche ich ja wohl nicht zu werden," mit diesen Worten wandte sich das schöne Mädchen von dem Maler und dem Bilde und sah nach ihrer Uhr; „eine Viertelstunde will ich noch Pönitenz leiden; ich bestellte meinen Wagen auf ein Uhr," sie ging auf den erhöhten Platz zurück.

Curd hatte gegen seine Gewohnheit mehr gehört und beobachtet als gesprochen; jetzt rief er wie unter einer Eingebung:

„Ich würde das gnädige Fräulein anders aufgefaßt haben, wenn ich ein Künstler wäre.“

„Wie denn?“ fragte Albert.

Sibylle sagte: „Sie sehen aus wie inspirirt, Herr von Oldenfleth; mir ist, als vernähme ich das Flügelrauschen des Genius in diesem Raum.“

„Nein, nein, in mir steckt kein Künstler verborgen, aber Schönheit und Anmut kann auch den Laien zu einer glücklichen Idee begeistern,“ antwortete Curd schnell. „Daß Du, Alberto, die Toilette untergeordnet behandelst, läßt sich gewiß vom künstlerischen Standpunkt rechtfertigen, es braucht jedoch nicht auf Kosten der Galanterie zu geschehen. Ich würde den Reichtum und die Pracht der Toilette gar nicht ändern, sondern nur verhüllen. Stehend, mit abgleitendem Ballmantel, Kopf und Schultern halbverborgen in einer luftigen Wolke, aus welcher nur das Antlitz wie ein leuchtendes Gestirn hervorbricht — so würde ich das gnädige Fräulein malen.“

Alberto war mit scharfer Aufmerksamkeit der kurzen Beschreibung gefolgt und antwortete ruhig, während Sibylle lebhaft dem Vorschlag applaudirte:

„In der That, eine gute Idee — wir wollen sie gleich einmal verwirklichen. Nimm dort den Mantel der Dame, die Rückseite hat diskrete Farben,“ er holte zugleich aus der Truhe, die seine Requisiten enthielt, einen langen orientalischen Schleier.

„O superbe, monsieur!“ rief Sibylle animirt. „Dieses Gewebe ist magnifique, solche Schätze gehören in das Atelier einer Modistin.“

„Sie finden eine bessere Verwendung bei mir," antwortete Alberto, indem er seinen Schleier um Kopf und Schultern Sibyllens wickelte und Curd den Mantel drapirte.

„O messieurs, grâce — grâce — c'est trop! Sie spinnen mich ja förmlich ein!" rief Sibylle, faßte mit beiden Händen in die Wolke und zog sie auseinander, so daß ihr lachendes Antlitz frei wurde.

„Halt!" kommandirte Alberto plötzlich, von dem Moment getroffen. „So — gerade so — will ich Sie malen! Es ist kolossal echt — eine Minute nur halten Sie Bewegung und Ausdruck fest."

Er sprang an die Staffelei zurück, mischte blitzschnell ein paar Farben, nahm den größten seiner Borstpinsel und fuhr damit über die mühsame Arbeit einer Woche. In Sekunden war das Bild total verändert. Keck und breit war der Schleier angelegt, der Mantel in den Hauptfalten markirt, nun nahm er einen der feinen Pinsel, die er im Haar trug, und machte einige Veränderungen im Gesicht.

Curd sah ihm verwundert zu und meinte lachend: „Das geht ja wie beim Anstreicher;" worauf Alberto ruhig erwiderte:

„Es kommt jetzt nur darauf an, das Ganze hinzuplatzen, um es aus einem Guß zu haben, den Ausdruck zu fixiren — der Moment ist echt — man muß ihn mit frechstem Pinsel packen — so —" er fuhr mit der Hand in seine Perücke und zog das Haar lang empor, „das war einmal aus dem Quell geschöpft; nun ist's genug für heute, der malerische

Witz kann sich später daran machen. Ich danke Ihnen."

Bis zu dieser Höflichkeit hatte sich Alberto noch nie verstiegen. Sibylle trat aus Mantel und Wolke und blieb überrascht vor dem Bilde stehen.

„Ah, voilà l'intuition! Mon compliment, monsieur! Jetzt werden Sie reüssiren."

Alberto beachtete die Worte des Originals nicht, denn er unterhielt sich halblaut mit der Kopie auf der Leinwand:

„Der Tag bricht an —,aus Wolken' taufe ich dich. Aufgang sollst du bedeuten — der Kunst und mir."

„Wir wollen das Bild nicht ausgestellt sehen," wandte Sibylle ein, welche die Worte Albertos darauf hin deutete.

Er wandte sich brüsk nach ihr um und sagte:

„Dann verkaufe ich es nicht — behalte es für mich."

„Ich glaube, Sie phantasiren, Herr von der Brecken," antwortete Sibylle zum erstenmal de haut en bas, „aus dem Gesandtschaftshotel beziehen Sie doch wohl Ihre Modelle nicht?"

Alberto sah mit feindseligem Blick auf die vornehme Erscheinung, unterdrückte eine bittere Erwiderung und warf Pinsel und Palette so rücksichtslos von sich, daß sie zu Boden fielen und den Saum der Schleppe streiften.

Der Wagen war bereits gemeldet, Curd holte dienstbeflissen die verschiedenen Gegenstände für die Straßentoilette herbei, und Sibylle bot ihrem jungen

Kavalier einen Platz im Wagen an mit der Frage, wo sie ihn absetzen solle. Curd lehnte die Ehre für diesmal dankend ab; er wünschte noch eine Aussprache mit Alberto zu haben, dessen Manierlosigkeit ihn empört hatte.

Im Fortgehen sagte Sibylle mit wiedergewonnener Freundlichkeit zu dem unbeweglich dastehenden Maler:

„Auf morgen — bis dahin werden Sie sich besonnen haben — zur gewohnten Stunde also.“

Auf der Treppe lachte und scherzte sie in ihrer freien, anmutigen Weise mit dem sie zum Wagen geleitenden Curd.

„Sie bringen die Galanterie in diesen Räumen zu Ehren, Monsieur; bisher mußte ich diese vier Treppen allein zurücklegen, von allen Handreichungen beim Anlegen von Mantel und Hut dispensirte ich den rauhen Künstler lange schon, sein erstes Debut auf dem Felde der Höflichkeit kostete mich nämlich eine Frisur und einen Spitzenvolant. En effet, Sie sollten versuchen, Ihren Herrn Vetter ein wenig zu zähmen. Mein Onkel gestattete zwar die Sitzungen im Atelier gerade, weil Herr von der Brecken in seiner Rauheit sans conséquence sei, aber er ist nicht so ganz ungefährlich; er gefährdet meine Liebenswürdigkeit und meine Toilette, meine Eitelkeit und meine Laune, wenn er auch kein mangeur de coeurs ist. Ich lernte heute die erste liebenswürdige Eigenschaft an Herrn von der Brecken kennen, es war dies seine Verwandtschaft mit Ihnen. Au plaisir de vous revoir, monsieur de Oldenfleth!“

Das geschmeichelte Selbstgefühl stachelte die Empörung über Albertos Manierlosigkeit in Curds Seele, er flog die vier Treppen wieder hinauf und stürmte in das Atelier, einen zornigen Erguß am Lippenrand.

Alberto kam ihm aber zuvor; er erging sich in Vorwürfen, die er seinem vornehmen Modell nachsandte, und bannte damit die Flut der Entrüstung für den Augenblick auf Curds Lippen. Wie der Löwe im Käfig rannte Albert in seinem Atelier auf und ab, von Zeit zu Zeit mit der Hand durch das Haar oder durch die Luft fahrend.

„In ihrer Anmaßung nennen sich diese Leute ‚die Welt‘ und glauben sich damit auch zu Herren der Kunst aufwerfen und den Künstler zu ihrem Stiefelputzer herabdrücken zu können, der ihre eitle Abgeschmacktheit der Nachwelt recht blank gewichst überliefern soll.“

Curd beruhigte sich bei dem Anblick des Maßlosen.

„Ah so,“ sagte er, gelassen Platz nehmend, „das sollte also eine Illustration sein.“

„Was denn?“ fragte Albert, gereizt vor Curd stehen bleibend und ihn als Gegner annehmend.

„Die Manier, in welcher Du vorhin Palette und Pinsel fortschleudertest! Sie erinnerte allerdings an den Hausknecht.“

Es war eine liebenswürdige Eigenschaft Albertos, wenn Sibylle diese auch noch nicht entdeckt hatte und vielleicht auch nicht zu schätzen wußte, daß er Vorwürfe, die sich gegen seine Person richteten, ohne Groll hinnahm. Er machte es noch heute, wie er

als Knabe that, als ihn einst ein Kamerad mit einem Steinwurf verletzte. Damals nahm er den Stein auf, betrachtete ihn und sagte: „Du hättest mich damit totschlagen können, weißt Du das?"

Langmut für seine Person und Duldsamkeit für seine Grundsätze machten ihn aber im Umgang nur noch rücksichtsloser, denn er gab so viel unverhüllte Wahrheit, weil er sie selber vertrug.

Bedeutend ruhiger antwortete er dem Vetter:

„Die Illustration war unbeabsichtigt; wem sollte aber nicht die Geduld reißen diesem Dünkel und Mangel an Kunstverständnis gegenüber? Das nennt sich die gebildete Welt!"

„Kunstverständnis magst Du der Welt, Bildung wird sie Dir absprechen, so lange Du ihr Deine Kunst so unhöflich präsentirst. Auch den echtesten Wein will man nicht aus einem irdenen Scherben entgegennehmen und die feinsten Bilder nicht an den Kopf geworfen bekommen."

„Dann soll man mich ungeschoren lassen, ich dränge meine Kunst niemand auf!"

„Ganz wohl, die Welt kann aber auch ohne die Kunst bestehen, der Künstler aber nicht ohne die Welt!"

„Ohne jene Welt wohl; die Kunst soll Größerem dienen, den idealen Keim eines ganzen Volkes befruchten, ihm vom Parnaß die Arme entgegenstrecken, um es aus der Gemeinheit emporzuziehen."

„Wenn Du es nur recht lange aushältst mit den ausgestreckten Armen vom Parnaß! Du und

das Volk, ihr könnt beide dabei verhungern, wenn die ‚Welt' Deine Bilder nicht kauft, die Dir die materielle und dem Volke die geistige Nahrung vermittelt. Die Thalbewohner erwarten die Sonne von den Spitzen ihrer Berge, Wärme und Licht steigt von da herab in die Thäler; Du bist merkwürdig unpraktisch, Albert."

„Das ist des Künstlers Segen und sein Fluch; wir finden uns in der Welt nicht zurecht."

„In Deiner Selbstherrlichkeit willst Du es nicht."

„Mich ekeln diese Gegensätze." Er riß einen Blendramen von der Wand und stellte ihn neben Sibyllens Bild. „Was empfindest Du dabei?" fragte er Curd.

Es war eine Skizze — drei Kinder, Curd kannte sie, auch die Lumpen, der Schmutz, die Krankheit und Verkommenheit waren ihm unvergeßlich geblieben. Er hatte die Erinnerung nur bedeckt mit den Glanzstücken seines Lebens — hier traten sie in ihrer widrigen Realität ihm unverhüllt entgegen.

Die lahme Hedwig mit dem Ausdruck stumpfsinniger Ergebung, Fritz in seinem tierisch-lebendigen Instinkt und auf Hedwigs Arm das Bündel, aus welchem ein bleicher kleiner Arm wie ein abgenagter Knochen und ein welker Kopf über des Mädchens Schulter herabhing.

Curd blieb eine Weile stumm, sein Auge wanderte zu dem andern Bilde zurück, er nahm einen Atemzug sauberer Luft aus der Welt, die ihm die natürliche war.

„Nun, was sagst Du dazu?“ fragte Albert noch einmal.

„Ich würde solche Bilder nicht malen,“ antwortete Curd belastet.

Albert warf das Bild fort und nahm seinen wilden Lauf durch den Zwinger wieder auf, Bruchstücke aus der Seele dem Vetter zuwerfend.

„Das ist Wahrheit, jenes ist Lüge, die Lumpen sind echter als die Spitzen dort! Wenn ich in eurer parfümirten Welt lebte, würde mir die Wahrheit auch übelriechend werden. Der Firnis und Lack schützt vor Ansteckung, stumpft aber auch das Empfinden ab.“

Er blieb eine Sekunde lang vor Sibyllens Bild stehen.

„Haschisch!“ rief er wegwerfend und ging daran vorüber. „Selbst mich konnte es einen Augenblick bethören, daß ich den Aufgang der Sonne von der falschen Seite erwartete. Nein, die Wahrheit allein soll dem Künstler schön erscheinen — solche Bilder wie die dort“ — er wies auf das Kinderbild — „will ich hinausschleudern unter die Menschen, zwischen die ekelhaften Süßlinge der alten Schule und die ascetischen Märtyrergestalten der neuen. Die Kunst hat den Boden verloren, sie ruhte auf Daunenbetten, ein Cornelius und ein Overbeck entrissen ihr das Lotterbett, aber sie suchten den Boden für sie in den Katakomben und in der biblischen Offenbarung, die Nüchternheit und Strenge, die erhabene Stilistik und die fromme Lüge bringen die Verirrte nicht zurecht, in der Wahrheit soll sie wurzeln, dann ist sie echt und recht.“

Curd hatte seine Heiterkeit und seinen leichten Schwung noch nicht wiedergefunden.

„Kot und Verbrechen sind auch echt, und die Wahrheit kann scheußlich sein," sagte er sinnend. „Die Kunst soll sich nicht mit dem Unschönen befassen, sie soll erheben."

Alberto höhnte:

„Eine Stimulanz für die übersättigten Nerven sein! Auf dem Wege ist sie leider gewesen!"

„Zum Prediger der Wahrheit kann sie nicht bestimmt sein!" rief Curd aus tiefster Ueberzeugung und richtete sich energisch auf, die Schwere abschüttelnd, die seit dem Anblick des Kinderbildes auf ihm ruhte. „Der Moral, der sozialen Frage, der Politik, kurz, der Tendenz kann die Kunst nicht dienen, sie muß erhebend, versöhnend darüber stehen und einen idealeren Zweck haben, als Flecken und Mängel aufzudecken. Du willst das Volk emporziehen — mit seinem widrigen Spiegelbild stachelst Du aber nur seine Wut."

„Ich will es zum Bewußtsein bringen; vor meinen Bildern wird das Volk aus seiner Verkommenheit, die Welt aus ihrem Rausch erwachen."

„Nein, nein, Albert, Dein Weg ist ein grundfalscher, gefährlicher; ich habe es schon früher empfunden. Aus solcher Gärung kann nichts Gutes kommen; Du bist in Dir selber unklar, schweifst stets ins Große, Weite, Ziellose, willst den Himmel stürmen. Stecke Dir kleine, feste Ziele, die Du Sprosse für Sprosse erreichst, und Du wirst zur

Höhe gelangen, so weit sie für Menschen erreichbar ist."

Albert blieb vor dem Vetter stehen.

„Du bist ein Kind, Curd, aber die Klugheit der Welt spricht aus Dir. Sie ist die meine nicht. Hast Du schon einmal gehört, daß jemand aus Furcht vor dem Tode zum Selbstmörder wurde?"

„Das ist Wahnsinn!" antwortete Curd kurz und streng.

„Das ist es nicht. Den Mann trieb die letzte schwache Hoffnung in den Tod, daß dieser nicht ganz so grausig sein werde, als er fürchtete. Könnte ich hoffen, daß der Tod etwas anderes als völlige Vernichtung ist, daß er mir eine Lösung der furchtbaren Rätsel brächte — mit der Strafe einer Hölle wäre mir diese Erkenntnis nicht zu teuer erkauft."

Curd erschien weder der Tod noch das Leben als ein furchtbares Rätsel; er konnte nicht anders, als Alberts Gemütszustand für Krankheit halten.

„Wann maltest Du die Kellerwürmer?" fragte er, durch die Telegraphie der Empfindung auf das Bild der Kinder zurückgeführt.

„Im vergangenen Jahr," antwortete Albert gleichgiltig.

„Was ist aus ihnen geworden?"

„Weiß nicht. Sie waren nicht mehr in der alten Wohnung. Der Mann saß eine Zeit lang wegen grober Exzesse gegen die Polizeiordnung und die Frau stand im Verdacht, bei einem Einbruch, der im Hause stattfand, hilfreiche Hand geleistet zu

haben; infolge dessen setzte der Wirt die ganze Bagage vor die Thür. Soviel ich weiß, nahm sich Deine Tante ihrer an; gesehen habe ich die arme Bettlerbrut nicht mehr."

Ein heißes, unbequemes Gefühl bemächtigte sich Curds.

„Lebe wohl," rief er, die Mütze ergreifend, „ich muß hinaus in die Luft. Noch eins: wo lerntest Du Mademoiselle de Masseigneux kennen?"

„In der Dresdener Galerie, wo ich kopirte. Sie war öfter mit ihrem Onkel dort, der nicht ohne Kunstsinn ist. Ihm gefielen merkwürdigerweise meine Sachen, er kaufte einiges und bestellte anderes, unter anderem ein Bild der Nichte. Ich bedaure, mich darauf eingelassen zu haben; es wird nichts, das Porträt ist nicht mein Genre."

Curd lief mißmutig die Hälfte der Treppen hinab, dann kehrte er um.

Der Vetter interessirte ihn wider Willen, Schatten fielen von ihm aus in Curds sonniges Dasein und erregten eine Art zornigen Mitleids in ihm. Er riß die Ateliertbüre schnell auf und rief hinein:

„Du stemmst Dich gegen gute Eindrücke und wühlst in unangenehmen. Laß doch einmal die Sonne und die Schönheit unbefangen auf Dich wirken und gib dann mit Deinem Pinsel wieder, was Du empfängst."

„Ich kann nicht malen ohne moralischen Hintergrund," antwortete Alberto.

„Blech!" rief Curd zornig und schlug die Thüre zu; gleich darauf öffnete er sie aber zum zweitenmale:

„Von Deinem Malerrotwelsch habe ich Dir genug abgehört, um darin pariren zu können. Warum läßt Du nicht den ‚idealen Gedanken‘, den Deine Künstlerseele doch immer vorrätig haben muß, die Schönheit durchleuchten? Bei Deinen Nachtbildern könntest Du ihn auch verwerten, dann wird das Elend nicht gemein und die Schönheit nicht flach wirken. ‚Platze‘ sie einmal auf Goldgrund ‚frech‘ hin, anstatt auf Deinen ‚moralischen Hintergrund‘ — Adieu!“

Weg war er und in Sprüngen die Treppe hinab auf der Straße. Energisch und elastisch, mit lebhaft geröteten Wangen und blitzenden Augen, die Hand unter dem Mantel auf seinem Schwert, schritt er dahin.

„Furchtbare Rätsel — Unsinn! Schlappe Naturen, die immer philosophiren und nicht handeln. Wenn jeder seine Pflicht thäte, gäbe es gar keine Rätsel.“

Damit schüttelte er die fremden Eindrücke ab.

Zehntes Kapitel.

Bei Frau Bertha.

Du könntest doch wahrhaftig ein paar Leute mehr halten, Bertha," sagte Hellmuth, während er vor seiner Frau stand und sich von ihr das Halstuch in einen kunstvollen Knoten schlingen ließ.

„Binde ich Dir die Tücher nicht mehr geschickt genug?" fragte sie.

„Ich möchte Deine Dienste nicht entbehren, aber es sieht so — so — mesquin aus, wenn in der Entrée niemand einem den Mantel abnimmt und wenn bei Tisch die Köchin servirt, wie es heute abend wieder geschehen wird."

„Dann wollen wir es wie sonst machen und die Schüsseln von Hand zu Hand gehen lassen; Guste kann sie auf das Büffet schieben und Trudlieschen und ich werden sie von dort holen, wie wir es täglich thun."

„Einen Diener und eine Jungfer findet man in jedem wohleingerichteten Hause."

„Das mag sein, wir brauchen sie aber nicht."

Sie reichte ihm ein Paar Handschuhe hin und steckte ihm ein Tuch in die Rocktasche.

„Die Arbeit wird ja gethan und auch vorzüglich, besser als in anderen Häusern, das gebe ich Dir zu" — er forderte sein Notizbuch und ließ die stahlbeschlagene Cigarrentasche von seiner Frau abreiben — „aber daß Du selber wie eine Handwerkersfrau arbeitest —"

„Ich bin aus dem arbeitenden Stand hervorgegangen."

„Aber unser Kind ist in besseren Verhältnissen geboren und braucht nicht Silber putzen, Gäste bedienen, sogar Teppiche klopfen zu helfen, wie sie es gestern that. Ich schämte mich vor Singletten, als ich unser Kind im Hof mit dem Hausknecht bei der Arbeit sah."

„Das war sehr thöricht von Dir. Eine solche Bewegung ist dem Kinde gesund. Wenn es im Hause nicht so thätig wäre, würde es wie tausend andere seines Standes durch langweilige Promenaden und kostspielige Badekuren die Vorteile wieder erkaufen müssen, die mit der Arbeit an die Bedienung abgetreten worden sind, nämlich das Wohlbefinden, welches eine starke körperliche Bewegung erzeugt. Dem geistig mehr Arbeitenden ist Bewegung sogar nötiger als dem ungebildeten Arbeiter, da ein Ausgleich zwischen Geistes- und Körperbewegung stattfinden muß — das sollte Deine Theorie Dich doch lehren, wenn sie wirklich konsequent wäre."

„Es schickt sich aber nicht — daß Frau und Tochter eines — Edel — eines wohlhabenden Mannes solche Arbeit verrichten."

„Es schickte sich doch bisher.“

„Nun, kurz und gut, ich will es nicht.“

Frau Bertha antwortete nichts auf diese Willensäußerung; ihr Gatte pflegte hin und wieder solche Trümpfe vor Fremden oder wie eben jetzt, mit der Thür in der Hand, auszuspielen. Es war nicht die Zeit zu weiterer Aussprache, und sie reichte ihm ruhig seinen Stock; in ihrem Gesicht mußte wohl aber etwas liegen, was ihn zu einer Erklärung veranlaßte, denn er sagte, noch ehe er die Thüre durchschritt:

„Singlettens hochmütige Miene und meiner Schwester Naserümpfen verstehe ich sehr wohl zu deuten, und in diesem Fall kann ich nicht umhin —“

„Schon gut — geh nur — ich weiß längst, woher der Wind weht. Wir sprechen später darüber.“

Hellmuth ging in seine Versammlung von Volksfreunden, wo er eine glänzende Rede über allgemeine Verbrüderung, Befreiung der unteren Klassen und Vernichtung von Prärogativen hielt.

„Ich selbst bin ein Edelmann, entäußere mich aber freiwillig solcher Vorrechte, die einen Druck auf andere involviren — kommt in mein Haus, meine Freunde! Ihr werdet das schlichte Bürgerhaus früherer Zeit kennen lernen; mein Weib ist die Tochter eines Handwerkers, mein Kind die Gehilfin jeder Arbeit — keine galonirten Diener werden euer Selbstgefühl beleidigen!“ und so weiter.

Man brachte dem Volkstribun ein Hoch über das andere, hundert schwielige Fäuste, branntweindunstige Kehlen drückten ihm Beifall und Hochachtung aus.

Hellmuth hörte sich gerne sprechen, und Beifall berauschte ihn — er hatte wahr gesprochen, als er sagte: „Lieber in einer geringen Sphäre der erste, als in der glänzendsten der letzte.“

Unterdes war Frau Bertha in ihre Küche gegangen. Sie erwartete abends Gäste: Singlettens, Utwendes, Alberto von der Brecken und Curd.

Bei der letzten Zusammenkunft derart war Heinz ausgeblieben, der sich im Herbstmanöver einen Gelenkrheumatismus geholt und eben einen kleinen Rückfall überstanden hatte.

Die Küche war im Oldenflethschen Hause nicht, wie das leider so häufig in den Mietwohnungen der Städte der Fall ist, der schlechteste Raum, hier konnte die Hausfrau mit Freiheit und Behaglichkeit schalten und walten, und wenn sich ein Gast hieher verirrte, so brauchte man ihm nicht die Thür vor der Nase zuzuschlagen, um des Hauses Ehre und des Gastes Schönheitsgefühl zu wahren; es konnte wohl Befriedigung gewähren, in diesem zweckmäßig und behaglich eingerichteten Raum Köchin zu sein, und die eben eintretende rundliche Berlinerin empfand das sicherlich, als sie ihren Korb absetzte und sich zugleich auf die Bank niederließ, die einen Sitz am Fenster bildete.

„Verzeihen de jnädige Frau, aber mich is de Puste ausjejangen. Ick muß mir erst en bisken erholen. Bin ick jerannt — in eener Schnurre weg — wie 'ne Kaffeemühle. Is mich auch die Pute nich anjebrannt?“

„Nein, es ist alles gut im Zuge, ich war mehrmals hier, wir haben es auch nicht so eilig, der Herr ist eben erst fortgegangen.“

Die Köchin that einen erleichterten Atemzug und wollte sich erheben.

„Bleib nur noch ein paar Augenblicke sitzen, Guste, und nimm das dicke Tuch ab; Du bist ja ordentlich in Schweiß geraten. Ich präparire hier unterdes das Fricassée.“

Das Mädchen schlug das große, dicke Tuch zurück und enthüllte darunter eine dralle, wohlgeformte Figur und ein paar runde, frostgerötete Arme, welche sie eifrig zu kratzen begann — die Wärme der Küche nach der Kälte draußen erzeugte Jucken auf der Haut, außerdem war es Gustens Angewohnheit, sich die nackten Arme zu kratzen, wenn sie nichts anderes zu thun hatte.

„Ne, jnädige Frau, wat ick erlebt habe, det jloben Se nich, wenn Se mich och sonst allens zutrauen. Falle ick da in det Haus, jrade wie de Sau ins Judenhaus, mit Respekt zu sagen. Mich war et schonst ufjefallen — de letztemale — wenn ick mit det Essen for de armen Würmer kam, daß se nich mehr so drüber herfielen, wie de hungrigen Ratzen, un det Weib, det machte se allerlei Anspieglungen, als wenn nu bald allens anders werden würde und ihr die Rosinen auf de Klöße fehlen thäten. Na, ick jebe mein Essen ab und mache mir uf 'n Rückweg for jewöhnlich — denn wat jeht det mir im Jrunde an. Heute hör ick schonst von

weitem eenen Spektakel wie vom Fischmarkt, und als ick bis an de Treppe komme, da fährt mich en Kerl entjejen un packt mir an de Gurjel un schreit: ‚Wir brauchen kein Almosen von dem vornehmen Gesindel hinaus mit dem verfluchten Kupplerpack!‘ Herr Jott doch man, bin ick erschrocken; aber dann lief mich de Jalle über, un ich schrie nach dem Gendarmen. Unterdessen hatte jemand den wütenden Menschen ufjeklärt; er hatte mir for ne Botschaft an seine Tochter anjesehen und ließ mir nu vorbei in den Keller. Un da höre ick denn de janze Geschichte. Oben in de dritte Etage vons Hinterhaus wohnt een Werkmeister aus de Borsigsche Fabrik, een Herr Flederdey, mit seiner Frau un seiner Tochter, wat so 'ne Jöhre von Jahrer zwölwe is. Det Mächen jing in die höhere Töchterschule, denn de Vater wollte hoch hinaus mit ihr; sie war een recht behendes Ding, kleen und zierlich, mit 'n paar Oogen in Kopfe wie Kohlen un 'nen Jang wie 'ne Katze. Da is denn det Kind uf de Straße anjesprochen worden von 'nen sehr feinen Herrn, un sie hat erst Bonbons un denn noch wat von Schmuck mitjebracht. Un dann hat sich der Herr nach ihr erkundigt bei de Schuhflickersfrau un die hat Ufträge übernommen, wobei denn natürlich manches for den Keller abfiel. Anfänglich hat die Frau Flederdey nichts von de Jeschichte jewußt, aber endlich mußten ihr doch de vielen Schmucksachen un de Besuche in dem schmierijen Keller uffallen, un de Schullehrer hat anjefragt, warum det Mächen so oft wegbliebe aus de

Nachmittagsstunden, un da hat sie denn jestanden, daß sie von dem feinen Herrn in sein Palais injeladen worden is, un dort Champagner jetrunken un Blindekuh jespielt hat.“

„Nun, Guste, es scheint, daß Du Dich erholt hast,“ sagte die Herrin, „ich schenke Dir den Rest Deiner Erzählung. Mache Dich jetzt an das Kartoffelschälen.“

Guste erhob sich, legte ihr Tuch fort und nahm eine Schüssel Kartoffeln in Arbeit, sagte aber dabei:

„Ne, jnädige Frau, es duht mich wahrhaftig leid, aber diesmal kann ick nischt jeschenkt nehmen, denn warum, die Jeschichte jeht die jnädige Frau ooch an, Se werden es jleich erfahren, un es is immer besser man weeß, mit wem man es zu duhn hat, dat man sich darnach richten kann. De Frau Flederdey hat also jethan, als wenn se von nischt wüßte, det Sündenjeld hat se injesackt, un de Schmucksachen hat se verstochen vor ihrem Mann, un die Schuhflickersfrau hat die Kupplerarbeit besorgt. Der Flederdey, was 'n sehr rechtschaffener Mann sein soll, is immer erst am Abend aus de Fabrik jekommen un morjens wieder hinjemacht, so daß er von der Wirtschaft im Hause nichts merkte. Sonntags is er immer zu Hause, jeht nich in de Wirtshäuser un will sich for de schwere Wochenarbeit in seiner Familie erholen. Nu jibt et hier allerlei Ufwiegler, die de Arbeiter vorreden von de neue Zeit, die for de Armut anjebrochen is, dat det Arbeiten for se ufhören thät un dat Jeschlemme nu for sie an de Reihe käme. Det war

nu so recht wat for unsern versoffenen Schuhflicker; det paßte ihm. Er hatte mich schon en paarmal jesagt, dat er nur noch Wein und Champagner trinken thäte, wat 'nen feinen Affen jäbe un keenen jemeinen Kater mehr — ick hab' jemeint, der Kerl is voll, un hab nich druff jeachtet. Aber er hat ooch Jeld jekriegt, un dat war kein Schwindel. Jeld zum Saufen un Faulenzen, un dat bracht er aus Versammlungen mit, wo Reden jehalten worden sind un zum Schluß Jeld verteilt wurde. Aus de Borsigsche Fabrik waren auch etliche Arbeiter dabei, aber se wollten auch an die Werkführer, un da stand der Herr Flederdey ihnen eklich im Wege. Nu wird sich denn der versoffene Schuster vermessen, den Flederdey rumzukriegen, un nachdem er seinen Rausch von jestern abend ausjeschlafen hat, ruffjehen in de dritte Etage. Er kam an den unrechten Mann, Herr Flederdey wies ihm die Thüre un drohte ihn anzuzeigen. Da hat denn der Schuster jesagt: ‚Wenn ick anstatt nichtsnutzige Krüppel 'ne einträgliche Tochter hätte wie Sie, dann würde ick's ooch noch eene Weile aushalten können; mir wundert's nur, daß Sie noch nich in de erste Etage herunterjezogen sind.‘ Nu gab's Erklärungen, und der Flederdey wollte dem infamen Verleumder an den Hals. ‚Fragen Sie doch erst 'mal Ihre Frau, wo der Schmuck und det viele Jeld herkommt, wat det Kind immer aus de Nachmittagsstunden mitbringt.‘ Der Mann is kreideweiß jeworden, hat de Schuster jesagt, un is still in die Kammer jegangen un hat

seine Frau an den Hals jepackt un se vor den Schuster jeschleppt: ‚Sag ihm, daß er lügt!‘ hat er janz heiser jesagt. Un die Frau is frech uffjetreten un hat allens jeleugnet; de Tochter aber, die hat se vorher verstochen. Nu hat der Schuster sich uf seine Frau berufen, die wollt natürlich nich ruffkommen, un da hat der Flederdey sich runterjemacht un is in den Keller jerannt. Da is et denn losjegangen, un se haben et ihm allens haarklein verzählt. Weil der Mann stumm in de Ecke jehockt hat, darum hat die Schustersfrau jedacht, er kriegt en Insehen un hat ihm jesagt: ‚Sind Se doch man nich dumm, nehmen Se et hin, det schöne Jeld — andere nehmen et ooch un sind vornehm dabei jeworden. Ick wollt', det infame Krüppelpack hier taugte zu wat besserem als zum Betteln — ick wollt' se wohl anders in Ehren halten.‘ Da is der arme Vater uffgefahren und hat jeschrieen: ‚Verfluchte Kupplerin!‘ un hat sich uf ihr jestürzt un sie jewürgt. Na — und nu bin ick jerade dazu jekommen; hernach da hat der Mann jeweint, aber nich wie andere Menschen, ick jlob' — Jott verzeih mich den Jedanken — er hat Blut jeweint. Un dann is er 'raus und de Treppe rufjeschwankt wie 'n Betrunkener, un der Schuster hat jesagt: ‚Den haben wir, dat wird eener von unsere Besten!‘ Die Frau aber hat ihm zujeblinkt, dat er schweijen soll wejen mir, aber er hat jesagt: ‚Ach wat, der Doktor in de Dorotheenstraße is eener von de Roten, da is keen Verstecken nich nötig. Her mit det Mittagbrot un nächstensmal

'ne Flasche Wein mitjebracht, det haben wir zu fordern!'"

Guste schälte während ihrer Erzählung mit zunehmendem Eifer, die Kartoffeln sprangen nur so aus ihrer Hand in das Gefäß mit Wasser, aber kein einzigesmal hob das Mädchen dabei die Augen zu ihrer Herrin.

Diese hörte schweigend zu, nur ein paar gedrängte Atemzüge verrieten mehr als gewöhnlichen Anteil, und als Guste die Erzählung und die Arbeit zugleich geendet und sich energisch mit der Schüssel in der Hand erhob, da sagte ihr die Herrin in der gewöhnlichen ruhigen Art:

„Koche jetzt die Klößchen ab und rühre mir das Eigelb sorgfältig klar, ehe Du es an die Sauce thust — über Dein Erlebnis von heute schweige gegen jedermann, bis Du weiteres von mir hörst."

Das Schlüsselkörbchen ergreifend, verließ sie die Küche. Kaum hatte die Herrin die Thüre hinter sich geschlossen, so ließ Guste in ihrem Arbeitseifer eine Pause eintreten.

„Jemerkt habe ick et wohl, dat et ihr anjriff, aber sparen konnt' ick et ihr nich!" sagte sie vor sich hin, und dann rasselte sie mit ihren Kasserolen und rührte ihre Sauce klar.

Im Wohnzimmer ging Trudlieschen singend auf und ab, als die Mutter eintrat. Sie ordnete die Blumen im Ständer und zwischen den Fenstern, nachdem sie die Pflanzen draußen begossen und eingesprengt hatte. Das Ordnen und Säubern der

vielen Sächelchen, die sich auf den Paneelen, Tischen und Schränken befanden, gehörte zu ihren täglichen Beschäftigungen; heute that sie ihre Arbeit in froher Feiertagsstimmung, denn Trudlieschen liebte den Sonntag und pflegte schon morgens beim Erwachen, glücklich lächelnd, auszurufen:

„Ach, es ist ja Sonntag! Ei, guten Morgen, du lieber, lieber Sonntag du!“

Beim Eintreten der Mutter unterbrach sie ihr Singen und rief sehr dringlich:

„Mutterchen, darf ich heute mein Weihnachtskleid anziehen? Ich habe es erst zweimal angehabt!“

„Ja,“ antwortete die Mutter.

„Und die hübsche Korallenkette anlegen?“

„Ja,“ kam es wieder von den Lippen der Mutter.

„Bitte, Mutterchen, gib mir auch einen Kragen heraus.“

„Hier!“ Frau Bertha legte eine weiße Stickerei auf den Tisch.

„Aber liebes Mutterchen, was fehlt Dir?“ fragte Trudlieschen, plötzlich in ihrer Feiertagsfreude gestört. „Du bist ja so einsilbig?“

Sie legte schnell ihr kleines Handwerkszeug zusammen in das dafür bestimmte Körbchen und umfaßte mit der freien Hand die Mutter, deren Antlitz sie nun erst betrachtete.

„So ernst, liebe Mutter, und es ist doch Sonntag?“

„Mir ist eben ein Schatten in den Sonntag gefallen, Trudlieschen," antwortete Frau Bertha.

„Ei, Mutter, es ist alles so hell und schön, so feiertagsmäßig und blumengeschmückt, das ganze Haus wie ein heller Altar — wo hast Du den Schatten gesehen?"

„Er fiel von außen herein, mein Kind."

Trudlieschen zuckte zusammen, so daß das Körbchen von ihrem Arm fiel; aller Sonnenschein war aus dem Gesicht entschwunden, und sie fragte bange:

„Mutter — ist Heinz wieder krank?"

„Nein, nein, mein Liebling, es ist nichts, was Dich kümmern darf; fremdes Leid war's, von dem ich hörte."

Schnell erleichtert und dankbar küßte Trudlieschen die blasse Wange der geliebten Mutter und sagte schmeichelnd:

„Gewiß wieder arme Leute? Wir schicken ihnen heute von unserem Putenbraten, Mutter, und ich nehme einen Korb voll Allerlei mit, da sehe ich zu, was für sie brauchbar ist. Abgelegte Kleider haben wir nicht mehr, aber Heinz' Schwester hat mir versprochen, von ihren Sachen einiges auszusuchen — da gehe ich nachmittags einmal hin mit Gusten — nicht, Mutterchen?"

Frau Bertha umfaßte ihr Kind mit zärtlicher Inbrunst, küßte es und sah über dem blonden Haupt, welches sie wie ein teures Kleinod schützend an sich preßte, zum Himmel auf.

„Warum, o Herr?" fragte ihr ernster Blick. Zu

dem Mädchen sagte sie: „Diesmal können wir mit den Gaben unseres Mitleids nicht helfen, Trudlieschen; die Schatten der Armut können wir lichten, die der Sünde nicht."

„O doch, Mutterchen," sagte Trudlieschen eifrig, indem sie sich schnell aufrichtete; „wozu wäre denn das Gebet? Die kleinen Kinder, die noch nichts vom Heiland wissen, müssen zu ihm getragen werden; wenn große Menschen ihn verloren haben, trägt man sie eben auch zu ihm." Mit kindlichem, herzigem Lachen fügte sie hinzu: „Sie wiegen ja zum Glück mit all ihren Sünden für unsere Gebetsflügel nicht schwerer als die unschuldigen Kleinen, nicht wahr, Mutterle?"

„Du hast recht, mein Liebling! Sieh, wie schnell man im Reiche Gottes wächst! Da ist das Kind schon zur Lehrerin der Mutter geworden."

Die Hausglocke ertönte, und Trudlieschen schaute vom Erkerfenster auf die Straße.

„Besuch, Mutterchen! Onkel Singletten steht vor der Thür."

„Geh, laß ihn ein und mache dann Deine Toilette, Kind."

Bald darauf stand die hohe, schlanke Gestalt des Major von Singletten vor Bertha.

Im Paradeanzug, den Helm in der Hand, freudige Aufregung in den Zügen, begann er:

„Verzeih, liebe Schwägerin, wenn ich Dich zu ungewohnter Zeit überfalle, aber in der Freude meines Herzens konnte ich nicht vorübergehen, ohne

Dir Mitteilung von einem stolzen Glück zu machen, welches uns zu teil geworden. Franz ist zum Leibpagen der Fürstin Liegnitz ernannt. Ihre Durchlaucht hatten die Gnade, mich zu einer Audienz zu befehlen, um Hochderselben meinen Sohn persönlich vorzustellen. Wir kommen soeben aus dem Palais, Franz eilte voraus zur Mutter."

Die Mitteilung machte den erwarteten Eindruck nicht, Bertha reichte dem Schwager die Hand und sagte in ruhiger Freundlichkeit:

„Ich gratulire Dir zu dieser Auszeichnung, sie ist ein Beweis von der guten Führung Deines Sohnes; ich war stets überzeugt, daß ihr noch viel Freude an Franz erleben würdet."

„Du scheinst diese Auszeichnung nur als Zensur gelten zu lassen," äußerte Singletten etwas verletzt; „als solche würde sie mich befriedigen; die Ehre aber, welche sie in sich schließt, macht mich stolz."

„Mich würde die Zensur stolz machen und die Ehre befriedigen! Es kommt aber schließlich auf das Gleiche heraus, wenn Dir der Sohn durch diese Auszeichnung werter wird und ihr euch inniger aneinander schließt — so soll's mir eine rechte Herzensfreude sein."

Der Gast hatte im Erker, Bertha gegenüber, Platz genommen. Es war ein anmutiger, behaglicher Raum, in welchem Singletten hoch aufgerichtet, den Helm neben sich, das scharfgeschnittene Gesicht wachsam, jede Muskel gespannt, au qui vive wie ein militärischer Posten dasaß, nicht wie ein traulicher

Besucher. Der Major hätte ein schöner Mann sein können, wenn nicht alles zu straff an ihm gewesen wäre; selbst sein Blick erinnerte an eine gespannte Bogensehne. Und doch war eben jetzt sein Herz erschlossen wie selten; es bedurfte eben so starker Bewegungen wie das heutige Ereignis, um den Herzensquell zu unmittelbaren Ausgaben zu veranlassen.

„Du bist noch ganz dieselbe, Bertha," sagte er, zum erstenmal auf die Vergangenheit anspielend und zugleich von dem Vornamen Gebrauch machend, der ihm einst so teuer gewesen, beinahe teurer als sein Stolz, „dieselbe in Deiner Milde, Deiner Güte, und — ich möchte sagen — der naiven Weltanschauung. Deine Gestalt ist voller, Dein Antlitz ein wenig schmäler und Dein Lächeln ein wenig ernster geworden, sonst bist Du unverändert." Dabei sah er die Schwägerin so scharf und aufmerksam an, als fiele ihm das Gesagte eben erst auf. „Die Ruhe und Klarheit, welche auf Deiner Stirne thront, werden, glaube ich, sogar Dein Haar einst vor dem Ergrauen hüten; sieh, wie alt ich geworden" — er fuhr mit der Hand über das Haar — „sogar im Schnurrbart finden sich schon weiße Haare."

„Du thust stets zu viel und verzehrst Dich in selbstgeschaffener Unruhe."

„Das ist es nicht — auch Du bist rastlos thätig, Bertha; man kann es mit seiner Pflicht nicht ernst genug nehmen."

„Ich bescheide mich aber mit meiner Pflicht und

überlasse der Vorsehung gerne die Dispositionen und die Sorgen."

„Hast Du Sorgen?" fragte Singletten, mit den scharfen dunklen Augen das Antlitz der Frau durchforschend.

Unter seinen Blicken färbten sich ein wenig die Wangen Berthas, sie antwortete aber scherzend und ohne Befangenheit:

„Du magst ruhig neben mir verweilen — so viel als nötig ist, um den Neid der Götter zu versöhnen, besitze auch ich an Sorgen."

Frau Bertha und ihr Erker gewannen Einfluß auf den starren Gast in dieser guten Stunde; Singletten öffnete ein paar Knöpfe der Uniform und lehnte sich zurück.

„Du bist eine seltene Frau," sagte er, „verstehst es, das Leben angenehm zu machen. Wenn Erna diese liebenswürdigen Eigenschaften besäße ..." Er brach ab und seufzte.

„Die Eigenschaft besitzt sie gewiß, aber nicht die Gelegenheit."

„Nein, nein," entgegnete Singletten, strenge abwehrend, „es fehlen Erna die Grundbedingungen zum Beglücken, die Geradheit und Lauterkeit, die Ruhe und Heiterkeit der eigenen Seele."

„Willst Du mir ein gutgemeintes Wort gestatten?" fragte Bertha warm.

Singletten neigte sich über die Hand der Schwägerin.

„Es gibt keinen Menschen auf der Welt, dem ich das lieber gestattete als Dir."

Bertha betrachtete ein paar Sekunden lang die wachsamen Augen und festgeschlossenen Züge des Schwagers, dann mit einem halb unterdrückten Seufzer, aber mit ihrem innigen Ernst, der selten des Eindrucks verfehlte, sagte sie:

„Fordere weniger und gib mehr; versuche es, glücklich zu machen, und Du wirst selber glücklicher sein.“

Ohne den Ausdruck zu verändern, als ob ihn die Sache rein wissenschaftlich interessire, fragte Singletten:

„Lebt Hellmuth nach diesem Rezept?“

„Es ist genug, wenn nur eins darnach lebt.“

„So lehre doch Erna diese Kunst; es ist richtiger, wenn sich das Weib in den Mann schickt.“

„Die Aufgabe ist ihr zu schwer gemacht, indem Du sie auf Dich allein ausgerechnet hast.“

„Erna ist schwach, sie bedarf einer festen Richtschnur.“

„Laß einmal diese Richtschnur, beuge Dich zur Schwachen herab, und Du ziehst sie zu Dir empor.“

„Ich bin von Natur nicht biegsam.“

„Um so mehr wird sie das Opfer anerkennen.“

„Meine Ueberzeugung kann ich nicht opfern.“

„Du hast schon Besseres geopfert!“ entfuhr es schnell den Lippen Berthas.

„Bertha —“

Die letzten Worte hatten den Schleier zerrissen, der die Vergangenheit deckte. Sie war nicht tot — die gemeinsame Vergangenheit. Beide hatten während des Gesprächs heimlich ihren Pulsschlag gefühlt, nun

trat sie hervor, und Bertha bekannte sich zuerst freimütig zu ihr.

„Dem Wahn, Richard, der einst Dein und mein Glück forderte, demselben bringst Du noch heute — unweigerlich — die grausamsten Opfer. Die Liebe der Deinen, den Frieden Deines Hauses, den warmen Sonnenschein Deines Lebens — diese höchsten Güter opferst Du dem kalten Glanz und einem leeren Begriff."

Singletten hatte sich hoch aufgerichtet.

„Keinem leeren Begriff, es handelt sich um mein heiligstes Gut, die Ehre. Ich bin Soldat mit Leib und Seele; subtiler wie die Ehre des Weibes ist die des Offiziers, kein Opfer ist zu groß für sie. Vor zwanzig Jahren brachte ich ihr das schwerste, ich würde es heute wieder bringen, wenn es sein müßte; bereuen kann ich nur das Unrecht, welches ich Dir angethan, und ich gestehe Dir, daß diese Schuld mein Leben vergällt hat. Vor dem ersten unbewußten Liebesstrahl Deiner Augen, vor dem ersten süßen Verrat Deiner unschuldigen Lippen hätte ich fliehen sollen, aber ich war jung und liebte mit der beseligenden Unbesonnenheit der ersten Liebe, die keine Gefahr sieht."

„Beim zweitenmal warst Du vorsichtiger," sagte Bertha in bitterem Spott.

„Das ungütige Wort sieht Dir nicht ähnlich, Bertha. Ich habe niemals wieder lieben können wie damals; es war, als hätte sich mein Herz ausgeliebt für das Leben."

„So rächt sich die Liebe! Du opfertest sie einem Wahn, und sie überläßt diesem für immer die Herrschaft in Deinem Herzen."

„Wahn, sagst Du? Man verdächtigte mich, daß ich die Tochter des Handwerkers nur ihres Reichtums halber heiraten wollte."

„Dein Gewissen sprach Dich davon frei."

„Wie ich den Stahl meiner Klinge vor Rost, so muß ich meine Ehre vor dem Hauch der Verleumdung schützen. Sie darf nicht in Zweifel gezogen werden können, auch der ungerechteste Vorwurf würde sie anfressen, sobald eine Handlung vorliegt, die eine Deutung zuläßt. Des Offiziers Ehre ist subtiler wie die des Weibes, habe ich gesagt; das Weib verliert den innern Halt erst durch die eigene Schuld, die Ehre des Offiziers geht dem eigenen Bewußtsein verloren, sobald sie von anderen angezweifelt werden kann — und mit der Ehre ist das Leben des Offiziers vernichtet. Das hebt den Offizier auf eine Höhe, die kein anderer erreicht, selbst der Höchstgeborene nicht."

„Mir will diese Ehre wie der unersättliche Götze des finstern Heidentums erscheinen, eine selbstgeschaffene endlose Opferqual."

„Das erste Opfer hat mich gehärtet und gestählt für alle späteren!"

„Richard, frevle nicht! Du weißt nicht, was Dein grausamer Götze noch von Dir fordern könnte."

„Wo ich die Berechtigung erkannt, scheue ich keine Konsequenz. Ich zahle unter allen Umständen, was

ich schuldig bin. Eine einzige unausgeglichene Schuld birgt mein Leben, es ist eine alte Schuld, und die Gläubigerin bist Du. Auf jenen letzten Brief antwortetest Du nie, wir sahen uns nicht wieder, bis Du mir hier auf der Schwelle Deines Hauses die Hand entgegenstrecktest. Das war großmütig, in Deinen Blicken las ich Vergebung — aber die Schuld mahnt noch immer, und mein Herz verlangt nach Buße."

„Dein Herz nicht, Richard, das Herz rechnet nicht; es ist Dein Stolz, der die Buße verlangt, weil er niemand etwas schuldig bleiben und auch die Vergebung nicht geschenkt nehmen will. Mache die Deinen glücklich, Richard, dann ist die Rechnung ausgeglichen."

„Glück ist ein Begriff, über welchen sich nie zwei Menschen völlig verständigen werden. Wann ist die Aufgabe gelöst? Wer entscheidet darüber? Wer ist glücklich? Bist Du es?"

Berthas gütiger Ausdruck wandelte sich.

„Die letzte Frage gestatte ich Dir nicht!" antwortete sie beinahe streng.

„Wohl, Du bist im Recht! Es bleibt also auch bei der Vergebung ein Rest. Vielleicht bist Du glücklicher, als Du es an meiner Seite geworden wärest, nichtsdestoweniger bin ich Dir Positives schuldig geblieben; fordere etwas, womit ich mir selber genügen kann, Bertha."

Sie legte die Hand über ihre Augen, sein Blick that ihr weh und machte ihr angst.

„Ich will mir's vorbehalten," sagte sie beschwichtigend, „und werde Dich mahnen, wenn es Zeit ist."

Singletten hob die Hand wie zum Schwur. „Fordere, Bertha — das Leben — wenn Du willst — ich bin Dir's schuldig geblieben — Du hast mein Ehrenwort — ich erwarte Deine Mahnung." Dann setzte er ruhiger hinzu: „Noch eins, ehe wir diese Unterhaltung schließen, welche Du allein wieder aufnehmen sollst — wir haben einige wenige Briefe gewechselt. Die Deinen könnte ein Engel lesen, ohne zu erröten, ich habe mich nie von ihnen trennen können, es ging ein Segen davon aus — über Schmerz und Schuld hinfort — willst Du die Briefe zurück haben?"

„Ich brauche mich keines Wortes zu schämen — behalte oder vernichte sie — nach Belieben."

Singletten neigte sich zum andernmal über die Hand der Schwägerin.

„Heiliger und werter, als sie mir bereits waren, konnten sie nicht mehr werden, Dein Vertrauen macht mich aber stolz. Besitzest Du meine Briefe noch?" fragte er darauf in feierlicher Wichtigkeit.

Bertha lächelte ein wenig.

„Frauen entschließen sich noch schwerer dazu, irgend etwas zu vernichten; ich habe manches Unnütze aufgehoben — darunter auch jene Briefe."

„Es sind Schuldbriefe, bewahre sie bis zu dem Tage, an welchem Du mir gestattest, sie einzulösen."

„Ich kann sie Dir gleich geben."

Er streckte abwehrend die Hand aus.

„Nein, ich nehme sie nicht eher, bis ich der Schuld ledig geworden!“

„Wir sehen euch heute abend?“ fragte Bertha ablenkend.

„Ich werde nicht verfehlen, euch meinen Sohn in seiner neuen Würde vorzustellen.“

„Nicht so feierlich, Richard! Du trägst stets die Waffen, wenn auch nur zum Schmuck. Könnt ihr — Du und Franz — nicht den Soldaten zu Hause lassen? Ohne die Uniform würdet ihr euch behaglicher bei uns fühlen. Hellmuth fehlt jedes Verständnis dafür.“

Singletten nahm Anstoß an dieser Bemerkung. Aufmerksam und argwöhnisch fragte er:

„Kommt etwa Utwende in Zivil zu euch? Wo meine Uniform nicht hinpaßt, gehöre ich selbst nicht hin — mir ist sie kein Zwang.“

„Nun, es war der Vorschlag einer Hausfrau, der es um die Behaglichkeit der Gäste zu thun ist. Utwende war stets in Uniform hier — entschuldige, wenn ich etwas Ungeschicktes sagte.“

„Auf Wiedersehen, Bertha!“

Er küßte wiederum die Hand der Schwägerin und verließ sie, wie er gekommen, gesammelt und geschlossen, als hätte er einen militärischen Rapport abgegeben.

Als er gegangen, blieb Bertha eine Weile mitten im Zimmer stehen, in Gedanken verloren.

„Es grenzt an Wahnsinn,“ wiederholte sie innerlich mehrmals.

„Mutter, Guste wartet auf Dich wegen des Bratens!" rief Trudlieschen in das Zimmer hinein.

„Ich komme!" antwortete Frau Bertha.

Ehe sie aber ihr Schlüsselkörbchen ergriff und der Tochter folgte, hob sie mit einer ausdrucksvollen, inbrünstigen Geberde die Arme empor.

„Inzwischen," flüsterte sie.

Der Last, die ihr heute zugefallen, wollte sie sich nicht entziehen, aber die tägliche Pflicht beanspruchte ihre Gedanken und ihre Kraft; diese kleinen Forderungen setzten das Getriebe des Lebens in Bewegung, und sie mußte ihnen voll genügen, darum gab sie inzwischen die Bürde in gute Obhut.

Ihr Herz war empfänglich für jedes Leid und stets bereit zu helfen; mutloses Versinken in die Nacht des Lebens, wie es sich bei Albert zeigte, war ihr so fremd wie die haarscharfe Richtschnur, auf welcher Singletten sich selbst über jede Anfechtung und Mitleidenschaft hielt.

Alberts tiefes Empfinden trug so wenig Früchte der Liebe wie die Gewissensstrenge Singlettens; der eine war zum Egoisten, der andere zum Pessimisten geworden.

Trudlieschen ahnte nichts von den Kümmernissen der Mutter. In ihrer hübschen Toilette und in einem undefinirbaren Glücksgefühl strahlte sie bei dem Mittagsmahl. Der Vater betrachtete sein Kind voll Stolz und lobte mehrmals ihre flinken, anmutigen und umsichtigen Dienste; dabei warf er wohl einen halben Blick auf seine Frau, nahm aber zu

seiner Befriedigung keinen Triumph auf ihrem Antlitz wahr.

Trotz des wohlgelungenen Diners und der gewohnten freundlichen Ruhe, mit welcher Frau Bertha dem Mahle vorstand, bemerkte Hellmuth sehr wohl, daß etwas fehlte; er kannte das helle, klare Gesicht seiner Frau zu genau, hütete sich aber zu fragen, weil sein Gewissen nicht rein war.

Nach dem Essen lagerte sich Hellmuth in seinem boisirten Rauchzimmer auf dem breiten Lehnstuhl zur behaglichen Siesta, während Frau Bertha ihm den Kaffee servirte und Trudlieschen seinen Rauchapparat zusammenstellte.

Nach Tisch zog Hellmuth eine Pfeife der Cigarre vor, weil erstere die Pausen des Nachdenkens besser vertrug.

Trudlieschen zündete den Fidibus an und sagte scherzend:

„Wie der Vater hier sitzt! Ein absoluter Herrscher! Nicht wahr, Mutterchen?"

Sie legte den Fidibus an den Pfeifenkopf; den Vater verhinderten die kräftigen Züge, zu antworten, und die Mutter schwieg mit einem seltsamen Ausdruck.

„Wie ein rechter Pascha, dem alles dient und auf den alles abgezweckt ist," fuhr das Mädchen lachend fort; es durfte dem Vater gegenüber etwas wagen. Den abgebrannten Rest des Papiers von ihrem Kleide haltend, küßte Trudlieschen des Vaters breite dunkle Stirn.

„Mir dienen aber keine Sklaven,“ sagte Hellmuth, auf den Scherz der Tochter etwas gezwungen eingehend.

„Die machen wir entbehrlich — sonst — ich meine, sie könnten Dir zu Gesicht stehen, und Du würdest ein ganzes Serail voll Sklaven zu gebrauchen wissen.“

„Wie kommst Du zu solch albernen Vorstellungen?“ fragte Hellmuth viel gereizter, als die Veranlassung rechtfertigte.

Trudlieschen entfloh mit einer Geberde komischen Erschreckens.

Hellmuth sah mißtrauisch auf seine Frau, die noch mit dem Kaffee beschäftigt war. Sie pflegte ihm keine „Scene“ zu machen, wie andere Frauen wohl thun, und das Stündchen nach der Mahlzeit wußte sie zu respektiren, wie es zum Wohlbefinden von Körper und Seele nötig ist — aber — sein Kind hatte wie absichtlich auf den Punkt gezielt, der heute morgen zwischen Bertha und ihm streitig gewesen, und die stille Frau hatte offenbar etwas auf dem Herzen.

Sie sagte indessen nichts, sondern wartete wie gewöhnlich, bis er die Kaffeetasse geleert, nahm ihm diese ab und äußerte nur noch beiläufig:

„Singletten war auch morgens hier; Franz ist Leibpage der Fürstin Liegnitz geworden. Ich vergaß fast daran — er wird erwarten, daß Du von dem Ereignis unterrichtet bist und ihn mit einem Glückwunsch empfängst.“

„Soll der unangenehme Mensch mir etwa wieder den Sonntag Abend verderben?“

„Du hast den Empfangstag am Sonntag eingerichtet und Deine Verwandtschaft dazu aufgefordert.“

„Das bin ich meiner Schwester schuldig; für ihn war die Einladung nur eine Form der Höflichkeit. Sein wachsames Schweigen und seine unbeugsame Haltung stört jede Behaglichkeit, oder“ — er drehte sich nach der Frau um, die ihn bisher nicht angesehen — „ist Dir dies remember angenehm?“

„Du hast mich nicht darnach gefragt, als Du ihn einludest, Hellmuth; vertrage ihn nun, so gut Du kannst, ich werde ihm als meinem Gast und Deinem Schwager die Berücksichtigung widerfahren lassen, die er fordern kann.“ Damit ging sie hinaus.

Am Nachmittag war es still im Oldenflethschen Hause; Frau Bertha saß im Erker und arbeitete — sie konnte auch am Sonntag die Hände nicht ruhen lassen. Der Hausherr schlief, und Trudlieschen schaute zum Fenster hinaus, hin und wieder auch nach der Uhr. Um vier Uhr pflegte Curd zu kommen, mitunter brachte er Franz mit; heute erwartete sie den Vetter Singletten erst später mit seinen Eltern; die Mutter hatte ihr auch von der Ernennung zum Pagen der Fürstin gesagt, und die Nachricht wurde von Trudlieschen mit mehr Wichtigkeit entgegengenommen als von Mutter und Vater. Sie war gewohnt, Curd als etwas ganz Außerordentliches zu betrachten, und wunderte sich, daß der unschöne und linkische Franz zu gleicher Auszeichnung gelangt war.

„Mutter — Mutter — sie kommen!“ rief das Mädchen plötzlich aus dem Nebenzimmer.

„Wer?“ fragte die Mutter, aus ihrem Sinnen geweckt, welches sie weit fortgeführt.

„Curd und Albert mit Heinz, Mutter,“ antwortete Trudlieschen ganz aufgeregt.

Frau Bertha blickte nach der Uhr.

„Es ist noch früh — bringe sie zu mir, Trudlieschen, und schließe das Eßzimmer, damit der Vater da hinten nicht gestört wird.“

Draußen ertönte bald darauf das gewisse leise Klirren beim Ablegen der Waffen.

Wie stimmungsvoll berührte dies Geräusch das Ohr des Mädchens. Trudlieschen konnte es nicht erwarten, bis ihre Gäste Einlaß begehrten, sie öffnete ihnen im voraus die Thüre.

Da standen sie in der dunklen Entrée vor ihr, aus dem Abenddämmern schaute ihr zunächst Alberts bleiches Gesicht mit dem hellen, aufstehenden Haar entgegen, er war stets zuerst fertig, denn er verschmähte eine Aufbesserung seiner Toilette; hinter ihm und über ihm fort lachte ihr Curd zu, er zwang die kurzen Locken mit der Bürste in die vorgeschriebene Form, und tiefer aus dem Abenddunkel grüßte sie Heinz von Utwende. Trudlieschen mußte lachen — vor lauter Vergnügen, und dem Vetter Curd beide Hände reichend, rief sie an ihm vorüber:

„O Heinz, ich sehe nur ein Dreieck von Ihnen, und das ist Ihr Gesicht! Wie froh bin ich, daß Sie wieder gesund sind!“

Die Krankheit hatte das angesprochene Antlitz noch etwas schärfer geeckt, die Stirn lag breiter unter dem üppigen Haar, welches sich an den Schläfen stark lockte, und das Kinn erschien spitzer durch die schmäler gewordenen Wangen.

In mütterlich freundlicher Art begrüßte Frau Bertha ihre jungen Gäste. Curd und Heinz küßten ihr die Hände und legten eine warme Hingebung in diesen Akt der Galanterie; um so schroffer erschien Albert, der die ihm entgegengestreckte Hand festhielt und ohne Gruß oder Verneigung als erstes die barsche Frage that:

„Haben Sie mir heute vielleicht ein Dutzend Oberhemden geschickt?"

„Ich?" fragte Frau von Oldenfleth überrascht. „Nein, lieber Herr von der Brecken, wie sollte ich dazu kommen?"

Die Hand der Dame fallen lassend, fuhr Albert mit den Fingern durch sein Haar.

„Das wollte ich eben wissen. Wenn Sie es nicht sind, so weiß ich nicht, wer auf eine so unmotivirte Fürsorge verfallen ist."

„Ein Dutzend Oberhemden hast Du geschenkt bekommen?" fragte Curd neugierig, und Heinz wie Trudlieschen zeigten sich ebenso interessirt.

„Scheint so!" antwortete Albert gleichgiltig.

„Wie wurde Dir denn das Geschenk zugestellt?"

„Es wurde bei der Wirtin abgegeben. Ein Irrtum ist ausgeschlossen, denn auf dem Paket stand groß und deutlich mein Name."

„Wie war es denn verpackt?" wollte Trudlieschen wissen.

„In einen Karton, mit blauseidenen Bändern umwickelt."

„Dann ist es direkt von einer Dame abgesandt und nicht aus einem Geschäft gekommen; dort nimmt man keine blauseidenen Bänder zum Einpacken," behauptete das junge Mädchen.

Man amüsirte sich in dem kleinen Kreise über den Fall und Curd meinte:

„Du mußt unbedingt irgend einer mildthätigen Dame als wäschebedürftig aufgefallen sein."

Albert antwortete hierauf ruhig:

„Meines Wissens habe ich noch immer ein Hemd angehabt."

„Vielleicht aber nicht immer Manschetten," wendete Trudlieschen ein.

„O doch, Manschetten trägt er stets, schon weil er sie zu Notizen und Farbenproben benützt," erklärte Curd.

Albert zog die linke Manschette hervor, betrachtete flüchtig eine Farbenskala am obern Rand und entschuldigte sich:

„Im übrigen ist die Manschette ganz rein. Ich benützte sie gerade nur, weil ich eine Wirkung auf Weiß versuchen wollte."

Frau Bertha schüttelte den Kopf und Curd erzählte:

„Er treibt den Vandalismus noch weiter, Tantchen —"

„Bist Du etwa der vorwitzige Geber?“ unterbrach ihn Albert scharf.

„Nein, an diesem Attentat bin ich unschuldig, es werden aber auch andere beobachtet haben, was ich bei Dir im Atelier erlebte, daß Du zum Beispiel ein frisch geplättetes Hemd in Fetzen rissest.“

Albert schwieg. Er erinnerte sich allerdings eines solchen Falles. Mademoiselle de Masseigneux saß ihm, und die Wäscherin brachte die Wochenwäsche in das Atelier, weil ihr unten in seiner Wohnung niemand geöffnet hatte. Die Erscheinung der Frau hatte ihn nicht genirt, er bezahlte sie, wobei er ein recht leeres Portemonnaie zeigte, und warf die Wäsche in die schon öfter genannte Truhe, aus welcher er etwas später ein Hemd hervorholte, um es in Stücke zu reißen. Sibylle hatte sehr erstaunt gefragt: „Que faites-vous là, monsieur?“ und eine kurze Erklärung erhalten. Daß sie die anonyme Geberin sein könnte, war ihm bisher nicht eingefallen.

„Eine Impertinenz!“ sagte er vor sich hin.

Er hatte eine Art, Worte fallen zu lassen, gleichgiltig und nichtachtend, ohne das Gesicht zu verziehen, als ob er es nicht der Mühe wert hielt, mehr davon zu reden.

Curd hatte auch an die schöne Sibylle gedacht, eine Vermutung aber für zu unwahrscheinlich gehalten, um sie zu äußern; doch stieg der Name im Laufe des Gesprächs mehrmals auf seine Lippen, und Heinz ergriff ihn.

Er hatte seines rheumatischen Leidens wegen in

diesem Winter keine Gesellschaften mitgemacht, Mademoiselle de Masseigneux aber bereits im vergangenen Winter kennen gelernt.

„Sie ist nicht mein Genre,“ antwortete er auf eine Frage Frau von Oldenfleths, „es geht mir mit ihr wie mit den exotischen Pflanzen, ich staune die fremden Blumen heißerer Zonen an, liebe aber meine heimischen viel mehr.“

„Das kann ich nicht behaupten,“ sagte Curd lebhaft, „die Veilchen, Rosen und Vergißmeinnicht will ich nicht verkleinern, aber man hat sie immer und kennt sie so genau.“

„Unter den unbekannten exotischen Pflanzen könnte man leicht auf giftige stoßen,“ gab Trudlieschen ihm zu bedenken.

„Die Gefahr würde das Vergnügen an ihnen nur erhöhen,“ antwortete Curd und fuhr, durch die Erinnerung belebt, fort, „so ein geheimnisvoller, narkotischer Duft ist gerade das Nette dabei.“

„Wie die Dornen an der Rose,“ persiflirte Heinz.

„Das ist eine bekannte, gröbere Gefahr.“

„Brennesseln thun auch weh,“ erinnerte Trudlieschen.

„Die sind aber Unkraut, noch dazu häßliches Unkraut.“

Albert mischte sich plötzlich in das Gespräch, indem er verächtlich fragte:

„Wer sagt euch denn, daß Nesseln Unkraut sind? Wem sind sie Unkraut? Dem Gärtner vielleicht, der

die Beete säubert und die Natur verhunzt, indem er ihr Zwang anthut! Das Unkraut in euren Gärten ist meist wertvoller in den Augen des Botanikers und schöner in denen des Naturfreundes, als eure Zierpflanzen."

„Mit dem Verhunzen der Natur komme mir nicht, Albert!" wehrte Curd. „Der Mensch bringt erst Zucht und Ordnung in den wilden, wuchernden Reichtum der Natur und veredelt ihre Produkte."

„Ich habe in unvorsichtiger Weise sein Steckenpferd gesattelt," sagte Albert, mit müdem Lächeln an die Hausfrau sich wendend, „nun wird er gleich auf die edle Pferdezucht kommen und uns beweisen, daß das große englische Rassepferd als künstliches Produkt des Menschenwitzes mehr wert ist wie das arabische Urbild."

„Den Vergleich brauche ich nicht anzuziehen, er spricht hier schon für sich selbst," antwortete Curd und blickte, Trudlieschen zunickend, schelmisch von Heinz auf Albert.

Der kleine, naturwüchsige Maler mit seiner ungebändigten Mähne und Manier und der große, kräftige, harmonisch entwickelte und militärisch geschulte Heinz konnten den Vergleich rechtfertigen.

Der Nachmittagskaffee wurde auf dem Tische von der Hausfrau bereitet und von Trudlieschen servirt; kein Diener störte die Unterhaltung.

„Es ist zu reizend, daß man hier immer nur von lieben Händen bedient wird," sagte Heinz, seine Tasse in Empfang nehmend, „es schmeckt ganz anders,

wenn man gar keinen Apparat merkt und alles Gute empfängt wie die vollkommene Gabe aus der Hand des Herrn. Hier bei Ihnen habe ich nie das unangenehme Gefühl, welches mich selbst zu Hause oft beschleicht, als sei die Herrschaft bloß der Dienerschaft wegen da."

„So ist es mit jedem Luxus! Die meisten Menschen sind die Sklaven ihres Besitzes," versetzte Frau Bertha. „Man sollte nicht mehr davon haben, als man bequem selbst beherrschen kann, das übrige ist Ballast."

„Gerade das Unnötige verschönt aber das Leben," behauptete Curd; „ich liebe den Luxus, man muß ihn nur an richtiger Stelle zu gebrauchen wissen."

Albert zuckte dazu die Schultern.

„Mir total unverständlich! Ich sitze auf einem hölzernen Schemel so gut wie auf einem geschnitzten Paradesessel und trinke aus einem Scherben lieber wie aus einem Pokal."

„Für einen modernen Diogenes hast Du aber eine ganze Masse Ballast in der Tonne; ein wirklich bedürfnisloser Mensch ist glücklich, Du aber bist nie zufrieden — item Du hast noch viel zu viel Bedürfnisse," entgegnete Curd.

„Ganz recht," gab Albert zu, „zum Diogenes fehlt mir jede Anlage. Seine Philosophie war der krasseste Egoismus, denn er zog alle Weisheit aus dem Weltkreise und richtete ihre Spitzen auf sich, so mußte er notwendig einen Fleck behalten, der nicht mehr zu teilen war, seine Tonne. Hier ver-

knöcherte er in seinem Egoismus. Wer sich von der Menschheit so zu lösen vermag, daß ihn ihr Glück und ihr Elend nicht mehr berührt, der kann freilich glücklich sein. Wäre ich Katholik, so ginge ich ins Kloster."

Curd lachte ihn aus.

„Das würde wahrhaftig das letzte sein, welches ich Dir zugetraut hätte; ein Freigeist wie Du und ins Kloster gehen!"

„Ich bin eben im Zuschnitt für den Diogenes wie für den Mönch verdorben und muß schon sehen, wie ich mich so hindurchschlage."

Frau Bertha erkundigte sich nach den Eltern Utwendes und erfuhr, daß dieselben den Abend auf einem Ministerrout zubringen und daher dem Oldenflethschen Kreise fehlen werden.

„Sie bleiben aber hier?" fragte Trudlieschen ihren Nachbar Heinz.

„Wenn Sie mich behalten wollen — nur zu gerne. Meine Krankheit dispensirt mich diesen Winter von den offiziellen Festen."

„Was fehlt Ihnen?" fragte Albert brüsk.

„Ich habe an Gelenkrheumatismus gelitten," erklärte Heinz, und Curd erläuterte:

„Der arme Kerl lag im Herbst acht Wochen fest und hat eben einen Rückfall überstanden."

„Es müssen entsetzliche Schmerzen gewesen sein, die Sie ausgehalten haben, mein armer Heinz," sagte Frau Bertha mit zärtlichem Mitleid, „Ihre Mutter erzählte mir davon und rühmte Ihre Geduld."

„Die Schmerzen waren schlimm genug, aber ich hatte es noch gut im Vergleich zu anderen, denen keine sanfte Hand das Kissen richtete und an deren Lager kein treuer Bursche Wache hielt.“

„War Ihnen das eine Genugthuung?“ fragte Albert scharf.

„Eine Genugthuung nicht, aber ein Trost.“

„Ein Trost, daß es anderen noch schlechter geht?“ höhnte Albert.

„Daß es mir besser geht als hundert anderen in ähnlichen Leiden. Wenn ich so unbeweglich in meinem Gipsverband lag und der Schmerz mich überwältigen wollte — da mußte ich dem laut heulenden Aequinoktialsturme lauschen, der um unser Haus raste — und der Armen denken, die in Krankheit und Schmerz obdachlos und einsam waren; das machte mich still und ergeben.“

„Das hätte mich rasend gemacht!“ rief Albert erregt.

„Aber lieber Herr von der Brecken,“ mahnte Frau von Oldenfleth, „eine solche Betrachtung muß doch jedenfalls Dankbarkeit erwecken.“

„Dankbarkeit, daß es für die Qual, die ich empfinde, noch eine Steigerung gibt, daß jeder Schmerz ein millionenfaches Echo findet? Nein, ein Trost würde es mir sein, wenn ich allein litte, wenn ich der einzige Schandfleck in der Schöpfung wäre, und dankbar wollte ich sein, als solcher mich auslöschen zu können aus dem strahlenden All.“

„Wenn Sie so empfinden, so sollte Ihr ganzes

Leben nur dem Dienste der Menschheit gewidmet sein," sagte Frau von Oldenfleth.

„Was nützt es, Atome abtragen von einer sich stets neu erzeugenden Lawine, ein paar Tropfen trocknen, wo ein ewiger Ozean von Thränen schwillt?"

„Sie blicken stets ins Weite und übersehen das Nächste. Ihnen ist eine Spanne Zeit und ein winziger Raum zugemessen, Sie greifen in die Ewigkeit und die Unendlichkeit und straucheln über den Stein auf Ihrem Wege."

Höhnisch erwiderte Albert:

„Freilich! Ginge ich in träger, gedankenloser Selbstsucht dahin, so fände ich keine Steine auf meinem Wege, sondern denselben mit Trost und Dankbarkeit gepolstert."

Heinz wollte etwas erwidern, und Curd richtete sich kampfbereit empor.

Frau Bertha beschwichtigte beide durch Blick und Handbewegung und trat für sie ein, indem sie sich dem Gegner stellte.

„Täuschen Sie sich nicht, Herr von der Brecken, es ist nicht der Geist der Liebe, der Sie zum Märtyrer machen möchte, sondern jener andere Geist, der den Reinen zu Fall brachte, aus welchem ein Engel zum Satanas wurde."

„Du bist ein Rebell, der aus Reih und Glied springt!" konnte Curd sich nicht versagen, dazwischen zu werfen.

Frau Bertha fuhr fort zu sprechen, während Albert mit bleichem Gesicht aus weit offenen Augen

die Redende anstarrte. Er sah selten jemand an, hielt meist den Blick gesenkt, und es frappirte alle, selbst Curd, der den Vetter am besten kannte, daß Alberts Augen den klagenden, hilflosen Schmerz eines Kindes aussprachen, im Gegensatz zu allem, was er sonst durch Wort und Wesen ausdrückte.

„Es ist allerdings ein Ringen mit Gott um den Herrscherstab," hatte Bertha gesagt und dann strenge, in direktem Angriff fortgesetzt: „Wer sind Sie, daß Sie sich das unterfangen? Wie weit blicken, wie lange denken Sie? Sie vermögen kein Sandkorn aus der Schöpfung zu entfernen und wollen Gottes Pläne umstoßen? Sie begreifen nicht einmal, was Sie mit Ihren Sinnen wahrnehmen, und wollen meistern, was darüber hinausgeht, wofür Ihnen kein Wahrnehmungssinn gegeben ist? Haben Sie den rechten Begriff von groß und klein? Was ist vor Gott groß — das Leid, welches Ihnen riesenhaft scheint? Was ist vor ihm klein — das Atom, welches Ihre Augen nicht mehr wahrnehmen, der Wurm, den Sie achtlos zertreten?"

„Ich verlange nur einen Blick zu thun in die Harmonie des Alls und will getröstet und geduldig meine Maulwurfsarbeit fortsetzen. Geben Sie ihn mir, diesen Blick, wenn Sie können," antwortete Albert beinahe weich.

„Das heißt, beweisen Sie mir, daß es einen Gott gibt, der es besser versteht als ich, und ich will mich ihm unterordnen."

„Sie verkennen mich," sagte Albert ruhig, „es

ist mir allein um die Wahrheit zu thun, ich suche sie in und außer mir, ich möchte sagen, nicht für mich. Oft faßt mich ein brennendes Verlangen, das Grausamste, welches ich Menschen erdulden sah, zu durchkosten, in der Hoffnung, Gott darin gerechtfertigt, einen notwendigen Zusammenhang und eine Erklärung in dem scheußlichen Zufallsspiel — wenn Sie wollen, den Gott und seine Rechtfertigung darin zu finden."

Trudlieschen hatte sich, von mitleidigem Schauder ergriffen, fest an die Mutter gedrückt und flüsterte ihr zu: „Sag ihm doch vom Heiland, Mutter."

Bertha zog ihr Kind an sich und sagte milde und innig:

„Noch sind Sie kein Verzweifelter, Herr von der Brecken, denn Sie suchen noch nach dem Tröpfchen Oel für die brennende Wunde, wenngleich Sie den reichen, heilenden Balsam, der uns armen Menschen zugänglich ist, verschmähen."

Albert sprang auf — mit wildem Unmut.

„Gehen Sie mir mit den frommen Fabeln! Was sind die Leiden eines Christus am Kreuz? Ein aufgebauschtes Kirchenstück! Es müßte eine Genugthuung sein, tausendfach zu sterben, wenn sich damit alles Elend erschöpfen ließe. Aber eine Erlösung, bei der zum Schluß die Hölle übrig bleibt, ist, gelinde gesagt, eines Gottes unwürdig. Und wozu die ganze Geschichte? Gott ist allmächtig und schuf die Welt zu seiner Freude. Oder wissen Sie einen andern Grund? Nein — nun wohl — warum schuf er sie nicht vollkommen, wozu den Fall? Der Er-

lösung halber? Wer wirft jemand ins Wasser, um ihn zu retten?"

Er lief dabei im Zimmer umher in seiner rastlosen Art; der Moment des guten Einflusses war vorüber, und Frau Bertha fühlte es, als sie ihn mitleidig beobachtete.

„Da stecken Sie wieder in den Fragen des Vorwitzes und der Vermessenheit. Nachrechnen läßt sich unser Herrgott einmal nicht, wir kommen darum aber doch nicht zu kurz. Wo das Recht nicht langt, hilft die Gnade aus, und wo der Verstand nicht reicht, tritt der Glaube in den Riß. Der Glaube beantwortet freilich diese Ihre Fragen nicht, aber er löst sie in das auf, was sie sind, in nichts; es gibt keine Rätsel für ihn. Wir haben fünf Sinne für die Erde, und für den Himmel reicht ein einziger, der Glaube."

„Sie nennen den Glauben den sechsten Sinn, das mag ganz richtig sein. Mit den Sinnen erfaßt man nicht den Grund der Dinge, sondern nur ihre körperliche Erscheinung, daher ist dieser sechste Sinn für den Bibelgott ausreichend. Jeder schmeckt, tastet oder riecht seinen Gott heraus, so gut er kann."

„Albert, Du frevelst. Du bist krank oder wahnsinnig!" rief Curd heftig.

„Wer die Wahrheit zu sagen wagt, gilt meist für einen Verbrecher oder Narren."

„Ich will nicht das Wort des Pilatus citiren," sagte Heinz, „aber man sollte die Wahrheit doch an ihren Früchten erkennen. Eine Wahrheit, die uns

nicht weiser und andere nicht glücklicher macht, ist keine Wahrheit."

„Es gibt aber einen Abgrund der Erkenntnis, eine Wahrheit, die jeden Trost ausschließt," gab Albert gesenkten Hauptes, seinen unruhigen Gang fortsetzend, zur Antwort.

„Die gibt es nur in der ewigen Verdammnis, und davor bewahrt Sie Gottes Gnade!"

Albert nahm Anstoß an diesen Worten Berthas und hielt in seinem Kreislauf vor ihr inne.

„Es ist genug davon," wehrte sie, „stellen Sie, bitte, auch Ihr Umherlaufen ein; mein Erker ist kein Käfig, lieber Herr von der Brecken, und Sie sollen kein Gefangener darin sein."

„So heißen Sie also den unbehaglichen Gast gehen?" antwortete Albert. „Sie thun recht daran."

Es sprach nur traurige Resignation, kein Verletztsein aus Blick und Wort.

„Nein, nein, das liegt mir ferne," antwortete Frau Bertha schnell und warm, „ich will nur einen milden Zwang ausüben, und wenn Sie sich ihm fügen können, werden Sie alle erfreuen, denen Sie lieb und wert sind; zu diesen sollen Sie mich ganz besonders rechnen, lieber Albert."

Von da ab griff Albert nicht mehr in das Gespräch. Er hatte sich neben die Hausfrau gesetzt und überließ sich ihr wie ein Kind, welches nach wilder Hatz an der Mutter Seite ausruht. Anfänglich ging die Unterhaltung über den Schweigsamen fort, Frau Bertha mischte Albert den Kaffee, strich

ihm das Brötchen und rückte stillschweigend einen kleinen Schirm für ihn um die Lampe; seine Augen waren ermüdet von der Arbeit, und ihr aufmerksamer Blick hatte das beobachtet. Es wurde ihm wohl wie sonst nur im Traum, selbst das Plaudern umher wirkte besänftigend auf ihn gleich Wogengeräusch.

Auch Bertha hatte lange geschwiegen und dann redete sie ihren stillen Nachbar unter dem Gespräch der anderen mit ihrer milden Stimme an, und es war ihm, als sei dies nur eine Fortsetzung des innern Verkehrs.

„Warum kommen Sie nicht öfter zu uns, Herr von der Brecken?“

Er antwortete halb scherzend:

„Es ist nicht gut, sich am Herdfeuer wärmen, wenn man doch wieder in die Nacht hinaus muß.“

Nachdenklich blickte sie ihn an — die anderen unterhielten sich lebhaft — und sie sprach nur für ihn bestimmte leise Worte:

„Das Herdfeuer und ein enger Wirkungskreis mit festgeordneten Pflichten, sehen Sie — das wünschte ich Ihnen; dabei könnten Sie gesunden. Lassen Sie mich ruhig sprechen, es darf Sie nicht aufregen, betrachten Sie meine Worte als das, was sie sind, die Meinung einer einfachen Frau und die beschwichtigende Stimme einer Mutter. Was nützt uns die Wahrheit, sagte vorhin Heinz, und ich setze hinzu, was nützt alle Gelehrsamkeit und alle Kunst, wenn sie uns nicht besser und nicht glücklicher macht? Sie werden auch in der Kunst keine Befriedigung finden,

denn sie bietet kein festes, greifbares Ziel und gibt dem Schweifen ins Unendliche, an dem Sie kranken, gefährliche Nahrung! Dies Sehnen und Streben, welches bewußt oder unbewußt in jeder Seele lebt, soll uns emporziehen von Sprosse zu Sprosse auf der Himmelsleiter. Im Steigen wachsen die Kräfte, mit jeder Stufe ist ein kleines Ziel erreicht; das stärkt den Mut, bietet Erholung und gibt Befriedigung. Das Endziel wird immer klarer, aber man schaut's noch nicht, denn es ruht in Gott. Ihr Streben nannte ich krankhaft, weil es sich über diese Ordnung hinwegsetzt, die Sprossen der Leiter verachtet und den Himmel stürmen will. Sie verlieren den Boden und erreichen nichts, wollen auch im Grunde nichts; Sie stellen die Arbeit ein, weil Sie den großen Plan nicht begreifen können. Ihr Herz blutet beim Leiden der Menschheit, da Sie aber die Glückseligkeit für alle nicht vom Himmel reißen können, so lassen Sie den einzelnen verschmachten. Ich will einer der kleinen Stufen gedenken, die zum großen Ziele führen: fühlten Sie sich jemals einem Wesen notwendig?"

Albert dachte an seine Mutter und an Klementine, deren Liebe ihm lästig war und denen er nichts sein konnte, und er antwortete: „Nein!" Dann gedachte er Herthas und der Zeit, als er sie in die Welt der Kunst einführte, an das täglich sich weitende Glück, an die zärtliche Dankbarkeit und das geniale Entfalten des Kindes, und er gestand: „Ja, eine kurze Zeit fühlte ich mich einer jungen Seele notwendig und dies Gefühl gab mir einen

moralischen Halt! Wie darf aber ein Mensch, der an sich selbst zweifelt, es wagen, einem andern notwendig zu werden? Ich müßte fliehen, was mir wert ist, und zurückstoßen, was mich liebt."

„Das klingt wie Selbsterkenntnis und ist doch die grausamste Verblendung, sieht aus wie Demut und ist eitel Stolz. Betrachten Sie solchen Fall als eine Aufgabe und setzen Sie Ihr Bestes, den Willen und das Herz, an dieselbe, mehr ist nicht nötig, das andere ist Sache des Auftraggebers. Er kennt Sie ja und weiß, daß Schwachheit und Sünde überall mitunterlaufen. Wer erfährt das mehr als eine Mutter, die feste Schritte thun muß, ob sie selber auch noch so schwach ist! ‚Ich thue, was ich kann, lehre mich thun, was ich soll, bessere das Werk meiner Schwachheit und rechne meine Irrtümer dem Liebling meiner Seele nicht zu.' Sehen Sie, damit löst man die schwierigsten Aufgaben der Art; ich erfahre es täglich und tausend andere mit mir."

„Wie seltsam mich Ihre Worte berühren!" sagte Albert mit träumerischem Blick. „Gleich den Weihnachtsglocken der Kindheit: Friede auf Erden! Ich kenne sie wohl, obgleich sie mir schon lange nicht mehr läuten."

„Sie sind nicht verklungen, sie tönen fort bis an unser Ende, es ist der Lockruf der reinsten Liebe und" — ein frohwarmes, zuversichtliches Lächeln antwortete seinem trübweichen, schmerzlichen — „der Ruf dringt auch zu den Verirrten, welche die eigene Weisheit in Finsternis und Oede führte und in der

Verzweiflung stecken ließ. Er findet auch Sie und führt Sie zurecht, über kurz oder über lang; mir ist gar nicht bange, die Liebe ist geduldig, sie hat schon Schwereres überwunden als solch trotzig vermessenes Herz."

„Es geht mit dem Glauben wie mit der Unschuld; wer sie verlor, kann sie nie wieder gewinnen," sagte Albert traurig.

„Das verhält sich doch anders; die Unschuld ist ein Zustand, aus dem der Mensch mit der Erkenntnis der Sünde herauswächst, der Glaube eine Kraft aus Gott, welche die Gnade erneuert."

Albert regte sich ungeduldig.

„Ich kann diese mystischen Redensarten nicht leiden. Nur was ich verstehe, kann ich glauben."

„Es geht in Gottes Reich meist umgekehrt zu als in der Welt. Bei ihm führt nicht der Verstand zum Glauben, sondern der Glaube zum Verstand. Ich merke aber, daß wir zu Ende gekommen sind; was mehr gesprochen wird, tritt die Sache nur breit — vielleicht kehren Sie in Gedanken einmal wieder darauf zurück — es sind kleine Handgriffe, die ich Ihnen zeigen wollte, beim Ersteigen der gewissen Leiter. Vielleicht brauchen Sie meine Erfahrung gar nicht und werden sich selber bessere Handgriffe erfinden. Darin ist uns Freiheit gegeben. Aber ohne die Leiter geht es nicht, wenn auch die Sprossen für den einen eng, für den andern breit gesteckt sind, der eine sie fliegend, der andere mühsam klimmend emporsteigt." Sonderbar! Auch Curd hatte ihm

neulich im Atelier von kleinen, festen Zielen gesprochen, die ihn Sprosse für Sprosse zur Höhe fördern würden.

Der übermütige Knabe und die milde, weise Frau.

Die Hausglocke hatte neuen Besuch angekündigt und Guste meldete gleich darauf einen unverstandenen Namen.

„Der Herr wünschte nur den Herrn Maler zu sprechen.“

„Ein dringender Auftraggeber!“ neckte Curd und Albert entzog sich ungern der wohlthuenden Ruhe, die ihm unter Frau Berthas sanftem Zuspruch geworden.

Der Besucher war in das Eßzimmer neben Hellmuths Rauchkabinet geführt worden. Es war der Gesandte Griechenlands und Onkel der schönen Sibylle, Herr von Caradji, welcher Albert im Speisezimmer entgegentrat. Eine wahre Springflut von Phrasen im elegantesten Französisch ergoß sich über Alberto und rauschte unbegriffen an ihm vorüber. „Agonie jusqu'au moment de vous attraper,“ entnahm er unter anderem Unverständlichen, ersuchte dann den Herrn, sich der deutschen Sprache zu bedienen, und setzte hinzu:

„Ich bin, wie Sie wissen, mit der französischen Sprache nicht vertraut genug, um Geschäfte darin abzuwickeln.“

Herr von Caradji war stark echauffirt und mußte wohl sehr eilig sein, denn er hatte seinen Mantel nicht abgelegt, schlug ihn aber zurück, während er deutsch wiederholte: „Geschäfte — ganz recht — Herr von der Brecken!“

Es zeigte sich eine Dinertoilette und eine ordengeschmückte Brust unter dem Atlasfutter des Mantels

— mit dem Deutsch war auch etwas mehr Ruhe in seine Ausdrucksweise gekommen, er bat um Verzeihung wegen des Ueberfalls. — „Ich stand nämlich eben im Begriff, mich zum Diner des französischen Gesandten zu begeben — mein Coupé hielt schon vor der Thüre — da erhielt ich eine Nachricht — infolge deren ich sogleich zu Ihnen fuhr, ich fand Sie nicht mehr zu Hause und suchte Sie dann — imaginez-vous — im Kadettencorps bei Ihrem Vetter, dessen Adresse mir meine Nichte gab — dort erfuhr ich durch einen jeune monsieur Ihre Anwesenheit in diesem mir ganz unbekannten Hause, und ich wagte in Anbetracht der Wichtigkeit meines Anliegens, Sie hier zu stören — hoffentlich nicht im Diner — ich würde mir das noch weniger verzeihen als die Verspätung, die ich mir dem französischen Gesandten gegenüber zu schulden komme lasse — en effet."

„Und dies alles wegen eines Auftrages für mich?" fragte Albert in spöttischer Verwunderung.

Ihm war der höfisch glatte, weltkluge, stolz herablassende Mann stets unangenehm gewesen, heute erschien er ihm lächerlich, die Kordialität und Unruhe kleideten ihn schlechter als die vornehme Ruhe und Herablassung.

„Es ist kein Auftrag, Herr von der Brecken, obgleich ebenfalls eine rein geschäftliche Angelegenheit."

„Natürlich," schaltete Albert ein, „die Dringlichkeit läßt darüber keinen Zweifel aufkommen."

Sonderbar, die Eile hatte bei Herrn von Caradji plötzlich nachgelassen; er schob den Orden am Halse

zurecht, den Mantel von neuem zurück und begann dann mit unstätem Blick, in offenbarer Befangenheit und etwas wirrer Satzbildung:

„Sie erinnern sich — es sind ja nur erst einige Tage her — als Sie Ihr Bild — es hat fabelhaften succès am Hofe gehabt — ablieferten und ich, persönlich meinen Dank dafür abstattend, bei Ihnen vorsprach, daß wir — auf Wunsch von Mademoiselle de Masseigneux, unsere kleine Abrechnung dabei hielten — es waren noch die Dresdener Arbeiten zu berichtigen, und die Totalsumme belief sich höher, als ich angenommen — bitte sehr — das sollte durchaus nur meine Unkenntnis entschuldigen — nichts weiter — daß ich damals zur Kompletirung der Summe Ihnen einen Prämienschein bot — aus einer größeren Anzahl, die ich gerade von meinem Bankier erhalten, welcher mir eine Umänderung der Kapitalanlage vorgeschlagen hatte.“

Er hielt inne, und Albert fragte verwundert und kalt:

„Und was soll das mir?“

„Es konnte jener Prämienschein gewissermaßen als Pfand für die fehlenden hundert Thaler angesehen werden.“

„Nein, durchaus nicht. Es war mir lieb, das Geld zu erhalten, hätte aber keines Pfandes für den Rest bedurft, den ich Ihnen gern gestundet haben würde.“

„Nun, gleichviel, es war mir angenehmer — Mademoiselle de Masseigneux drang in mich, die

Sache zu erledigen — und so ging der betreffende Schein in Ihre Hände über, da ich, wie gesagt, nicht genug flüssiges Geld bei mir hatte. Sie besitzen den Prämienschein noch?"

Die Frage wurde in scharfer Spannung gethan.

„Wollen Sie ihn wieder haben?" fragte Albert sehr gelassen und faßte dabei in seine Rocktasche. „Ich pflege in Ermanglung verschließbarer Schubfächer mein Vermögen, welches nicht so groß ist, daß es die Ausgabe einer Kassette rechtfertigte, bei mir zu tragen."

Er zog eine defekte Brieftasche hervor und blätterte in Briefen, Rechnungen, Notizen und einigen wenigen Wertpapieren.

Herr von Caradji war sehr rot geworden und äußerte mit einem großen Atemzug:

„Mein Besuch galt allerdings diesem Schein — Herr von der Brecken — Sie erinnern sich ja selbst, unter welchen Umständen ich damit für eine Bagatelle von hundert Thalern eintrat."

„Ich verstehe Sie nicht," antwortete Albert gelangweilt und kurz. „Der Schein repräsentirte einen Wert von hundert Thalern und wurde als solcher von mir in Zahlung genommen; wenn Sie ihn eintauschen wollen — hier ist er."

Nun zögerte Herr von Caradji, ihn zu nehmen, er hatte aber seine bewußte Haltung wiedergewonnen und sagte mit Nachdruck:

„Sie wissen, daß es ein Lospapier ist?"

„So viel ich mich erinnere, sagten Sie das

damals, ich habe das Ding nicht wieder angesehen." Er betrachtete das Blatt in seiner Hand. „Ah so, das scheint nur der Couponbogen zu sein" — er suchte in der verschlissenen Brieftasche — „ich verstehe wenig von dergleichen Dingen und lege niemals etwas an — dies war die erste Kapitalanlage — hier — das ist das rechte Blatt."

Herr von Caradji trat noch einmal zurück; seine Weltklugheit scheute unwillkürlich vor solcher Einfalt.

„So glatt wird die Sache doch nicht abzuwickeln sein, Herr von der Brecken; ich muß Ihnen nämlich noch mitteilen, daß dieser Schein hier" — Herr von Caradji schluckte mehrmals — „dieser Prämienschein das — das große Los gewonnen hat."

„Da gratulire ich Ihnen," antwortete Albert gleichgiltig.

„Natürlich bin ich zu einer den Verhältnissen entsprechenden Teilung erbötig," beeilte sich Herr von Caradji hinzuzusetzen.

„Warum? Ich habe meine Arbeiten um tausend Thaler an Sie verkauft, reißen Sie den fälligen Coupon hier ab — wenn er mir schon gehören sollte — Wucherzinsen nehme ich nicht."

„Es handelt sich um eine bedeutende Summe."

„Für mich nicht — das ist Ihre Sache."

Die Portière hatte sich schon vor einigen Minuten hinter den beiden Sprechenden geöffnet und ließ in der Thür des Rauchzimmers die große, breite Gestalt Hellmuths sichtbar werden, ohne daß dieselbe indes von den Anwesenden bemerkt worden wäre.

„Halt, mein Lieber," rief Hellmuth Oldenfleth jetzt dem jungen Manne zu, der noch immer das Papier in der Hand hielt, „Sie sind im Begriff, eine kolossale Thorheit zu begehen."

Mit wuchtigen Schritten trat Hellmuth Oldenfleth zwischen die beiden und drängte Albert bis an den großen Eßtisch zurück. Unter den buschigen Brauen funkelten die schwarzen Augen den kleinen, zierlichen Elegant streitlustig an, und die mächtige Stimme erschütterte Herrn von Caradji wie die Posaunen des jüngsten Gerichts.

„Dieser Schein hier ist mit allen seinen Chancen in Zahlung gegeben und acceptirt worden, damit ist das Recht des früheren Eigentümers erloschen. Die Gewinnliste der österreichischen Prämienlose steht heute in allen Blättern. Nummer 3721 hat fünfmalhunderttausend Gulden gewonnen" — an Alberto sich wendend, fuhr Hellmuth fort — „wären Sie kein solches Kind, so hätten Sie sich schon um Ihre Nummer gekümmert. Das große Los ist in Ihre Hand gefallen, Sie sind der alleinige und rechtmäßige Eigentümer."

Albert hatte den Prämienschein auf den Tisch geworfen.

„Nach juristischem Recht — das ist möglich," sagte er gleichmütig, strich die Haare aufwärts und gab dem Gesandten den Weg zum Tisch frei, „nach dem moralischen gehören mir nur hundert Thaler davon — bitte — beenden wir die Geschichte."

Hellmuth legte die Faust schwer auf das Blatt.

„Ich werde nicht dulden, daß Sie aus Leichtsinn, kindischer Großmut oder Verblendung eine solche Selbstschädigung vornehmen.“

„Ich bin volljährig und bedarf keines Vormundes!“ warf Albert ungeduldig hin und fing an, in dem durch den Tisch und Hellmuths Kolossalfigur abgetrennten obern Raum des Zimmers umherzulaufen.

„So schreite ich als Ihr Rechtsanwalt ein.“

„Das sind Sie nicht, ich bedarf auch keines Anwaltes.“

Seit Hellmuths Dazwischenkunft hatte Herr von Caradji noch kein Wort gesprochen und sich bei dem kurzen Wortwechsel der beiden Herren aus dem Lichtkreis der großen Hängelampe etwas zurück, in den Hintergrund begeben; jetzt trat er entschlossen in der vollendeten Form des Kavaliers auf den Herrn des Hauses zu und warf seine eigene, schwerwiegende Persönlichkeit in die Wagschale der Gerechtigkeit, indem er sich vorstellte:

„Monsieur de Caradji, envoyé extraordinaire et ministre plénipotentiaire de Sa Majesté le Roi de Grèce.“

Aus der vulgären Höhe seiner physischen Ueberlegenheit und gesellschaftlichen Opposition sah Hellmuth von Oldenfleth auf die kleine Erlesenheit herab und sagte:

„Die Persönlichkeit ist durch den Namen festgestellt, die Forderung wäre durch ein einziges Wort zu kennzeichnen, welches weniger wohllautend klänge;

betrachten wir die Angelegenheit als totgeboren, dann sparen wir uns die Taufe."

Herr von Caradji begriff nicht recht, was sich hinter der leichten Umhüllung der deutsch gesprochenen Worte barg, behielt auch sein Ziel zu scharf im Auge, um Nebensächliches in diesem Augenblick zu beachten; mit einem höflichen Hinweis auf das Papier unter Hellmuths geballter Hand sagte er:

„Ich schlug Herrn von der Brecken bereits eine Teilung vor."

Alberts Geduld war erschöpft.

„Wie kommen Sie dazu, mir ein Geschenk anzubieten?" rief er von der andern Seite des Zimmers hinüber.

„Für den Rechtszustand der Sache ist dies Anerbieten bezeichnend," resümirte Hellmuth.

„Es ist einfach eine Beleidigung, Herr von Caradji," sagte Albert und gönnte dem vornehmen Gast zum erstenmale einen vollen Blick aus seinen müden Augen. „Einer von uns kann nur der Eigentümer sein, ich erkenne Ihr Recht ganz unbezweifelt an — damit ist die Sache doch erledigt? Läge es für mich anders, würde es mir nicht einfallen, Ihnen ein Jota meines Rechtes abzutreten, und Sie würden ein Geschenk von mir so wenig annehmen als ich von Ihnen."

Herr von Caradji näherte die Hand dem Papier, auf welchem noch immer Hellmuths Faust ruhte, und sagte im Tone höflicher Erinnerung: „Verzeihen Sie, Herr von — — ich überhörte vorhin den Namen."

Herr von Oldenfleth hielt es nicht für nötig, sich im eigenen Hause vorzustellen, und Herr von Caradji fuhr fort: „Sie werden begreifen, daß ein dritter sich zwischen Herrn von der Brecken und mir — mal placé fühlen muß.“

„Es ist meine Pflicht als Mensch dem Nächsten gegenüber, als Rechtsanwalt dem Bedrohten gegenüber und als Herr des Hauses dem Gast gegenüber — eine Beraubung zu verhindern.“

„Mein Herr!“ brauste der Gesandte auf.

„Selbstberaubung, mein Herr Gesandter, natürlich nichts als das — von der Sie — einigen Nutzen ziehen — —“

„Herr von der Brecken handelt nach freiem Willen in der Ueberzeugung des Rechts.“

„Wie einer, der sich den Hals abschneidet — ganz recht — man sollte solche Narren eigentlich nicht stören.“

Hellmuth zog nach diesen Worten die Hand zurück, Herr von Caradji griff nach dem Prämienschein, steckte ihn in die Brusttasche, schlug hastig den Mantel über den Frack zusammen und verbeugte sich mit schlecht verhehltem Triumph.

„Nun,“ fragte Hellmuth mit höhnischer Verwunderung den gleichgiltig umherlaufenden Albert, „schenken Sie dem Herrn zu dem großen Los auch noch die hundert Thaler Einsatz?“

„Pardon!“ rief Herr von Caradji errötend, zog schnell sein Portefeuille und überreichte Alberto einen Hundertthalerschein.

„Wir sprechen noch des weiteren zu gelegenerer

Zeit, Herr von der Brecken, ich werde heute zu spät beim Diner erscheinen."

„Guten Appetit!" rief Hellmuth dem äußerst gewandt und eilig Verschwindenden nach. Dann stellte er sich mitten in die Stube vor Albert hin, die Hände in die Seite gestemmt und brach in ein homerisches Gelächter aus.

Trudlieschens neugieriges Köpfchen erschien in der Thürspalte.

„Was gibt es denn, Vater?"

„Kommt alle her — haha, haha — alle miteinander, macht auch die Fenster auf, damit es die Spatzen erfahren und auf den Dächern weiter tragen — ich werde euch etwas zeigen, was ihr niemals wieder sehen werdet!"

Curd und Heinz folgten dem Mädchen in das Eßzimmer.

„Du auch, Frau mit der uneigennützigen Seele — hier hast Du Deinen Meister gefunden — seht, Kinder — so schaut ein Mensch aus, der ums tägliche Brot arbeitet und der fünfmalhunderttausend Gulden verschenkt!"

Der Hüne lachte noch immer, daß ihm der Leib hüpfte und die Backen schwollen, während Albert in dem obern Teil des Zimmers umherrannte, die Achseln zuckte und eine Bewegung mit dem Kopf machte, die verächtliche Ungeduld bekundete.

Nachdem die Sache erklärt und begriffen worden, stürzte Curd auf den Vetter zu, hielt den Rastlosen fest und schüttelte dessen widerstrebende

Hand, als ob er sie aus dem Gelenk reißen wollte.

„Du bist ein furchtbar anständiger Kerl, Albert — Du hast gehandelt wie ein echter Edelmann. Mit Deinem Rock voll Oelfarbe und Deinem Malerlappen als Hemd — ich bin riesig stolz auf Dich und schmücke mich mit Dir wie mit dem Rock meines Königs.“

Auch Heinz trat an den unwillig Verlegenen heran und drückte ihm warm die Hand.

„Ich weiß nicht, ob ich gehandelt hätte wie Sie, Herr von der Brecken; im ersten Impuls vielleicht, mein zweiter Gedanke hätte aber den Meinen gegolten und würde mich wahrscheinlich von dem moralischen auf den juristischen Standpunkt gedrängt haben — fünfmalhunderttausend Gulden hätten die Zukunft meiner Schwestern gesichert — jedenfalls hat Ihre Handlungsweise meine volle Sympathie.“

Bertha sprach nichts, ihre klaren Blicke forschten zärtlich in Alberts blassem, abgespanntem Gesicht.

„Wie aus ‚Tausend und eine Nacht‘,“ sagte Trudlieschen, in deren Augen der unscheinbare Maler zu einem Märchenprinzen wurde; „aber nicht wahr, Mutter, etwas hätte er doch immer nehmen können.“

„Alles oder nichts — er ist stets derselbe,“ antwortete Bertha mehr für sich.

„Höre 'mal, Albert,“ rief Curd plötzlich, dem die Rührung schon wieder unbequem wurde, „die Oberhemden kannst Du nun aber behalten, ohne daß Dein Stolz sich gekränkt zu fühlen braucht.“

Nun lächelte auch Albert, auf Hellmuths Fragen wurde die Vorgeschichte erzählt, und der Dicke übte seinen Witz daran.

„Mit der zweiten Geschichte hat aber die schöne Sibylle nichts zu thun, darauf möchte ich schwören," behauptete Curd.

„Wie war der Name?" fragte Hellmuth plötzlich.

„Sibylle de Masseigneux," antwortete Curd.

„Und die Dame lebt hier, bei dem stolzen Griechen?"

„Ja, Frau von Caradji ist ihre Tante."

„Sie muß eine Stiefschwester von ihr sein," korrigirte Hellmuth.

„Man hält sie für die Nichte."

„Ich kenne die Verhältnisse besser — sie sind eigentümlicher Art. Frau von Caradji ist eine Wellmouth, ihre Mutter lebte als junge, schöne Witwe in Petersburg und verschwand dort plötzlich kurz vor einer glänzenden zweiten Heirat; wie man sagte, gewaltsam entführt durch einen Mischling aus Negerblut. Der Mensch hatte sich ihre Gunst zu verschaffen gewußt und war eifersüchtig wie ein Othello. Was hinter den Coulissen gespielt, ist nie recht bekannt geworden, die Untersuchungen wurden niedergeschlagen, in Petersburg wächst schnell Gras über solche Affairen. Ich hatte die beiden öfter in Petersburg gesehen und traf sie einige Jahre später im südlichen Frankreich als Monsieur et Madame de Masseigneux. Kurze Zeit darauf fiel Monsieur, der übrigens das schönste Exemplar eines Quadronen

war, im Duell, die Frau starb, und die Geistlichkeit nahm sich des Kindes an. Ich erinnere mich, daß es eine Tochter war, und daß man in Pau erwartete, die protestantischen Verwandten der Frau würden Einsprache erheben gegen die Machtübung der Kirche. Reichtümer fielen derselben übrigens nicht mit der kleinen Quadrone zu, es handelte sich in diesem Fall nur um eine Seele, die dem Kloster gewonnen wurde."

„Negerblut," rief Curd lebhaft interessirt, „das ist's also! Ich fühlte doch, daß etwas Tropisches in der schönen Sibylle steckte."

Auch Albert nahm Anteil an der Erklärung, obwohl in anderer Art, er äußerte befriedigt:

„Daher die feine Schattirung an Schläfen und Ellenbogen! Ich konnte mir diesen interessanten Ton in dem langweiligen Weiß nicht erklären."

„Das war die Vanille im Crême," erinnerte Curd lachend.

„Für Kinder ungesund," setzte Hellmuth für Curd mit erhobenem Zeigefinger hinzu.

„Lehnsvetter, Du bist neidisch! Die schöne Sibylle ist gerade so alt wie ich —"

„Also zehn Jahre älter."

„Das behauptet sie auch, wir verkehren en bon camarade, sie nennt mich den liebenswürdigsten Gesellschafter und gestattet mir nur so viel Anbetung, als für meine Ausbildung unbedingt nötig ist."

„Du solltest auf eine Zeit lang nach Mecklenburg gehen," sagte Albert mit einem halben Blick auf den Vetter.

„Gestatte mir, daß ich eins Deiner lockeren ‚Warums‘ aufgreife und Dir entgegenwerfe,“ antwortete Curd.

„Mir scheint, als ob Du unter den tropischen Einflüssen etwas auszuwachsen beginnst.“

„Besorge nichts, teurer Alberto, es sind nur Luftwurzeln, die ich hier auswerfe.“

„Sie könnten zu kräftigen Ranken werden.“

„Was thut's! Die Heimatwurzeln halten fest, und sonst bin ich frei. Cousine Hertha hat mir bereits vor Jahren in optima forma einen Korb gegeben, und Onkel Eberhard verputzt ja alle Verrankungen nach Carnitzin.“

Hellmuth beobachtete scharf die übrige Gesellschaft, nur Trudlieschen lachte darüber und fragte:

„Dachtest Du Cousine Hertha zu heiraten, Vetter?“

„Ich hielt es für meine Pflicht, es scheint aber nicht nötig zu sein.“

„Eine Cousine zur Frau zu bekommen, muß doch schrecklich langweilig sein.“

„C'est selon; reizende Cousinen aus entfernterer Verwandtschaft sollen am allergefährlichsten für der Vettern Herzen sein.“

„Curd ist doch zu amüsant,“ sagte die Kleine und sah strahlenden Auges ihren Nachbar Heinz an, „ich freue mich die ganze Woche auf den Sonntag, und so lustige Abende hatten wir früher nie.“

„So lustig nicht, Trudlieschen, aber die Sonntagabende vor zwei Jahren, wenn Sie mit Mama arbeiteten und ich Ihnen vorlesen durfte, die waren

doch auch schön," antwortete Heinz ohne Empfindlichkeit und sah der Kleinen mit seinem warmen, guten Blick in das verklärte Gesicht.

Wie eine Welle des Glückes quoll es aus der Erinnerung in Trudlieschens durchsichtigen Teint, und Heinz sah die Welle kommen und gehen. Ein tiefer Atemzug hob die zarte Brust, dann sagte sie schnell:

„Wissen Sie, Heinz, am liebsten hatte ich es doch, wenn Sie früher kamen, ehe noch die Lampe angezündet wurde. Das süße Schlummerstündchen am Kamin — wo Sie mir von zu Hause erzählten — ach, wie liebte ich das!"

„So lustig war es aber nicht, Trudlieschen," warf Heinz ein.

„Nein — so lustig nicht — Curd, liebst Du nicht auch das stille, gemütliche Kaminfeuer?"

„Wenn ein ordentlicher Ofen dahinter ist, o ja!"

„In dem geheimnisvollen Halbdunkel und bei dem Flackern und Knistern nimmt sich alles so viel schöner aus, findest Du nicht auch?" fragte das Mädchen.

„Den Geschmack teile ich nicht — mir ist ein heller Kronleuchter lieber," behauptete Curd.

„Du bist gar nicht ein bißchen poetisch," schmollte Trudlieschen.

„Mit dem Pegasus bin ich nicht so vertraut, Cousinchen, sonst will ich mein Roß in Deinem Dienste tummeln, anstatt der Feder mit dem Schwerte Dir huldigen."

„Geh mir — das Schwert ist eine Waffe."

„Für Dich schneide ich Rosen damit, Trudlieschen.“

Das Mädchen wandte sich an Heinz.

„Er hat immer das letzte Wort — sagen Sie mir, lieber Heinz, haben Sie sich immer mit ihm vertragen?“

„Er ist der beste Kamerad!“

„Merkwürdig!“ sagte sie ernsthaft; „von Curd spricht jeder im Superlativ. Sie nennen ihn den besten Kameraden, Franz nennt ihn den besten Freund, Ihr Vater sagte, er sei der flotteste Reiter, Tante Erna rühmt ihn als elegantesten Kavalier, die schöne Sibylle als liebenswürdigsten Gesellschafter, Onkel Singletten behauptet, Curd wäre aus dem brauchbarsten Material, und Herr von der Brecken nannte ihn neulich den verbocktesten Aristokraten.“

Alle lachten, und Heinz fragte:

„Und was sagen Sie, Trudlieschen?“

„Ich möchte fürs Leben gern mit ihm tanzen, denn ich vermute, daß er auch der herrlichste Tänzer ist.“

„Gnädige Frau,“ sagte Heinz, „Sie müssen einen Ball geben, damit Fräulein Trudchen darüber ins klare kommt.“

„Wer von uns dreien der beste Tänzer ist, das kann Trudlieschen sofort untersuchen. Wir rücken den Eßtisch beiseite, und Tante Bertha spielt uns einen Tanz,“ schlug Curd vor.

Gesagt, gethan! Trudlieschen flatterte, einer Libelle gleich, im Zimmer umher und forderte,

in vollkommener Unkenntnis des Ueblichen, die Tänzer auf, anstatt zu warten, bis sie aufgefordert wurde.

„Zuerst Herr von der Brecken!“ rief sie, sich vor ihn hinstellend.

Albert umfaßte sie sans façon und drehte sie schnell im Zimmer umher.

Die Gestalten paßten gut zu einander, und Albert zeigte sich als gewandter Tänzer.

„Nun Du, Curd!“ befahl die Kleine.

„Wollen Sie nicht den besten zuletzt aufsparen?“ fragte Heinz.

„Nein, ich will Curd mit jedem von euch apart vergleichen.“

Curd flog mit der Cousine dahin.

„Du tanzest wie eine Feder, Cousinchen!“ rief er ihr zu, und sie lächelte glückselig.

Vor Heinz hielt Curd an.

„Schade!“ sagte Trudlieschen; „es ging himmlisch, ich schwebte in Wolken und hätte nie aufhören mögen. Mit Herrn von der Brecken tanzte ich, aber mit Dir flog ich.“

„Du bist geschlagen, Albert,“ sagte Curd.

„Ich habe nie mit Dir konkurriren wollen.“

„Aber ich!“ rief Heinz und hob die kleine Gestalt leicht empor.

„Nein, nein, Heinz — bitte — lassen Sie mich los,“ bat Trudlieschen in plötzlich ganz verändertem Tone.

„Was gibt’s denn?“ fragte Heinz, anhaltend.

Sie wand sich aus seinem Arm.

„Ach — ich vergaß — es könnte Ihnen schaden — Sie dürfen ja nicht tanzen, armer Heinz — wie konnte ich nur so thöricht und unbesonnen sein —"

„Einmal herum, das thut nichts."

„Keinen Schritt! Es liegt mir gar nichts mehr daran — zu wissen, wer besser tanzt — und ich könnte es auch gar nicht taxiren — ich bin viel zu klein für Sie. Und dann — das Tanzen thut auch mir nicht gut — fühlen Sie, wie mir das Herz klopft." Sie nahm die Hand ihres Kavaliers und drückte sie auf die bezeichnete Stelle. „Nicht wahr, so klopfte es nie zuvor? Beim Laufen und Springen habe ich das nicht gefühlt." Sie war ganz blaß geworden und ging zur Mutter. „Spiele uns etwas anderes, Mutterchen, wir wollen nicht mehr tanzen."

Curd war der Geschmack gekommen, er ging im Zimmer umher wie auf Federn, wiegte sich im Takt der Musik und sang die Melodie halblaut mit, Jugendlust und Leben prickelte in jeder Bewegung und sprühte aus jedem Blick.

„Es fehlt nur noch der Kronleuchter und die schöne Sibylle," spottete Albert.

„Nein!" rief Curd unbeirrt in dem Strom seines Genusses, „wenn ich so auffordernde Musik höre, reite ich immer in Gedanken darnach."

„Reiten — nach Musik?" fragte Trudlieschen erstaunt vom Pianino her, an dem sie lehnte.

„Kennst Du das nicht? O, das ist ein viel

höherer Genuß als Tanzen. Komm doch einmal zuschauen, ich reite mehrmals wöchentlich in der königlichen Manége."

Heinz erklärte, daß die Erlaubnis, dort zu reiten, eine große Auszeichnung für einen Kadetten enthalte, und daß Curd stets schöne Zuschauerinnen in der Manége habe, die ihn bewunderten.

Hellmuth schüttelte den Kopf dazu.

„Verdreht dem Jungen doch nicht den Kopf, er ist so schon eitel genug."

„Seiner Vorzüge soll sich der Mensch bewußt sein, sonst hat er ja nichts davon!" rief Curd übermütig.

Albert seufzte.

„Ich beneide Dich um keinen Deiner Vorzüge, wohl aber um die glückliche Harmonie des Ganzen. Es faßt alles ineinander und gleicht sich in Dir aus, daß man glauben könnte, das vollkommene Werk fiele auseinander, wenn man den kleinsten Teil davon nähme."

Das war für Albert eine sehr eingehende Betrachtung und eine seltene Anerkennung.

Etwas später fand sich die Familie Singletten ein. Die Stimmung wurde sogleich feierlicher.

Franz als Held des Tages war befangen, neben dem schönen Vetter kam er niemals zur Geltung, auch fürchtete er heute dessen Spott — bei der Wichtigkeit, mit welcher sein Vater die Würde behandelte, die Curd für sich selbst so leicht, als etwas Selbstverständliches hingenommen hatte und nun in liebenswürdigem Frohsinn trug.

Die Abneigung gegen den zeremoniösen Schwager wußte Hellmuth gut zu verbergen, er begegnete ihm genau mit der Rücksicht, die der andere forderte, an diesem Abend wie immer.

Singlettens eiserne Natur übte einen Zwang auf alle Menschen aus; und wenn man die Stärke der Gegenkraft nach ihrem Gebahren beurteilen durfte, so war Hellmuth ein schwächerer Gegner Singlettens als zum Beispiel Albert, der sich Singletten gegenüber auch in der Opposition befand. Der eiserne Major wirkte auf ihn aber nur wie ein unmalerischer Gegenstand auf sein Künstlerauge. Hellmuth ärgerte sich über den hochmütigen Inhalt, ließ sich aber durch die Form imponiren; Albert verachtete beides. Schon öfter hatte Singletten sein Erstaunen über den Umgang mit einem so formlosen Individuum wie Albert geäußert, der ihm nur zu unbedeutend schien, um ihn näherer Prüfung zu unterziehen. Von den demagogischen Sympathien seines Schwagers hatte Singletten keine Ahnung; Berthas wegen übersah er die Vergangenheit des unliebsamen Schwagers, seiner Frau aber rechnete er den Bruder als Fehler an und befand sich in Gegenwart desselben mehr als sonst auf dem Wachposten.

Wenn vorhin gesagt wurde, daß Singletten auf alle Menschen einen Zwang ausübe, so blieb einer davon ausgeschlossen, und dies war Curd. Dieser fühlte sich persönlich niemals durch des Onkels Art genirt, und ihm gegenüber gab Singletten sich auch freier als sonst, denn der junge Kadet repräsentirte

das ganze System, nach welchem der Major lebte, in natürlicher Anlage, zwangloser Ausbildung und in liebenswürdiger Form, die Singletten um so angenehmer berührte, als er sich des eigenen Mangels an Liebenswürdigkeit stark bewußt war.

Singletten hatte unendlich oft gedacht und es zur Kränkung seiner Frau auch ausgesprochen: „Wäre Curd mein Sohn!“ Wenn dieser vertraulich mit dem strengen Manne umging, sich über militärische Dinge lebhaft und eingehend mit ihm unterhielt und von dem Onkel wie ein ebenbürtiger Geist beachtet wurde, und der Sohn stumm und nichts geltend daneben saß, oder wenn Singletten gegen andere des Neffen voll Stolz und Anerkennung erwähnte, dann seufzte die arme Frau in schmerzlicher Eifersucht, und es gab Momente, in denen sie den schönen, begabten und liebenswürdigen Neffen haßte, weil er ihrem Abgott überall, selbst bei dem eigenen Vater, im Lichte stand.

Heute war es anders. Singletten hatte diesen ganzen Tag den Sohn an seiner Seite behalten, als ob er ihn neu geschenkt bekommen, und die Mutter dadurch glücklicher gemacht, als sie durch die Ehrenerhebung des Sohnes geworden.

Auch bei Oldenfleths war Franz der Held des Abends, so linkisch und verlegen er auch seine Bedeutung trug. Curd zeigte sich feinfühlig genug, um im Schatten zu bleiben; er gehörte zu den Auserwählten, die keinen Neid und keine Eifersucht kennen, weil sie wie die guten Götter des eigenen Glückes und der eigenen Vorzüge froh sind und darin ruhen.

Man nahm wie gewöhnlich um acht Uhr Platz an dem großen Familientisch, und Frau von Singletten lobte den geräuschlosen Mechanismus des Hauses, der die Dienerschaft unsichtbar mache.

Hellmuth lachte in erzwungenem Humor und sagte: „Das Kunststück ist leicht zu erklären. Die Dienerschaft bleibt unsichtbar, weil keine vorhanden ist; bei meiner Frau herrscht die Marotte, alles selbst machen zu wollen. Wir hatten erst heute morgen einen Streit darüber, der natürlich, wie stets, mit einem Sieg ihrerseits endete."

„Zu unser aller Bestem," setzte Singletten artig hinzu.

„Es werden aber die gesellschaftlichen Verhältnisse dadurch verrückt," behauptete Hellmuth, der gerne aus seiner Berufsweisheit mitteilte. „Auf jeden Bemittelten kann man statistisch nachweisbar zehn Unbemittelte rechnen, die der erstere als Handwerker, Diener oder sonstig Arbeitende in Bewegung, respektive Nahrung setzt. Der größere Teil unserer Bevölkerung, die arbeitende Klasse, würde zu kurz kommen, wenn alle Besitzenden handelten wie meine Frau."

„Das Bedürfnis hat doch nur die Arbeit ins Leben gerufen," entgegnete Singletten, „und wo dies Bedürfnis aufhört, fehlt der Arbeit die Berechtigung."

„Sonst könnte Dich ja die beschäftigungberechtigte Droschke auf Deinem täglichen Gang von hier nach den Linden auflesen und zu ihrem Besten nach

Pankow oder Charlottenburg befördern,“ erläuterte Curd.

„Man kann die Konsequenz jeder Wahrheit bis zur Lächerlichkeit ausspinnen,“ gab Hellmuth dem sekundirenden Neffen zur Antwort, dann sagte er dem Schwager, und seine Stirn rötete sich dabei — ein Zeichen von Gereiztheit: „Der gebildete Mensch muß sich gewisse Bedürfnisse angewöhnen, der Bauer hat geringe und der Vornehme feinere. Einer Frau von Oldenfleth steht es schlecht an, sich zum Beispiel ihr Bett selber zu machen.“

„Um Gottes willen, Bertha,“ rief die Schwägerin, „Du machst Dir doch nicht Dein Bett selber!“

„Ja, auch das meines Mannes, wie Trudlieschen schon seit Jahren das ihre macht.“

„Aber warum thut ihr das?“

„Warum sollte ich es nicht thun, mich einer sehr gesunden Bewegung und eines unübertrefflichen Selbstwerkes berauben? Ich bin recht wohlthätig, aber doch nicht genug, um der Kammerjungfer wegen, die auf mein bemitteltes Teil fällt, diesen Vorteilen zu entsagen. Die Bezahlung möchte ich gerne zugestehen, wenn die Rechnung Hellmuths stimmen sollte, aber die körperliche Wohlthat nehme ich für mich und mein Kind in Anspruch und brauche dafür nicht die arbeitende Dienerin um ihre Gesundheit zu beneiden.“

Vom unteren Ende warf Albert eine Bemerkung über den Tisch:

„Es ist human gedacht, dem Armen die ihn

ernährende Arbeit nicht zu verkürzen, den moralischen Wert derselben kann nichts ersetzen, Almosen am wenigsten, aber es ist jedenfalls humaner, den persönlichen Sklavendienst zu verringern; ein bezahlter Diener ist kein Arbeiter, sondern ein Sklave."

„Da kennen Sie den Berliner Dienstboten schlecht," antwortete Heinz. „Den Burschen können Sie einen Sklaven nennen, denn so ein armer Kerl ist wirklich wie verkauft, und die Gewalt wird ihm gegenüber oft mißbraucht."

„Eine Schande!" sagte Albert in sich hinein.

„Das ist falsch," bemerkte der Major mit hocherhobenem Kopfe und scharfer Betonung, „um den militärischen Apparat in Betrieb zu setzen —"

„Muß geschmiert werden, viel geschmiert werden," fiel Hellmuth mit derbem Lachen ein.

Auf der Straße ertönte Lärm, anschwellende Stimmen einer Volksmenge; Trudlieschen öffnete die Vorhänge des Fensters, und man sah einen Feuerschein hinter den halbgefrorenen Scheiben aufflammen.

„Es brennt!" riefen Curd und Heinz, Singletten sprang auf und griff nach seiner Mütze.

„Nein, es sind Fackeln," meldete Trudlieschen, „eine Menschenmenge sammelt sich vor unserem Hause."

Man eilte an die Fenster, Hellmuth verließ unbemerkt das Zimmer.

Unten ertönte ein Kommandoruf, der Lärm legte sich, und eine heisere Stimme brachte ein Hoch aus, worauf ein wahrhaft infernalisches Gebrüll erscholl.

Singletten trat vom Fenster zurück, blickte im Zimmer umher und fragte scharf:

„Wo ist Dein Mann, Bertha?“

Ein Gesang wurde auf der Straße angestimmt, rauhkehlig und branntweinbegeistert, die Stimmen fuhren auseinander wie ein wildgewordenes Gespann, und die Fackeln warfen Qualm und Lohe am Hause empor.

„Hellmuth wird hinuntergegangen sein, um sich zu erkundigen, was der Auftritt bedeutet,“ antwortete Bertha dem Schwager. Sie ahnte die Bedeutung und sammelte ihre ganze Besonnenheit und Entschlossenheit, um der Gefahr zu begegnen.

Trunkene Arbeiter waren es, die ihrem Manne eine Ovation brachten; er hing mit dem unzufriedenen, aufrührerischen Volk zusammen — Singletten mußte dies verborgen bleiben — das waren die sich drängenden Gedanken Berthas; sie rief der kleinen Gesellschaft zu, vom Fenster zurückzutreten und versuchte, den Schwager im Zimmer zu halten.

„Lauter gemeines Gesindel,“ meldete Curd; „sie rufen den Namen Oldenfleth, er kommt wie Unflat aus dem Munde dieser betrunkenen Horde.“

„Folgt mir in die Hinterzimmer,“ befahl Bertha und ergriff den Arm Singlettens.

„Fürchten Sie etwas von den Leuten?“ fragte Albert erstaunt; er war der einzige, welchen der Vorgang unberührt ließ.

„Es sind Berauschte — man kann nie wissen, wohin solche Menschen geraten — besser ist es jeden-

falls, wenn niemand von euch hier bemerkt wird," sagte Bertha mit erzwungener Ruhe.

„In einer Minute wollte ich die Straße gesäubert haben, ich brauchte nur mit ein paar Küraſſieren die Straße hinunterzureiten," äußerte Curd für sich.

Frau von Singletten hatte angstvoll gelauscht und sagte ganz bleich vor Aufregung:

„Sie schreien fortwährend dasselbe — gilt das meinem Bruder — was wollen sie von ihm?"

„Waffe und Mütze!" befahl Singletten den drei jungen Militärs und schnallte selber den Degen um.

Die Hausthüre wurde geöffnet, ein Wortwechsel fand unten im Flur statt, dann polterte es die Treppen hinauf; der Lärm mehrte sich.

„Wahrt die Uniform! Sie darf keiner Gefahr ausgesetzt werden!" befahl Singletten und hielt Heinz und die Kadetten zurück, die hinausdrängten.

„Ein famoser Lichteffekt da oben am Fenster!" rief Albert plötzlich interessirt und machte eine Pantomime, als ob er nach Palette und Pinsel fasse.

Bertha griff nach der Thür.

„Bleibt alle hier — ich gehe den Leuten entgegen!" sagte sie entschlossen. „Niemand folge mir!"

Mit einer Geberde der Ungeduld gab Albert den Lichteffekt auf und nahm der Dame die Thürklinke aus der Hand, indem er unhöflich sagte:

„Das hat keinen Sinn."

Er schob Bertha ohne Umstände zurück und trat in die Entree heraus, gerade in dem Augenblick, als die Menge von der Treppe in den Korridor quoll.

„Was wollen Sie hier?“ fragte Albert kurz.

Ein kleiner, blasser Mensch drängte durch die anderen, er war besser gekleidet und schien der Führer zu sein, man machte ihm Platz und er begann pathetisch:

„Wir wollen dem Freunde des Volks, dem Anwalt der Armen und Unterdrückten unsern begeisterten Dank aussprechen für die erhebenden Worte —“

„Halt, Elberfelder!“ unterbrach ihn ein anderer, „Du irrst Dir in de Reden, dat war aus dem Dank for de troſtreiche Jrabrede —“

Wieherndes Gelächter.

Der Kleine begann von neuem, wurde aber von einem dritten überschrieen, welcher trotz der draußen herrschenden Kälte Rock und Hemd aufgerissen hatte und die nackte Brust sehen ließ. Sein heißes Gesicht und die blutunterlaufenen Augen gaben die Erklärung dafür.

„Der Doktor Oldenfleth — det is een juter Freund von uns, den wollen wir besuchen und zusehen, wie et ihm im eejenen Hause jeht, und ob ihm da ooch jut uffjewartet wird.“ Dabei drängte der Taumelnde nach der Glasthür, welche die Entree abschloß.

Albert stieß ihn zurück.

„Herr von Oldenfleth ist nicht da, wie ihr wißt, denn er wird euch unten bereits gesprochen haben, und eure Erscheinung hier hat also durchaus keinen moralischen Hintergrund.“

Ein langer Kerl, der sich neben dem Gestoßenen befand, antwortete für diesen:

„Nee, Männeken, da sinn Se schief jewickelt; den Doktor haben wir nich jesprochen, sondern man bloß den Hausknecht, der uns uffmachte un sagte, ‚die Herrschaft is nich zu Hause'. Na, wissen Se, dat war nur for die vornehme Herrschaften, die sich jejenseitig anlügen, un pure Bescheidenheit von unserm juten Freund, dem Doktor, war et, der sich unserem Dank entziehen will — von einem moralischen Hinterjrund habe ick noch nischt jehört, det wird wol een jefütterter Mantel sinn for eenen, wenn er satt is — det fehlt uns noch vorläufig, aber det wird schon kommen."

Der taumelnde Nachbar packte den Redner.

„Keene Fissematenten, Fritze, det Mühlrad merkt man Dich immer noch an, wenn Du ooch als Müller schon een halb Jahr verflossen bist — uff die Thür un 'rinn in de jute Stube!"

„Es befindet sich die Familie des Herrn von Oldenfleth dort mit einigen Gästen," sagte Albert, die Thür mit seiner Person deckend, „der Lärm hat sie erschreckt — verlaßt das Haus — euren Dank will ich bestellen."

„Willem," rief einer dem letzten Sprecher der Bande zu, „laß Dir nich verblüffen, wir sind ooch Jäste!"

„Ungeladenen und zudringlichen Gästen weist man die Thüre," antwortete Albert unbesonnen.

Drohende Ausrufe wurden laut, der als Elberfelder bezeichnete Mann suchte seine Genossen zu beruhigen; dem unerschrockenen Verteidiger der Entreethür erklärte er, daß sie eingeladene Gäste seien.

„Herr von Oldenfleth hat uns aufgefordert, fragen Sie ihn selber — da ist er.“

Hellmuth erschien unten an der Treppe. Er war hinuntergeeilt, um der Entwicklung vorzubeugen, denn ihm ahnte, was da kommen würde. Anstatt sich aber selber den Leuten entgegenzustellen und sie durch ein paar energische Worte abzufertigen, was ihm anfangs vielleicht gelungen wäre, hatte er ihnen den Hausknecht entgegengeschickt und sich verleugnen lassen, in der Hoffnung, sie zum Abzug zu bewegen. Die erleuchteten Fenster, die an denselben sich zeigenden Personen, die offene Thür und die Person des Hausknechts — der Doktor hatte ihnen in seiner Rede am Morgen gesagt: „Kein bezahlter Sklave wird euer Gefühl beleidigen, wenn ihr mein Haus betretet“ — dies alles zusammen reizte aber zu fernerem Vordringen.

In den unteren dunklen Räumen des Hauses verborgen, beobachtete Hellmuth den Mißerfolg seiner Maßnahmen, erkannte das Falsche darin und trat nun nachträglich mit seiner Person ein — zu spät, um verhindern zu können, was er fürchtete — eine Klarstellung der obwaltenden Verhältnisse, die ihm dem Schwager gegenüber besonders fatal war.

Sobald die Leute ihn erkannten, jubelten sie ihm zu und hoben ihn trotz seines Sträubens auf die Schultern; so winkte er, allen sichtbar, mit der Hand, und Albert gab die Thüre frei, indem er sich in die innere Entree zurückzog, welche den Treppenflur von den Zimmern trennte.

„Kommt zurück, ihr Leute — ich bin hier — was ihr mir zu sagen habt, will ich unten anhören; Bureau und Dienststube im Parterre sind euch geöffnet — macht Kehrt!“ rief Hellmuth.

Einige folgten, der Mensch mit dem offenen Rock aber und die Mehrzahl der anderen drängten durch die Glasthür in die Entree, in der Albert stand.

„Was da — Bureau und Dienststube — damit haben wir nischt zu thun — heut is Sonntag — jemütlich wollen wir et haben — duhn duhn wir keenem wat zu leede!“ schrie der Offenhemdige.

Albert hatte sich vor die Thüre zum Eßzimmer gestellt, daneben befand sich eine zweite, die in Berthas Erkerstube führte.

Eine stämmige, breite Gestalt versuchte, den kleinen Maler fortzudrängen, der verflossene Müller hatte die andere Thür entdeckt und rief dem breiten Kameraden zu:

„Verjreife Dir nich an det jämmerliche kleene Jerippe, Willem, et könnten Dir een paar Beenekens an de Finger kleben bleiben — hier jeht et ooch in de jute Stube!“

Er stieß die Thüre auf, und der Strom ergoß sich in Berthas Erkerstube. Diese war nicht erleuchtet und wurde nur durch ein Streiflicht aus der Entree schwach erhellt — die Dunkelheit machte die Bande befangen, der Lärm legte sich etwas.

Während der Vorgänge im Korridor hatte Singletten seinen Plan formirt. Ein kleiner Krawall in Berlin war nichts Neues, am dritten August zum

Beispiel war es in früherer Zeit immer zu Reibungen gekommen, dergleichen wurde stets leicht beigelegt — aber dem trunkenen Uebermut durfte die Uniform nicht entgegentreten, ein Berühren konnte den Rock des Königs beflecken, hier waren vier Militärpersonen gegen eine große, aufgeregte Menge — Singletten gab also den drei jungen Untergebenen den militärischen Befehl, sich durch die Hintertreppe zu entfernen.

Er kannte das Haus nicht genau und wußte nicht, daß es nur einen Ausgang hatte, daß die Hintertreppe in einen kleinen Hof und dieser in die Einfahrt mündete, welche von den Eindringlingen gefüllt war.

Dort konnten die drei jungen Herren nicht durch, und verstecken — davon durfte nicht die Rede sein, der Befehl stellte sich also als thöricht heraus, und Curd erbat sich in aller Bescheidenheit die Erlaubnis zu einem Einwand.

„Ich befehle Ihnen zu schweigen und zu gehorchen!“ antwortete Singletten in dienstlichem Tone scharf, und die drei Herren gingen, von Trudlieschen und Erna geführt, nach der hintern Seite des Hauses, während Singletten sich in Hellmuths Rauchzimmer begab, seinen Rock auszog und in kurzem Befehlston von Bertha einen Anzug ihres Mannes forderte.

„Es hängt nur sein Schlafrock hier, die anderen Kleider befinden sich unten,“ antwortete Bertha.

„So nehme ich diesen,“ entschied Singletten und wickelte sich in den langen, pelzverbrämten Rock, den

Hellmuth mit Vorliebe auch am Tage trug und der ihm das Ansehen eines Ratsherrn aus alter Zeit gab. Der Rock des dicken Mannes schlotterte an dem überschlanken Major und deckte die Beine nicht vollständig, Hellmuth war ein großer Mann, Singletten aber länger, auch stimmte der kleine, knapp gehaltene Kopf mit der scharfen, klaren Zeichnung aller Teile ebenso schlecht zu dem üppigen Pelzhabit, wie das buschige, wilde Stierhaupt des Eigentümers gut darauf paßte.

Curd kam zurück. Er hatte die Küche besetzt, das heißt friedlich occupirt gefunden; Guste verabreichte Butterstullen und es herrschte dort das beste Einvernehmen. Dies wollte Curd dem Vorgesetzten dienstlich melden, der Mann im Pelz war aber nicht mehr sein Vorgesetzter, und Curd benützte den Augenblick aufgehobener Disziplin, um mit unterdrücktem Lächeln zu sagen:

„Onkel Richard, es sind Berliner, denen machst Du keine Wippchen vor, die Uniform würde ihnen imponiren, an militärischen Respekt sind sie gewöhnt."

„Darauf kann ich es nicht ankommen lassen," antwortete Singletten in gespannter Erwartung, „ich muß gerüstet sein, mich mit der Canaille zu messen, und das darf ich nicht in meines Königs Rock." Er verbarg Uniform, Degen und Mütze sorgfältig in einem Schrank.

Dies war der Augenblick, in dem man von außen in den Erker drang.

Bertha hörte es; während Curd und Singletten

sich mit der aus den Hinterzimmern zurückkehrenden und rapportirenden Gesellschaft vereinigten, verließ sie still das Rauchkabinet, nahm eine Lampe aus dem Eßzimmer und öffnete ihren Erker.

Sowie die Dame eintrat, schwiegen alle. Sie setzte die Lampe auf den Tisch, wo sich noch ihre Arbeit und die vielen Kleinigkeiten befanden, die den Ort als Aufenthalt der Dame kennzeichneten, dann wandte sie das schöne Gesicht der Menge zu, ruhig und furchtlos, und fragte ernst:

„Was bedeutet dieser Ueberfall?“

Sie war ein Kind des Volkes und ihr Herz gehörte ihm, ihre Erscheinung aber fiel in diese Rotte wie der reine Strahl des Mondes draußen in die qualmenden Fackeln.

Vor dem hehren, milden Licht draußen, wie vor der sanften, furchtlosen Frau hier schrumpfte der gemeine Dunst zusammen.

Der Elberfelder war noch in der Entree; unter den im Zimmer Befindlichen befanden sich Willem und der ehemalige Müller.

Bertha kannte den erstern, es war der arbeitsscheue Schuster, der gewissenlose Vater der Kellerwürmer. Ihn traf ihr stiller, vorwurfsvoller Blick und drang durch den Branntweinnebel bis an die Stelle, wo das erstorbene Gewissen eine schwache Empfindlichkeit hinterlassen hatte.

Der Kerl bemühte sich, eine Verbeugung zu stande zu bringen, auch die anderen verbesserten ihre Haltung.

„Wir sind herjekommen," begann der Schuster, und es war beinahe rührend, wie er sich mit der dritten Position seiner einstigen Tanzfertigkeit abmühte; „det heßt, wir haben uns die Freiheit jenommen," verbesserte er, „unsern juten Freund zu besuchen un — un" — er taumelte — „Fritze, laß mir doch nich immer alleene reden."

Der Elberfelder war nachgekommen und ergriff das Wort als geübter Redner.

„In feierlicher Ansprache wollten wir unsere Anerkennung für die trostreichen Worte ausdrücken, mit denen der Herr Doktor unsere gebrochenen Herzen aufrichtete, und wenn wir gleich mit Fackeln und Stangen kommen —"

Er wurde unterbrochen:

„Nee, Elberfelder, Du verhaspelst Dir wieder, er war nämlich früher Totenjräber, un da kommt er immer wieder in die Jrabreden un die Bibelsprüche, det hakt ihm noch so an."

Hellmuth war draußen vor der Entree endlich auf seine eigenen Beine gekommen und machte sich mit Stößen und Püffen Bahn durch die Menge; er war wütend, sein Blick drang voraus, durch die Thür des Erkers, und als er nun seine ruhige, unerschrockene Frau vor der Horde wahrnahm, brüllte er einen Fluch, stieß alle aus dem Wege und sprang mit Vehemenz an ihre Seite.

Ehe er aber zu Worten kam, trat aus dem Eßzimmer Singletten ein. Die niedrigstehende Lampe ließ seine eisernen Züge und dolchscharfen Blicke nicht

erkennen, die straffe Gestalt verbarg der schlotternde Pelzrock, die Erscheinung machte den Eindruck des Lächerlichen, wirkte als Verkleidung, und da gerade der Schwager die unerwünschteste Person für Hellmuth war, so kehrte sich die Spitze seines Zorns sofort gegen ihn, und er fuhr ihn an:

„Was soll das? Was willst Du hier?“

„Deine Frau schützen!“ war die kurze Antwort.

„Wogegen? Es ist keine Veranlassung da, die Leute sind in einer Rechtssache hier — Dein Schutz ist überflüssig — verlasse uns!“

Die Trunkenheit des Schusters hatte in dem warmen Zimmer schnell zugenommen.

„Det is nich recht, Doktor,“ stammelte er, „wenn ick so eenen bei meiner Frau treffe, denn...“ er lachte gurgelnd, „denn drücke ick mir.“

Singletten ergriff die Hand der Schwägerin.

„Komm, Bertha, hier ist Dein Platz nicht.“

Da er die Thür zum Eßzimmer etwas weiter öffnete, um mit der Dame hindurch zu gehen, so bot sich der reichbesetzte und hellerleuchtete Tisch den gierigen Blicken des Schusters. Der Bann, unter welchem Berthas Blicke den Trunkenen gehalten, wich, die Frechheit und Roheit schossen hervor wie ein widerliches Schlangenpaar.

„Injeladen sin wir un Dorscht haben wir — un wenn et nu nich bald wat jibt — denn zieh ick de Spund aus 'nem Faß.“

Die vier jungen Herren waren dem Major aus dem Rauchzimmer Hellmuths bis in das Eßzimmer

gefolgt und vor dem Erker stehen geblieben, und als der Schuster nun die Thür packte, welche Singletten mit Bertha passirt hatte, da griff Curd zu und stieß den Trunkenen zurück. Der Kerl stand aber zu unsicher auf den Beinen und fiel auf der Schwelle zu Boden, das Schließen der Thüre damit hindernd.

„Is det 'ne Manier, die Jäste uffzunehmen!“ schrie er laut. „Wat hat der Doktor jesagt, heute morjen? ‚Keene bezahlten Sklaven werden in meinem Hause euer Jefühl beleidigen‘, aber Militär hat er verstochen, det mengt sich in allens — dem langen Ende da guckt de Biese ooch unter dem Rock hervor. Der verstticht sich nich for umsonst — warm futtern is det halbe Putzen heeßt et bei 's Militär.“

Die anderen packten den Kameraden und brachten ihn zum Stehen, während Hellmuth losbrach:

„Das nennt ihr euern Dank abstatten, wenn ihr mich im eigenen Hause insultirt? Als ich euch aufforderte, von der einfachen Sitte meines Hauses Notiz zu nehmen, da glaubte ich, mit verständigen Männern zu sprechen, mit denen ich das gemeinsame Wohl beriet; einer zügellosen Horde habe ich mein Haus nicht öffnen wollen.“

Die Thüre nach dem Eßzimmer wurde von Singletten geschlossen.

Der ehemalige Totengräber aus Elberfeld entschuldigte seine Freunde. Der Kerl hatte eine verschmitzte Physiognomie und einen lauernden Blick, außerdem aber einen Anstrich von Bildung.

„Unter Ihren Worten sahen wir das Morgenrot

der Freiheit aufgehen, jener Zukunft tranken wir einen Willkommen zu — in schlechtem Branntwein freilich, dem billigsten Genuß des armen Mannes. Der Rausch des Elenden ist ein anderer als der des Glücklichen, die Thranlampe qualmt und die Wachskerze strahlt — geben Sie uns Champagner, Herr Doktor, und unsere Freude wird in dem Grade wohlriechender werden, als sich der gemeine Fusel von der Blume der Champagne unterscheidet."

Der Müller schlug seine langen Arme wie Windmühlenflügel durch die Luft und rief dazu:

„Der Elberfelder hat recht, det Beste aus 'm Keller is jrade jut jenung, um unsern juten Freund leben zu lassen — Champagner her, Doktor!"

Hellmuth knirschte mit den Zähnen vor machtloser Wut.

„Ich werde euch Geld geben, trinkt auf mein Wohl, so viel ihr wollt — und was ihr wollt, aber hier in meinem Hause nicht."

Er zog in unbesonnener Weise die Börse und schüttete den Inhalt der einen Seite in seine Hand. Es war Silbergeld, Thaler und Gulden, darin.

Der Schuster kicherte und deutete mit unsicherem Zeigefinger auf die Börse in der Hand des Doktors.

„Wat hab' ick jesagt? Wo det Spülwasser fett is, muß de Braten jut sinn, det Spülwasser hier aus de Küche haben wir bei uns im Keller schonst kennen jelernt un det kleene Jeld och, sinn Se nu man nich länger schüchtern mit de Joldfasanen."

Während sich Hellmuth mit dem Elberfelder abfand, war der trunkene Schuster wieder an die Thür getaumelt und der Müller ihm gefolgt, anscheinend, um ihn zu halten. Fortwährend schwatzend, tastete der Schuster an der Thüre nach der Klinke.

„Nich drängeln, Fritze — paß lieber uff, dat allens recht zujeht, wenn de Joldfasanen durch det Netz glitschen. Wat de Doktor da jesagt hat heute morjen von de Freßfreiheit, dat war vernünftig, det hat mich injeleuchtet — aber de Buddel — de Buddel muß dabei sinn — keen Verjnügen ohne Damen.“

Er hatte die Klinke glücklich wiedergefunden und riß die Thüre auf.

In dem Eßzimmer hatten sich die Familie und ihre Gäste bis auf Hellmuth wieder zusammengefunden, auch die sehr ängstliche Erna und Trudlieschen, welche letztere schon mehrmals von der Mutter entfernt worden, sich aber immer wieder den anderen angeschlossen hatte, weil sie es allein in den hinteren Zimmern nicht aushalten konnte.

Die verschiedenen Redensarten, welche Singletten aus dem Munde des Schusters und anderer vernommen, hatten ihn über den Zusammenhang des widrigen Auftritts aufgeklärt; sein Schwager hatte sich zum Anwalt einer unzufriedenen, arbeitsscheuen Menge gemacht, und er, der Offizier, mit seinen drei Untergebenen war in eine Falle geraten. Das hatte er kombinirt; wenn es zum Aergsten kam, so würde es den vier Militärpersonen möglich sein, sich mit der Waffe

durch- und herauszuschlagen — konnte er aber die Frauen unbeschützt der Roheit und Willkür überlassen? Einem Kontakt mit der Gemeinheit und der Wahrscheinlichkeit des Unterliegens durfte er die militärische Ehre nicht aussetzen — was thun? Nachdem Singletten die Schwägerin aus dem Erker zurück in das Eßzimmer geführt, hatte diese — aufmerksam gemacht durch die gierigen Blicke des Schusters — schnell angefangen, das Silber vom Tisch zu räumen. Die Kadetten und Trudlieschen halfen dabei.

„Warum?“ hatte Albert gefragt. „Es sind keine Räuber, die Leute sind grob, der Firnis fehlt, aber sie haben hier nicht weniger Rechte als wir. Ihr Mann hat mit ihnen verkehrt, er kannte sie und hat sie eingeladen — das habe ich nicht gewußt, machen Sie ihnen am Tische Platz, geben Sie ihnen zu essen und zu trinken, bedanken Sie sich für die Fackeln und das Hoch, und damit ist die Geschichte beendet.“

Curd brach in helle Entrüstung bei dem Vorschlag aus.

„Es soll sich einer von dem Gesindel unterstehen, hier an den Tisch zu kommen.“

In dem Augenblick gerade platzte der Schuster in das Zimmer, der Müller hintendrein, Curd sprang dem letzteren an den Hals, Singletten donnerte ihnen ein „Zurück!“ entgegen, und Heinz faßte den Schuster, der sogleich ein halbgefülltes Glas vom Tisch gerissen hatte.

Albert hatte sich achselzuckend abgewandt, Erna war in Ohnmacht gefallen, Trudlieschen leichenblaß

geworden, und Franz hatte die glückliche Eingebung, die Thüre hinter den Eingedrungenen zuzuschlagen, so daß die beiden von ihrer Gesellschaft getrennt wurden.

Der Müller stammelte eine Entschuldigung, „er habe Willem nur zurückhalten wollen“, worauf Curd ihn losließ. Der Schuster aber setzte unter Heinz' Händen das eroberte Glas gierig an die Lippen. Ein Schlag von Curd zerschmetterte das Glas, ein zweiter warf den taumelnden Schuster zu Boden. Funkelnden Blicks, mit einem Satz war der schmächtige Kadet auf den Kerl zugesprungen, und zornsprühend, mit ausgestrecktem Arm, befahl er dem verdutzten langen Müller:

„Werfen Sie den Unverschämten hinaus!“

Dieser gehorchte unwillkürlich dem herrischen Kommando — im nächsten Augenblick lag der schnarchende Schuster vor der Treppe — der Vorgang hatte nur Sekunden gedauert.

Den draußen in der Entree noch Befindlichen hatte Curd zugerufen:

„Der Kerl hatte die Frechheit, nach meinem Glase zu greifen, ich habe ihn niedergeschlagen!“

„Da seh eener de kleene Krabbe an, hat Willem beinah den Spiritus ausjeblasen!“ rief einer, bemüht den am Boden Liegenden aufzurichten. Dieser aber hatte auf der nackten Diele ein willkommenes Lager gefunden.

„Is dem versoffenen L . . . recht jeschehen, wat hat er nach fremde Jläser zu langen!“ sagte ein anderer.

Unterdes hatte der Elberfelder mit Hellmuth abgerechnet und führte die Genossen aus dem Erker; geräuschloser, als sie gekommen, verließ die Gesellschaft das Haus, den Schuster trugen ein paar Kameraden hinterher.

Heinz begleitete Herrn von Oldenfleth bis an die Hausthür, überzeugte sich von der Sicherheit des Hauses und kehrte mit dem stark echauffirten Hausherrn in die obere Etage zurück.

Es war Stille eingetreten auf der Straße und im Hause, der Qualm der Fackeln stand nur noch in dicken Wolken über dem Hause und auf den Gemütern lagerte ein schwüler Druck. Viel Zuschauer hatte das Schauspiel nicht herbeigezogen, die Dorotheenstraße war ein stiller, vornehmer Stadtteil, in welchem es weder „Lokale“ noch Schaufenster gab, der Straßenbummler findet dort seine Rechnung nicht; so hatten sich nur einige Fenster geöffnet, Dienstmädchen und Portiers waren hier und dort herausgetreten, fanden es aber zu kalt und das Schauspiel zu uninteressant, um sich länger dabei aufzuhalten.

Eine sprengende Gewalt aber hatte der Vorfall in der Familie ausgeübt. Als Hellmuth zu den Seinen trat, fand er den Schwager bereits wieder in Uniform, Erna in Thränen und Franz mit der Mütze.

„Wir verlassen Dein Haus, um es nie wieder zu betreten!“ rief ihm Singletten mit dolchscharfem Blick und Ton entgegen. „Ich zerreiße die verwandtschaftlichen Bande mit einem Mann, der den

Volkstribun macht und sich mit der Crapule verbrüdert!"

Man sagt, daß die weißglühende, äußerste Spitze eines Eisens sich kalt anfühle, in der höchsten Erregung erschien Singletten wie diese weißglühende Spitze.

Bertha hatte schon versucht, ihm beizukommen, er wehrte sie mit den Worten ab:

„Bitte, schweige, Dein Verlangen von heute morgen, meine Uniform zu Hause zu lassen, erklärt Deine eigene Stellung zu der Sache."

„Mein Vorschlag entsprang nur dem Wunsch, eine größere Behaglichkeit herzustellen."

Singletten hatte seiner Frau und dem Sohne befohlen, mit ihm aufzubrechen, und schnallte gerade den Degen um, als Hellmuth hinzukam. Mit einem häßlichen Lachen antwortete dieser dem Schwager:

„Warum denn nicht verbrüdern? Hineingeheiratet habe ich ja doch schon. Bist ja selber nahe daran gewesen, Dich mit der Crapule zu verbinden, und die Verschwägerung fandest Du bisher nicht kompromittirend."

Erna faßte, durch die Gegenwart anderer ermutigt, bittend ihres Mannes Arm und hielt durch diesen ihn überraschenden Eingriff die schneidenden Worte auf, die bereits auf Singlettens Zunge schwebten.

„Richard," bat die arme, verschüchterte Frau zitternd, „ich flehe Dich an, höre ihn nicht, mein Bruder weiß nicht, was er spricht, der Zorn reizt ihn zu

verletzendem Hohn — sei barmherzig, Richard, trenne mich nicht von den einzigen Menschen, denen ich mich zugehörig fühle, bei denen ich Teilnahme, guten Zuspruch, Rat und ein wenig Liebe finde — ich will ja nicht klagen, Richard — ich bin ein schwaches, nicht zu Dir hinanreichendes Geschöpf, aber — sei gnädig — trenne mich nicht von den Meinen; es ist nicht gut — auch für Dich und die Kinder nicht gut — nimm das böse Wort zurück — ehe es kalt geworden!"

„Erniedrige Dich nicht, Erna!" fiel ihr Hellmuth ins Wort und zog die Weinende zurück von ihrem Manne. „Es ist der Mühe wert, um ein paar betrunkene Gesellen eine ganze Familientragödie in Scene zu setzen," setzte er grollend hinzu.

Singletten äußerte scharf betont:

„Diese Leute standen in tieferen Beziehungen zu Dir, es fielen Worte, die auf eine politische Verbindung deuteten."

„Sterndeuten und Wahrsagen ist eine lohnendere Kunst als Sinn aus den Reden Betrunkener ziehen," antwortete Hellmuth bedeutend abgekühlt.

Bertha empfand ein vorsichtiges Tasten in den Worten.

Seinen Rock sorgfältig zuknöpfend, erklärte Singletten hierauf:

„Leuchtete mir dies nicht selber ein, so würde ich es für meine Pflicht halten, Dich auf jene Worte hin als staatsgefährlich anzuzeigen."

Ein höhnisches Gelächter Hellmuths beantwortete diese Drohung.

Erna verbarg ihre nassen Augen an Berthas Schulter.

„Bitte Du ihn, Bertha, vielleicht hört er auf Dich.“

Bertha schüttelte das Haupt, und Singletten erhob das seine hoch.

„Es bleibt bei meinem Wort. Folgt mir. Weder ich noch jemand von den Meinen sollen jemals wieder ein Haus betreten, in dem ich genötigt war, meines Königs Rock abzulegen, um die Herrin des Hauses vor den Freunden ihres Mannes zu schützen.“

Bertha machte sich von ihrer Schwägerin los.

„Ich kenne Deinen schroffen Sinn, Richard, verstehe auch zu wenig von den bezüglichen Verhältnissen, um Dich widerlegen zu können — bleibe unserem Hause fern, wenn Du glaubst, dies Deiner Stellung schuldig zu sein. Was haben wir Frauen aber mit einem Konflikt eurer Ueberzeugung zu thun? Verwehre den Deinen nicht, sich an unserer Liebe zu wärmen, wenn ihr Herz bei der kalten Ehre erstarren will.“

„Die kalte Ehre,“ wiederholte Singletten und hob das Wort wichtig mit spitzem Griff empor. „Du weißt also, was Du bei mir findest, Deines Mannes Ueberzeugung ist nicht die Deine — die Zeit kann eintreten — vielleicht bald — daß die kalte Ehre Dir Schutz gewährt — wie dem aber auch sei — so oder so — mein Haus ist Dir und Deinem Kinde nicht verschlossen, so oft Du kommst, sollst Du uns willkommen sein.“

Bertha trat an ihres Mannes Seite.

„Ich teile nicht immer die Ansichten meines Mannes, das Feld seiner Außenarbeit, seine Hoff=

nungen oder Pläne, die Tragweite seiner Ueberzeugung — von alle dem weiß ich wenig, aber sein Schicksal teile ich, der Segen, der auf ihn fällt, schließt auch mich ein, der Fluch, der ihn trifft — umfaßt auch mich, und die Schuld, die ihm zur Last gelegt, trage ich mit — euer Zwist kann die Liebe zu Dir und den Deinen nicht erschüttern — diese Liebe ist stärker als euer Hader, stärker als Dein Stolz — hindert Dich aber Deine Soldatenehre, mein Haus zu betreten — so verbietet mir die Ehre der Gattin, das Deine aufzusuchen."

In chevaleresker Huldigung neigte Singletten sein Haupt vor Bertha.

„Du bist die einfachste und stärkste, die wahrste und edelste der Frauen — Deine Entscheidung ist wie Du selbst." Er verbeugte sich steif und höflich gegen die übrigen Anwesenden, nahm den Arm seiner Frau, setzte hinzu: „Somit sind wir also geschieden," und verließ, von Franz gefolgt, das Zimmer.

Als sich die Thür hinter den dreien geschlossen, sah Bertha sich um und bemerkte nun erst, was sich hinter ihr zugetragen.

Bei dem Wortwechsel der Familie hatte Trudlieschen sich zuerst an Curd gewendet, der aber im Innern zu lebhaft dabei engagirt war, um ihr Rede zu stehen; dann flüchtete sie, als des strengen Onkels Verbot wie ein nachgesandtes Geschoß den Familienkreis sprengte, zu Heinz und ihre unschuldigen Lippen fragten bebend:

„Was ist denn eigentlich geschehen, lieber Heinz?"

Ihr blasses, geängstigtes Gesichtchen an sich drückend, antwortete er zärtlich beruhigend:

„Nichts, nichts, mein armes Vögelchen. Hören Sie nicht darauf,“ und er legte seine Hand über ihre Schläfen und suchte Auge und Ohr zu decken, damit sie nichts wahrnehmen sollte.

Sie hielt die Augen geschlossen und legte die eigene Hand noch auf die des Freundes, aber die lauten, bösen Worte des Vaters und des Onkels drangen doch hindurch, und sie hörte auch, wie Curd entrüstet ausrief, als die drei Singlettens sich entfernt hatten: „Wir sind doch in demselben Fall, Heinz und ich, wir tragen doch auch die Uniform!“ Da hatte das Mädchen mit bebenden Händen die Brust des Freundes zurückgeschoben, wie entgeistert aufgesehen, und klagend gerufen: „Da — da — das ist's — ihr werdet nun alle gehen und nie wieder kommen — auch Sie — Heinz!“

„Nein, Trudlieschen, mich soll nichts von Ihnen trennen,“ hatte Heinz darauf mit warmer Inbrunst versichert, worauf Curd einwarf:

„Was können wir thun, wenn er als Vorgesetzter befiehlt und die Sache an die große Glocke hängt?“

Als Bertha sich umblickte, schwankte ihr Trudlieschen, bis an die Lippen erblaßt, entgegen. Sie fing ihr Kind auf, Trudlieschen wollte dem geliebten, besorgten Mutterantlitz Beruhigung geben, konnte aber nicht sprechen und versuchte zu lächeln, die Lippen gehorchten schlecht, es war ein herzzerreißendes Lächeln, mit dem das Köpfchen auf die Seite sank.

Auf das in der Entwicklung begriffene Mädchen war heute zu viel eingestürmt. Körper und Geist befanden sich in stiller, unbewußter, naturgemäßer, aber starker Arbeit, neue, feine Nerven in jungfräulicher Entfaltung. Die Mutter hatte die sanftschwellende Knospe vor jeder störenden Berührung behütet — nun traf sie ein plötzlicher Sturm und die Wirkung war eine erschreckende.

Am meisten betroffen zeigte sich Hellmuth. Er kannte derartige Zufälle gar nicht, seine Frau war stets gesund und Trudlieschen trotz ihrer zarten Schönheit immer frisch, elastisch und kräftig gewesen.

Nun lag sein süßes Mädchen da wie eine gebrochene Blume, blaß, leblos — er faßte ihre Hand und ließ sie erschrocken fallen, sie fühlte sich welk und kalt an — wie tot — tot — war sie tot? — alles, was ihn heute betroffen, ging unter in dem einen fürchterlichen Gedanken!

„Mein Kind — Bertha — was habt ihr mit meinem Kinde gemacht!?“ schrie er jammernd auf.

Von dem in ihrem Schoße schlummernden Kinde hob sich Berthas Blick zu dem leidenschaftlichen Manne. Der Jugendhauch, welcher sonst ihr Antlitz noch so reizend machte, war wie abgewischt von demselben, die feinen Züge erschienen plötzlich alt und eingefallen, und doch blickte ihm weder Schrecken noch Besorgnis entgegen; er schöpfte Zuversicht aus der erhabenen Ruhe einer Liebe, die ihm allmächtig wie die göttliche erschien. Sein Kind war geborgen, sie wachte und sie war unbesorgt; er richtete sich auf, ein großer, tiefer

Seufzer dehnte die breite Brust des hünenhaften Mannes, und er wandte sich lächelnd zu den Umstehenden:

„Es ist nichts — eine Ohnmacht — der verrückte Singletten wird sie erschreckt haben.“

Nach wenigen Minuten saß Trudlieschen verwundert und verschämt über das Unerklärliche an der Mutter Seite und die Gäste nahmen Abschied.

Als Albert ihr und der Mutter die Hand reichte — er that das nicht oft — und hatte sie noch niemals dabei angeschaut wie heute — fragte Curd neckend:

„Schönes Motiv — kolossal echt — was? Mutter und Kind — oder Mutterliebe.“

Der kleine Maler antwortete aber ernst:

„Ich habe heute noch andere Motive gesammelt in Frau Berthas Erker.“

Auch Heinz nahm Abschied und neigte seine hohe Gestalt tief herab zu dem Paar auf dem Sofa, Trudlieschen drückte sich fester an die Mutter, diese aber berührte mit der Hand sanft die Wange des jungen Offiziers und gab ihm ein inniges „Mit Gott!“ auf den Weg.

„Auf Wiedersehen nächsten Sonntag!“ rief Curd schon in der Thüre der Cousine heiter zu, und ein leuchtender Dankesblick lohnte ihn.

Elftes Kapitel.

Unter dem Kronleuchter.

Paris revoltirte, und in Berlin verfolgte man die Vorgänge an der Seine mit dem Interesse, welches man von gesicherter Tribüne einem Stiergefecht widmet; man fühlte sich angenehm erregt. Die Ruhe in der Welt war nachgerade schon langweilig geworden; ein Intermezzo, bei dem man selber nicht litt, gönnte man dem Nachbar. Eigentlich war das Frühjahr an der Revolution schuld; der Frühling hatte angefangen, die Ordnung umzustoßen. Der Winter war durch einen Staatsstreich beseitigt; eines Morgens wachte man auf, und der Frühling saß auf dem Thron. Man lief hinaus und berauschte sich an Sonnenschein und Veilchenduft; in Paris aß man im Februar frische Spargeln, und in Berlin trank man Bockbier im Freien. Die gute Obrigkeit aß und trank mit und freute sich wie andere Menschen, und das war kindisch, das kam ihr nicht zu. Sie betrug sich wie eine schwache, thörichte Bonne anstatt wie ein kluger, aufmerksamer Erzieher. Die Obrigkeit

soll sich niemals freuen, sondern nur wachen, doppelt und zehnfach wachen, wenn ihre Pflegebefohlenen sich amüsiren. Kleine Ursachen, große Wirkungen! Wären Spargel und Bockbier nicht zu früh erschienen, so hätten die bösen Lehren gar nicht verfangen; so aber illustrirte der Frühling die Umsturzlehre gar lieblich und verführerisch und machte sie leicht begreiflich, so daß nicht nur die Jungen, sondern auch die Alten die Röcke ausklopften und das Reinigungsfieber kriegten.

Es war Ende Februar. Prinz Karnevals Regiment rauschte mit Sang und Klang dem Ende zu; die hohe Obrigkeit war glücklich darüber, der König zufrieden damit und der Hof müde — man bekommt auch das Vergnügen satt. Niemand ahnte den bevorstehenden furchtbaren Regierungswechsel, die Schellen klangen noch, als die blutige Revolution dem heitern Prinzen das Scepter entriß. Im Februar aber zeigte sich noch kein Wölkchen am politischen Horizont Berlins; kleine Anzeichen, wie die Scene in der Dorotheenstraße, blieben unbeachtet in der allgemeinen Sorglosigkeit. Einige Tage nach jenem im vorigen Kapitel geschilderten Auftritt fand eine große Hoffestlichkeit im Palais des Prinzen Karl statt, und bei dieser Gelegenheit hätte ein aufmerksameres Auge als das der hohen Obrigkeit wohl die Kralle wahrnehmen können, die sich versuchsweise hervorstreckte aus dem Schlupfwinkel, in welchem die wilde Bestie der Revolution lauernd beobachtete. Die Pagen wurden vom Schloß, wo sie ihre Toilette gemacht, nach dem Palais in der Wilhelmstraße mittels der großen gelben

Kutsche überführt, die allgemein in Berlin bekannt war. Auf dem Schloßplatz hatte sich eine Menge Volk versammelt, das der Abfahrt der Majestäten wartete und sich damit unterhielt, jede Equipage nach Aussehen und Inhalt zu kritisiren. Der zahlreiche Hofstaat und eine Anzahl fremder Fürstlichkeiten verhießen der Neugier und Schaulust ausgiebigen Stoff.

Eine der ersten Equipagen, welche gefüllt den Schloßplatz verließen, war die bekannte gelbe, damals sehr wenig elegante Kutsche der Pagen.

„Der Bienenkorb, die Bombe!“ riefen die Schusterjungen, die bei allen Zusammenläufen in Berlin ein starkes Kontingent bilden und vor einer Stunde, als die Kadetten in ihrer Uniform vom Corps abgeholt wurden, auch schon zugegen gewesen und die jungen Herren mit dem beliebten Vers:

„Kadet, Kadet, Kaldaunenschlucker,
Mit rotem Kragen und nichts im Magen!“

gehöhnt hatten.

Unter den Linden hielt der Wagen plötzlich mit einem heftigen Ruck. Ein Kind war von dem Mittelweg über den Fahrdamm nach dem Trottoir zu gelaufen und dicht vor den Pferden hingefallen. Nur durch ein gewaltsames Zurückreißen der Tiere gelang es dem Kutscher, das Kind vor dem Ueberfahren zu schützen. Das Handpferd war dabei gestürzt.

Die Pagen sprangen aus dem Wagen, Curd als erster. Er schleuderte das noch immer am Boden liegende, laut schreiende Kind beiseite und half dann

dem Pferde auf. Vom Trottoir liefen Zuschauer herbei, ein Mädchen mit dampfendem Topf war die nächste Person, die herbei hinkte. Es hatte am Rande des Trottoirs gestanden, als die Equipage herbeirollte, und der Knabe, der auf einer Bank gesessen, hatte ihr entgegenlaufen wollen.

Es war das bekannte Geschwisterpaar, Hethe und ihr Fritz. Das Mädchen holte aus einer Restauration öfter warmen Spülicht; den Jungen aber durfte sie nicht mehr in die Küche mitbringen, seit er dort einmal ein rohes Kotelett gestohlen, welches er unverhohlen und ungebraten sofort verzehrt hatte. Er blieb seitdem dem Hause gegenüber auf einer Bank der Promenade sitzen und pflegte, sowie die Schwester mit dem Spülicht sichtbar wurde, herbeizustürzen, um den ersten Mundvoll aus dem Topf zu nehmen. Nachdem Curd das Pferd auf die Beine gebracht, sah er noch einmal nach dem Kinde und erkannte die Geschwister. Fritz hatte zu brüllen aufgehört und hielt den Topf mit beiden Händen vor den Kopf.

„Wie es scheint, hat der Junge keinen Schaden genommen,“ sagte Curd zu Hedwig, die dem Bruder den Topf zu entreißen versuchte. Der Schreck war von ihr schon vergessen, vom Aerger überholt.

„Det Fett hat er schon wieder reene abgesoffen, der Jierschlank,“ antwortete sie mit einem bösen Blick auf den Jungen. „Da defor rennt er so, er kann et jar nich abwarten, daß er den Topp an det Maul kriegt. Warte, Du Racker, der Vater sollte Dir versohlent.“

Fritz war so dick und blaurot wie vor Jahren, als Curd seine Bekanntschaft vor Alberts Thüre machte, in den übrigen Eigenschaften und Verhältnissen schien sich auch nichts verändert zu haben. Das Schelten und Schimpfen der Schwester rührte Fritz nicht im mindesten; er sah weder auf die Equipage, die eben sein Leben bedroht, noch auf die glänzende Erscheinung des jungen Pagen oder auf die gaffende Menge, sondern nur in den Topf, den er mit beiden Händen an sich drückte, zugleich Hedwigs Angriffe mit den Füßen abwehrend. Eine Ohrfeige, von Curd applizirt, entschied den Kampf zu Gunsten Hedwigs; der Junge fing von neuem an zu brüllen. Indes kletterten die Pagen wieder in ihren Wagen, und Curd stand im Begriff, ihnen als der letzte zu folgen, als ein zerlumpter Mensch sich durch die Menge drängte und ihn von hinten an der Schulter packte. Im Nu hatte Curd die Hand zurückgeschleudert und Front gemacht; er stand dem Schuster Fromm gegenüber. Der trunkene Faulenzer war unter den Gaffenden am Schloßplatz durch sein lautes Schimpfen und Räsonniren dem Gendarmen aufgefallen, welcher die Ordnung der auffahrenden Equipagen zu überwachen hatte, und von ihm fortgewiesen worden. Die Linden heruntertaumelnd, erreichte der Schuster just die Stelle des kleinen Unfalls, als Curd dem Jungen die doppelt verdiente Ohrfeige gab.

„Dir kenne ick doch, Püppken," rief er dem Pagen zu, der, die Hand auf dem Degen, rückwärts tretend, sich dem Wagen näherte, „die Verkleidung hilft Dich

nischt; laß och man det kleene Messerken stecken. Neulich haste mich det Glas vom Munde weggerissen."

„Heute hat er Dir das Kind von den Pferden weggerissen," antwortete einer der Umstehenden. „Du hättest Deinen Jungen auch hüten können, da Du doch nichts weiter zu thun hast."

„Det is enjal — wat hat sich der Mensch in meine Anjelejenheiten zu mengen, wenn meinen Jungen der Deiwel holen will, oder ick will'n überfahren lassen, denn is det doch meine Sache. Vor det Bejräbnis muß de Armenkommission sorgen, aber vor det Futter, da kann ick alleene zusehen."

Der Wagen mit den Pagen rollte davon.

„Ick bin och en Mensch," schrie der Betrunkene der Equipage nach, „wenn ick och man bloß in Lumpen und zu Fuß jehe und det vornehme Pack in Gold und Silber unsere Kinder überfährt."

„Ja, det is richtig," sekundirten ein paar andere, „det is och wahr."

„Anners muß dat werden," schrie der Schuster, „un ick werde es noch erleben, daß wir zu oberst kommen, dann treten wir euch in den Dreck, und dann hänge ick Dir" — er schüttelte die Faust der sich entfernenden Equipage nach — „höchst eigenhändig an die Laterne, Du infamigtes, freches Milchjesichte, Spitzbube, Kindermörder!"

Die Menge verlief sich, schimpfend folgte der Schuster dem voraus hinkenden Mädchen über den Straßendamm.

„Wat haste da im Topp, Du Unflat?"

„Abfall, Spülwasser!“ antwortete Hedwig stumpf und gleichgiltig.

„Det Du Dir nich unnerstehst, so'n Dreck wieder jeben zu lassen, den Braten nimmste, verstehst Du mir, und den Wein dazu, det verfluchte Wasser aber“ — er packte wütend den Topf — „dat jießte ihnen in die Fratze, so“ — er schleuderte dem armen Mädchen einen vollen Guß in das Gesicht und den Rest mit dem Topf auf die Straße.

Hedwig wischte mit dem Aermel die Augen, ohne einen Klagelaut auszustoßen. Fritz blieb eine Sekunde lang starr, dann stürzte er auf das Trottoir und sammelte die Brocken, Fleisch und Kartoffelstückchen, gierig in seinen Mund.

Der taumelnde Vater voran, das hinkende Mädchen eine Strecke dahinter und als letzter Fritz, der wie ein Hund das Trottoir geleckt hatte, so kamen die drei nach Hause an den Schiffbauerdamm, wo die Familie ihr elendes Dasein wiederum in einem Keller fristete, nachdem der letzte Wirt sie hinausgeworfen. Die Mutter lag im Bett, die Kinder auf dem Boden.

„Bringst Du was?“ rief die Frau der Tochter entgegen.

„Nein!“ war nach kurzem Zögern die Antwort.

„Nich? Wat soll dat heißen? Warum bringst Du nichts, infamigtes Jöhr? Det kommt davon, wenn man so'n häßlichen Fratz zu de Leute schickt, dem will kein Mensch wat jeben.“ Sie stöhnte. „Un meine Kinder können dabei verhungern!“

Hedwig schwieg.

„Vater hat es allens uf de Straße jeschmissen," meldete Fritz, leidlich satt und befriedigt.

„Mann, biste doll! Nich jenug, daß Du alles versäufst, mußt Du auch noch det bißchen Almosen, wat ick mir mühsam verdiene, verrunjeniren?"

„Eh' ihr von Almosen dick werd't, lieber sollt ihr verhungern und verfaulen!" schrie der Betrunkene und schlug wild um sich.

„Det halt ick nich länger aus! Haste nich wenigstens en paar Pfennige übrig behalten zu Kartoffeln un Brot?" rief die Frau jammernd und verließ das Bett.

„Hier!" sagte der Mann, warf eine Handvoll Silbergeld auf die Erde und sich selbst auf das Bett. Mit einem Kienspan beleuchtete die Frau das Geld, die Krüppel krochen herbei, sammelten es auf und die kleinen Kinder fragten weinerlich:

„Gibt et wat zu essen, Mutter?"

Fritz hatte sich neben den Herd auf die wärmste Stelle gesetzt und Hedwig stillschweigend einen defekten Korb aus einer Ecke geholt. Nicht einmal die überraschende Aussicht auf eine gute Mahlzeit konnte das vom täglichen Elend erdrückte Kind anders als mechanisch beleben. Hedwig wußte, daß sie „einholen" mußte, und wartete stumpfsinnig auf die Befehle der Mutter, die schimpfend und stöhnend die Kinder abwehrte und dann dem Mädchen einen Schlag über den Kopf gab.

„Det kam Dir noch zu for die Dummheit, Vatern mit dem Topp in den Weg zu rennen."

„Vatern rannte uns nach,“ meldete der heute besonders aufgeweckte Fritz. Hedwig nahm Schläge und Aufträge stumm und gleichgiltig entgegen und hinkte davon. Der Vater schnarchte, und die hungernden Seinen freuten sich, daß von dem ihm jetzt öfter geheimnisvoll zufließenden Geld etwas übrig geblieben für sie.

Curd hatte, als er die Kellerwürmer erkannte, die Absicht, sich nach ihnen umzusehen, trotz des Widerwillens, den ihm der Schuster bei der Scene im Oldenflethschen Haus eingeflößt. Nachdem ihm der Kerl auf offener Straße zum zweitenmal feindlich entgegengetreten, erkaltete sein Mitleid, nur ein unbehaglich mahnendes Gefühl blieb zurück, wenn ihm abends im Halbschlaf als Vision das bleiche Gesicht des hinkenden Mädchens erschien. Vor Jahren hatte er einmal in Carntzin ein Reh angeschossen, war dem Tier nachgegangen und hatte es nach Stunden im Dickicht gefunden. Das sterbende Tier hatte ihn damals angesehen genau wie das lahme Mädchen; es war ihm damals gewesen, als ob das hilflose Tier den Todesschuß von ihm forderte. Was wollte dieses Mädchens Blick von ihm?

Das Fest im Palais war eitel Glanz und Glück. Er hatte in so viele strahlende Augen geblickt, in so viele schöne, freudewarme Gesichter, und konnte das elende, unschöne, kalte Gesicht mit dem Blick des leidenden Tieres darüber doch nicht vergessen.

Sibylle war bei dem Hoffest auf ihn zugekommen und hatte ihm eilig zugeflüstert, sie müsse ihn sprechen,

heimlich, allein; er solle sich ausdenken, wo, hier ginge es nicht. Sie war besonders schön an dem Abend und tanzte, als gälte es, ihre Tänzer umzubringen, mit der wilden Lust einer Wili.

Herr von Thielo und der Onkel Caradji standen ihr zur Seite wie der gute und der böse Geist. Kurze Zeit nach dem Abend, an welchem Herr von Thielo die entscheidende Frage bereut und Sibylle ihm großmütig die Antwort geschenkt hatte, war dieser fromme, vorsichtige Bewerber scheu an ihr vorbeigegangen; dann aber zog es ihn wie den Falter in die Flamme, er hatte allmälich wieder seinen Platz an Sibyllens Seite eingenommen, sie begegnete ihm aber ganz anders als früher. Seine guten Lehren wies sie spottend und lachend ab und entzog sich kühn seiner frommen Autorität. Ehedem pflegte sie auch wohl die schönen sündlichen Flügel zu regen bei seinen Ermahnungen und Lehren, aber dazwischen hörte sie doch andachtsvoll zu und zeigte ein eindrucksfähiges Gemüt und einen zwar schwachen, aber doch guten Willen; davon war jetzt keine Spur mehr vorhanden. Es kam Herrn von Thielo mitunter vor, als habe sie an jenem letzten Abend in dem weißen Saal geschwankt zwischen Himmel und Hölle, und da der Himmel vorsichtig zögerte, ihren Pakt mit dem Bösen gemacht. Seit er nicht mehr fühlte: „Sie ist für dich zu haben,“ war auch in ihm eine Wandlung vorgegangen; hatte er früher gezweifelt, ob sie des hohen Preises seiner Hand wert sei oder nicht, so war er jetzt drauf und dran, seine eigene Seligkeit mit in

die Wagschale zu werfen, um den Preis zu erhöhen. Gleich darauf schauderte er vor der Gewalt des Teufels und versuchte einer der unbezweifelt klugen Jungfrauen sein Herz zuzuwenden, ohne daß es ihm gelang. Schuld und Reue unterstützten seine Leidenschaft für die gefährliche Zauberin und maskirten sie zugleich vor ihm selber. Mehr als einmal war das entscheidende Wort wieder auf seine Lippen getreten, aber sie hatte ihm die Gelegenheit, es auszusprechen, nicht wiedergegeben. Den bösen Einfluß des Onkels fühlte er und haßte diesen Mann, soweit ein frommer Christ wie er hassen durfte. Wenn die beiden, Sibylle und Herr von Caradji, mit einander tanzten, so gaben sie Herrn von Thielo ein Schauspiel aus der Hölle. Er sah den leibhaftigen Teufel in dem schönen, leidenschaftlichen, lustflammenden Griechen, und die in seinen Armen ruhende weiße Gestalt Sibyllens erschien ihm dann wie eine verlorene Seele. Herr von Caradji sprach nicht viel mit dem Mädchen, hatte sie aber stets im Auge und kam sicher mit einem Befehl oder einer Frage dazwischen, wenn er, Thielo, sich längere Zeit mit ihr unterhielt. Sibylle hatte eine auflehnende Art, mit dem Onkel zu verkehren, es war ein trotziges, machtloses Sträuben, dem von Caradjis Seite mit nachsichtiger Ueberlegenheit begegnet wurde.

Die Königin hatte sich mit Sibylle unterhalten und war dann an ihr vorüber zu Herrn von Thielo geschritten. In den großen, ernsten Augen der hohen Frau las dieser Unzufriedenheit, und als sie ihn fragte: „Tanzen Sie heute nicht, Herr von Thielo?“

und dabei mit einem leichten Blick die seitwärts stehende Sibylle streifte, da errötete der junge Offizier und antwortete verwirrt:

„Ich liebe den Tanz nicht des Tanzes wegen, Eure Majestät.“

„Weshalb denn?“ fragte die Majestät etwas gelangweilt und sah Sibylle auffordernd an. Diese antwortete für den eigentlich Gefragten:

„Des edlen Zweckes wegen, Eure Majestät; Herr von Thielo tanzt, um Eurer Majestät zu dienen, und sollte daher so eifrig tanzen wie König David.“

Sibylle durfte sich etwas herausnehmen, doch ging sie in letzter Zeit öfter zu weit. Diesen Scherz mißbilligte die Königin; mit ernstem Staunen glitt ihr Blick weiter auf die nächste Person.

„Warum weigern Sie mir den Tanz, Sibylle, da Sie so genau wissen, was er mir wert ist?“ fragte Herr von Thielo hinter dem Rücken der Majestät.

„Weil ich nicht zu heiligem Zweck tanze und den Tanz des Tanzes wegen liebe. Ich werde Ihrer als Tänzer begehren, wenn ich einmal eine Bußübung nötig habe.“

„Das ist zu viel! Sie trotzen auf Ihre Macht und spielen mit meiner Geduld.“

„Ihrer Geduld?“ wiederholte Sibylle zerstreut, indem sie sich umsah. „So viel ich weiß, habe ich mich weder spielend noch ernsthaft jemals damit befaßt — eh, da ist mon petit ami — bitte, Herr von Thielo,“ und sie ging an ihm vorbei auf Curd zu, der hinter seiner Herrin, Prinzeß Karl, stand und der auffallend

starken, älteren Hofdame, Fräulein von Block, die Mantille der Prinzessin abnahm. Sibylle trat dicht an ihn heran und flüsterte ihm zu: „Also so alt, häßlich und dick muß man sein, um von dem schönsten der Pagen einen Kavalierdienst zu erlangen? Ich erinnere mich an Ihr stolzes Abweisen, als ich Ihnen einst mein leeres Glas übergeben wollte.“

„Gestatten das gnädige Fräulein mir, etwas Ordnung in ihre souveränen Folgerungen zu bringen?“ antwortete Curd und blitzte die schöne Sibylle aus seinen übermütigen Augen schelmisch an. „Erstens ist dies hier die Mantille meiner Herrin, der Prinzessin, dann aber bin ich jederzeit erbötig, die Ihre, mein gnädiges Fräulein, zu tragen unter den Bedingungen eines bekannten Mottos.“

„Halt, ich bin in Ihrer Literatur gut unterrichtet,“ unterbrach ihn Sibylle schnell. „Sie wollen Ihren Schiller citiren mit der Ballade vom Handschuh: ‚Den Dank, Dame, begehr' ich nicht!‘“

„O pfui, mein gnädiges Fräulein, wie können Sie sich so weit verirren! Schiller war ein Dichter, aber kein Kavalier. Künstler und Poeten, und wenn sie es auch bis zu einem Schiller bringen, sind und bleiben — Pardon, ich bin augenblicklich in Verlegenheit, nicht um den bezeichnenden Ausdruck, aber um seine Hoffähigkeit — nein, ich wollte ein ganz anderes Citat bringen, das: ‚Honni soit qui mal y pense!‘, welches eine Gnade einschließt. Wenn Sie mich damit auszeichnen wollen, so würde ich selbst Ihren Schuh am Halse tragen.“

„Sehr schön; nun aber die Bezeichnung für die Künstler und Dichter, den hofunfähigen Ausdruck — mir ins Ohr, bitte — ich bin jetzt nur Kamerad.“

Curd näherte sich dem rosigen Ohr und betrachtete das juwelengeschmückte Läppchen desselben.

„Wer hatte denn das Herz, dieses zarte Läppchen zu durchbohren?“ fragte er in Parenthese.

Sibylle faßte nach dem Ohr.

„Wozu ist das Zipfelchen denn da? Was soll man sonst damit anfangen?“

„Wenn es zum Maltraitiren verurteilt ist, dann möchte ich es lieber abbeißen,“ erklärte Curd und ließ zwischen den hübschen Lippen die Zähne sehen.

„O, dieses Kind!“ sagte Sibylle und bog sich lachend rückwärts. „Ich möchte wissen, in welcher Manier Sie den Hof machen werden, wenn Sie einmal so alt sind wie — zum Beispiel Herr von Thielo.“

„Wenn das gnädige Fräulein mir bis dahin Ihr Wohlwollen erhalten, so werden Sie es ja erproben.“

„Hu,“ rief Sibylle schaudernd, „fünfzehn Jahre! Nach fünfzehn Jahren, da bin ich alt und Sie noch sehr jung; für mich ist's das Ende und für Sie der Vollgenuß.“

Sie wandte sich langsam und sah über den Saal mit einem verlorenen Blick. Caradji stand dort mit verschränkten Armen und starrte in das glänzende Gewühl. Dieser kleine, kraftvolle, leidenschaftliche Grieche mit den mächtigen düsteren Augen, dem festen Kinn und dem sinnlichen Mund erinnerte an das bekannte Bild des ersten Napoleon.

„In fünfzehn Jahren,“ wiederholte Sibylle träumerisch, ohne den Blick zu wenden, „da werden Sie nach mir nicht mehr fragen, da ist von der Sibylle des heutigen Abends wenig mehr übrig.“ Sie löste den gebannten Blick, als koste es eine körperliche Anstrengung, und drehte Curd das Antlitz wieder zu. Es war um eine Schattirung blasser geworden. „Vielleicht,“ sagte sie lächelnd und faßte dabei an ihr Ohrläppchen, „erinnert Sie dann nur noch dieser kleine Bissen an die arme Sibylle, aber der Appetit darnach wird Ihnen dann längst vergangen sein. Ah bah — wie heißt es doch in diesem deutschen Lied?“ Sie summte die Melodie des „Freut euch des Lebens“ und fügte dann hinzu: „Das Lämpchen glüht ja noch, und Sie sollen mir dabei erklären, was Sie gegen die Künstler und Poeten haben!“

Er flüsterte ihr etwas ins Ohr und sie lachte hell auf.

„Sie sind einzig in Ihrer Art; keck wie die ahnungslose Unschuld, naiv wie ein Kind, selbstbewußt wie ein Mann und exklusiv wie eine Prinzessin aus blauestem Blut. Schade, daß wir nicht gleichen Geschlechtes sind, wir würden uns als Freunde oder Freundinnen herrlich ergänzen.“

„Das thut man nur in der Liebe,“ behauptete Curd kühn. „Geht es nicht auch so?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Es ginge wohl, aber es geht nicht. Mir ist aber vorhin bei Künstler und Konsorten mein Anliegen

wieder eingefallen. Haben Sie sich noch nicht besonnen, wo wir uns ungestört über eine ernsthafte Sache aussprechen können?“

„Vielleicht in Alberts Atelier? Sie könnten dasselbe ja besuchen, auch wenn Sie keine Sitzungen mehr haben. Wir schicken den guten Jungen hinaus, wenn Sie es wünschen.“

„Das wäre der letzte Ort — erfinden Sie etwas anderes.“

„Dann werde ich zu Ihnen kommen — nennen Sie mir eine Stunde.“

„Nein,“ sagte sie kurz, deckte das Gesicht bis an die Augen mit dem Fächer und sah ihn darüber an. Aus dem Ganzen gelöst, erschreckten Curd diese Augen plötzlich, sie kamen ihm wie um jene besprochenen fünfzehn Jahre älter vor und er bat:

„Nehmen Sie den Fächer fort.“

Langsam senkte sie die Hand, und der lachende Mund, die feingerundeten Wangen, die Grübchen, die zierlichen, beweglichen Nasenflügel fügten die Augen wieder in das Bild süßer, lieblichster Jugendschöne. Curd atmete erleichtert auf.

„Ihre Augen thaten mir wehe, als Sie mich über den Fächer ansahen, sie erschienen mir ganz verändert.“

„Das will ich Ihnen erklären,“ sagte sie heiter. „Sehen Sie, den Charakter, das Herz, den Geist und das Gemüt kann man in den Gesichtszügen studiren; es sind feine Linien, welche dort, wie auch in der Hand, Aufschluß darüber geben; aber die Seele blickt Ihnen allein aus den Augen entgegen. Einst

wird sie das Mächtigste werden; so lang wir leben, spricht sie am wenigsten mit, und nur wenn die anderen zudringlicheren Kundgebungen unterbrochen werden, kann sie zur eigenen Kundgebung kommen. Mein Charakter ist liebenswürdig, mein Herz nicht schlecht, mein Geist dem Ihren verwandt und mein Gemüt harmlos, das sagte Ihnen mein Antlitz; ich decke es zu" — sie that, wie sie sagte — „und aus meinen Augen spricht allein die Seele; die meine aber ist schwarz."

„Ich kenne Dich, Du schwarze Seele!" scherzte Curd.

„Nein, nein, das ist Ernst, bitterer Ernst!" versicherte sie.

Die Hofmarschälle gaben im Saal ein Zeichen mit den Stäben; Curd mußte sich von der liebenswürdigen Gesellschafterin trennen.

„Reiten Sie?" fragte er hastig.

„Das heißt, ich bin im Herbst öfters zu Pferd im Tiergarten gewesen."

„Kommen Sie in die königliche Reitbahn. Es kann Ihnen nicht schwer werden, bei einem der Stallmeister Unterricht zu nehmen."

„Ich habe kein Pferd mehr."

„Thut nichts, dafür ist gesorgt."

„Wann treffe ich Sie dort?"

„Jeden Mittwoch und Samstag; kommen Sie zeitig, um zehn Uhr ist die Bahn noch leer."

„Gut, ich werde nächsten Mittwoch dort sein."

„Auf Wiedersehen!"

Die Herrschaften begaben sich zum Souper; ein

Flügeladjutant des Königs führte die schöne Sibylle. Curd sprach sie an diesem Abend nicht mehr.

Als Mademoiselle de Masseigneux auf der Rückfahrt neben der Tante im Wagen saß, ließ sie die Fensterscheibe herab und sagte, die frühlingsfrische Luft begierig einatmend, in französischer Sprache, deren sich die Familie meist bediente:

„Gottlob! Der Frühling ist im Anzug, und die Bälle werden nun endlich ihr Ende finden. Ich habe die Lieutenants herzlich satt und sehne mich nach einem Pferde, um mit der Bewegung zu wechseln.“

Caradji griff den Seufzer der reizenden Nichte eifrig auf.

„Ich werde mich gleich nach einem passenden Pferd für Dich umsehen. Du weißt, ‚Fairy‘ ist verkauft.“

„Ja, leider! Ich überlegte eben, ob ich das Anerbieten des Flügeladjutanten Herrn von Gerlach annehmen sollte; er meinte, es sei nötig, einige Stunden gründlichen Reitunterrichts in der königlichen Bahn zu nehmen, ehe man nach langer Pause mit den Ritten im Freien wieder beginne. Von der Schule habe ich ja keine Ahnung. Gerlach stellte mir das Pferd seiner Frau und einen der königlichen Stallmeister als Lehrer zur Verfügung.“

„Das solltest Du annehmen, Sibylle,“ meinte Caradji. „Zu welcher Tageszeit soll das stattfinden?“

„Morgens vor zehn Uhr sei die Bahn leer, behauptete Herr von Gerlach.“

„Das ist entsetzlich früh für uns; ich habe morgens auch mit dem Sekretär zu arbeiten.“

„Dann lassen wir es," antwortete Sibylle gleichgiltig; „ich habe so wie so wenig Lust, das Reiten planmäßig zu betreiben; alles Lernen ist mir verhaßt."

„Kannst Du Dich denn nicht allein dorthin begeben?" fragte die Tante.

„Gerlach würde mich vielleicht abholen," überlegte das Mädchen gähnend.

„Das kannst Du ruhig annehmen; Herr von Gerlach ist Schutz genug für Dich. Die Königin sieht es außerdem gern, wenn Du mit der Familie verkehrst."

„Ja, er gehört zu den vier Erzengeln Ihrer Majestät," antwortete das Mädchen, lehnte sich zurück und schloß ermüdet die Augen.

Zwölftes Kapitel.

In der Reitbahn.

Der spätere Feldmarschall, damalige General der Kavallerie, von Wrangel, war schon im Jahre 1848 eine populäre Persönlichkeit, die nach allen Seiten hin eine Sonderstellung behauptete. Unter seinesgleichen wegen rücksichtsloser, sagen wir Offenheit gefürchtet, durfte er sich auch nach oben mehr als sonst jemand herausnehmen; er war eine militärische Kapazität, eine Berliner Kuriosität und ein Charakter von urwüchsiger, knorriger und unbeugsamer Eigenart. Die kleine Gestalt in der blauen Kürassieruniform — Wrangel war Chef des ostpreußischen Kürassierregiments Nr. 3 und trug dessen Uniform bis an sein Lebensende — kannte jedes Kind in Berlin; er war viel in den Straßen, besonders unter den Linden zu sehen, zu Fuß oder zu Pferde, selten zu Wagen, immer grüßend und winkend, leutselig und freundlich, vornehmlich Kindern oder hübschen Damen gegenüber, und stolz auf seine Popularität. Daß der kleine, leutselige General seinen lieben Berlinern auch

die Zähne weisen konnte, das hatten sie damals noch nicht erfahren. In dem Jahre 1848 kommandirte er das zweite Armeecorps in Stettin, befand sich aber während der Hoffestlichkeiten auf Wunsch Seiner Majestät längere Zeit in Berlin. Unter den höheren Offizieren gab es einen, den Wrangel durchaus nicht liebte und an dem er seinen Witz, einen mitunter recht scharfen Sarkasmus übte. Dies war der Oberst von Willisen. Wenn Wrangel im praktischen Dienst seinesgleichen suchte, so glaubte Willisen in militärischer Gelehrsamkeit seinesgleichen nicht zu finden. Der gelehrte Oberst war stets bemüht, die Kriegskunst zu verbessern, und am grünen Tisch blendeten seine Theorien auch meistens; die kleine Excellenz im weißblauen Waffenrock ließ sich indeß nicht so leicht blenden. Wenn Wrangel etwas verachtete, so war es die Weisheit der Federfuchser. Außer seiner militärischen Stellung verwaltete Willisen damals in Stellvertretung des erkrankten Generals von Burgsdorf den Oberstallmeisterposten bei Seiner Majestät. Wenn Wrangel dem Obersten, der für stolz und eitel galt, zu Pferde begegnete, so blieb der General stehen, streckte den Arm aus und rief:

„Da reitet er! Das Pferd gehört dem König, die Schabracke gehört dem König, das Sattelzeug gehört dem König, Rock und Waffe ist des Königs, und was möcht' er sein? Selber König!“

Wrangel hatte auch ein Bonmot auf seinen Gegner erfunden, welches denselben unsterblich machte. Er nannte Willisen den Mann, der wie Minié ritt und wie Baucher schoß. Minié war der Erfinder der

bekannten renommirten und nach ihm benannten Büchse, welche der gelehrte Oberst zu verbessern unternahm, Baucher aber hatte ein Buch über die Reitkunst und Behandlung der Pferde geschrieben, welches Willisen mit verschiedenen Anhängen versah. Seine Unternehmungen kosteten später den Staat enorme Summen und führten zu keinem praktischen Resultat. So richtete er zum Beispiel Pferdedampfbäder ein, und als er dem General Wrangel seine Pläne auseinandersetzte, sagte dieser:

„Machen Sie uns keinen Dampf vor, Sie haben schon den Schwindel davon, und ich werde schwindelig beim Zuhören.“

Einst traf die Königin die beiden Herren neben einander in dem Schloßportal, als ein neuer Trakehner-Viererzug zum erstenmal von Ihrer Majestät benützt werden sollte. Im Einsteigen rief Ihre Majestät den Herren zu:

„Sie haben ein gemeinsames Interesse an der Sache! — Willisen als Oberstallmeister und Wrangel als Ostpreuße.“

Da antwortete der General mit einer Grimasse:

„Majestät, wir zwei haben nichts gemeinsam als den Anfangsbuchstaben. Ist nicht viel, Majestät!“

Der König schätzte Willisen, konnte aber nicht umhin, dem alten Praktiker Wrangel mitunter Recht zu geben. Einst fiel der kleine, dicke Willisen vom Pferde, während der König mit seinem Stab einer Evolution des gelehrten Obersten zusah, die eine Verbesserung der Baucherschen

Methode illustriren sollte. Wrangel wandte sich an den König:

„Majestät, die Probe paßte nicht auf das Exempel; was sagen Eure Majestät nun?“

Friedrich Wilhelm rief mit seiner hohen, hellen Stimme lachend:

„Pas précisément Baucher, mais décidément débauché!“

Wrangel war ein passionirter Reiter und Pferdeliebhaber und als solcher öfter ein Besucher der königlichen Reitbahn. Meistens nahm er dort Veranlassung zu drastischen Einwürfen; zu loben fand er selten etwas, ritt auch selber nie mit, sondern sah eine Viertelstunde zu und ärgerte die Reitlehrer.

An dem von Sibylle in Aussicht genommenen Mittwoch begab er sich auch nach der Bahn. Auf der Schloßfreiheit traf er Willisen. Wrangel blieb stehen und fragte:

„Gehen Sie nach der Reitbahn?“

„Ich überlasse Ihnen das Feld, Excellenz, und werde heute nur den Stall besuchen,“ antwortete Willisen.

„Wie er mir kennt!“ sagte Wrangel, der eine bekannte Vorliebe für den Dativ hegte, und grüßte ein paar Schulkinder, die ihn anlachten. „Da sagen die Leute immer, der Respekt im Volk nehme ab; ich kann das nicht finden. Wo ich hinkomme, macht man mir Platz; wo ich mir sehen lasse, regnen Grüße auf mir,“ und er deutete auf die Kinder.

Willisen widersprach.

„Es macht sich doch ein böser Geist bemerklich; ich habe selber beobachtet, daß die Canaille den Deckel auf dem Kopfe behielt, als der Wagen Seiner Majestät durch eine Volksansammlung fuhr.“

„Wo war das?“ fragte Wrangel ungläubig.

„Eine Missionsgesellschaft hatte oben in der Leipzigerstraße getagt und zahlreichen Zuspruch aus den höchsten Kreisen gefunden. Beim Verlassen der Versammlung wurden verschiedene Personen durch den Pöbel insultirt. Seine Majestät kehrten gerade von einer Spazierfahrt zurück, bemerkten den Volkshaufen und glaubten, daß ein Unglück stattgefunden habe. Ich begleitete Seine Majestät und führte, wie gesagt, den Wagen bis in den Volkshaufen, der sich zwar ruhig verhielt, aber keinerlei Zeichen von Devotion und pflichtmäßiger Unterthänigkeit beim Erscheinen Seiner Majestät kundgab.“

„Das wundert mir sehr; ich kann nur glauben, daß die schwarze Gesellschaft den Verstand der Leute momentan verfinstert hatte, oder daß man neben Ihnen den König nicht sah.“ Willisen wollte auffahren, indeß fuhr Wrangel lebhaft fort: „Sehen Sie dort den Schusterjungen, er pfiff, bis er uns erblickte, nun steht er still und pfeift nicht mehr — warum nicht?“

„Vermutlich, weil ihm etwas anderes einfällt; er gafft uns an und wird auf unsere Worte horchen, wenn wir an ihm vorübergehen.“

„Nein, er hört auf zu pfeifen aus Ehrerbietung,“ behauptete Wrangel und rief dem Jungen zu: „Guten Morgen, mein Sohn!“

Der Bengel lachte, grüßte militärisch und ließ die beiden Herren an sich vorübergehen.

„Ich wette, daß Ihre Annahme falsch ist, Excellenz," sagte Willisen spöttisch.

„Fragen wir den Jungen," schlug Wrangel vor und rief den kleinen Schusterlehrling herbei. „Sage mir, mein Sohn, warum Du aufgehört hast zu pfeifen, als Du uns sahst."

„Ne, det sag' ich nich!" antwortete der Junge unerschrocken.

„Du bekommst einen Thaler von mir, wenn Du die Wahrheit sagst."

Der Bengel streckte die schmutzige Hand aus und sagte pfiffig:

„Erst den Daler ufs Schusterpech!"

Wrangel legte ihm einen Thaler in die Hand.

„Wenn ick den ollen Wrangel sehe, muß ick immer lachen, un lachen un pfeifen jeht nich!" rief der Junge grinsend und sprang davon.

Nun lachte Willisen.

„Diesmal haben Sie recht behalten," sagte Wrangel. „Es war nicht der Respekt, sondern wirklich etwas anderes, das ihn aufhören ließ zu pfeifen, nämlich die Freude. Kinder lachen, wenn sie sich freuen, die Sonne und die hübschen Mädchen lachen mir auch an — sie thun recht daran."

Vor dem Eingang zur königlichen Bahn trafen die Herren einen dritten, den Flügeladjutanten von Gerlach. Er blieb bei ihnen stehen, und Wrangel sprach ihn auf einen Orden an, den ein kleiner

deutscher Fürst dem Flügeladjutanten kürzlich verliehen. „Bei Euch sammeln sich die Dekorationen wie auf der Hühnerstange, jeder Vogel, der hier rastet, läßt ein Andenken zurück,“ spottete in seiner drastischen Manier der General.

Man kam auf das Ordensfest zu sprechen, und Willisen nahm eine verletzte Miene an.

„Ach so!“ rief Wrangel. „Sie haben diesmal nichts bekommen, Oberst von Willisen, sind piquirt — gönnen den anderen die Orden nicht.“

„Puttkamer und Buddenbrook, die mir in der Anciennität nur wenig voraus sind, haben schon im vorangegangenen Jahr die zweite Klasse des roten Adlerordens bekommen,“ antwortete Willisen, „ich mußte allerdings fest darauf rechnen, bei diesem Ordensfest berücksichtigt zu werden.“

„Werde Ihnen das gleich erklären,“ sagte Wrangel und richtete die kleine Gestalt hoch auf. „Sehen Sie, mein lieber Oberst, bei solcher Gelegenheit, wo Seine Majestät der König hunderte zu dekoriren hat und tausende auf eine Dekoration warten, da muß er sich immer ein paar hervorragende, ausgezeichnete Persönlichkeiten reserviren, die nicht dekorirt werden, damit er den Unzufriedenen sagen kann: ‚Seht den da, der große Soundso hat auch nichts bekommen.‘ Zu diesen gehöre ich zum Beispiel — habe am achtzehnten Januar auch nichts erhalten.“ Dann wandte er sich mit einer bedauernden Miene an Willisen und setzte hinzu: „Um Sie, Oberst von Willisen, da thut es mir wirklich leid.“

Er grüßte und ging in die Bahn. Willisen wandte sich an Gerlach:

„Impertinent und boshaft wie immer, daneben spielt er sich auf den Liberalen hinaus und buhlt um die Volksgunst.“

Und der Oberst gab in lebhafter Erregung einige Belege für diese Behauptung, die Herr von Gerlach stumm entgegennahm und dem Oberstallmeister Seiner Majestät dann nur noch meldete, daß Fräulein von Masseigneux in der Bahn reite.

„Wer hat ihr denn ein Pferd gegeben?“ fragte Willisen gereizt.

„Sie reitet vorläufig die ‚Espérance‘ meiner Frau. Ich wollte Sie aber ersuchen, der Dame, die, wie Sie wissen, eine besondere Protégée der Majestäten ist, eines der alten Elevenpferde zu geben. Fräulein von Masseigneux will einen systematischen Unterricht nehmen, und die Espérance ist nicht ganz geeignet dazu. Sie haben ja eine Menge Material für den Zweck. Ferrier wird den Unterricht übernehmen.“

„Welch neue Laune der schönen Sibylle! Sie macht die verschiedenen Phasen übrigens ziemlich schnell durch. Hat sie es denn aufgegeben, sich zur tugendsamen Schloßherrin für Thielene auszubilden, oder ist sie im Examen durchgefallen? Thielo schien sie doch am letzten Hofball stark engagirt zu haben!“

„Der Reitunterricht spricht dagegen; solche Extravaganzen würde Thielo seiner Zukünftigen nicht gestatten.“

„Doch nur, weil er als schlechter Reiter keine gute Figur neben ihr machen würde.“

„Nein, dazu fehlt ihm die Selbsterkenntnis,“ sagte Herr von Gerlach; „aber er hält das Reiten der Damen für ein Zeichen von Emanzipation.“

„Ihre Majestät gestattet es doch ihren eigenen Hofdamen.“

Herr von Gerlach zuckte die Schultern.

„Thielo hat ganz eigentümlich strenge Ansichten in dieser Beziehung und überbietet unsere keusche Königin und uns alle in seinem Puritanismus. Ich muß indes gestehen, daß er in einigen Punkten vollkommen recht hat. Warum schreibt die Etikette unseren Damen zum Beispiel ein Entblößen der Schultern vor, da sie eine Grenze nicht vorzuschreiben vermag? Die Keuschheit leidet darunter. Ehe nicht die robe montante Hoftracht geworden, wird Thielo seine dermaleinstige Gattin nicht an den Hof führen. So behauptet er.“

Willisen lachte frivol.

„Nun, die Reize der schönen Sibylle haben wir alle schon kennen gelernt. Da käme seine Vorsicht zu spät; auch erinnerten die Blicke, welche er selbst in den Busenschnee der Holden tauchte, nicht an den Schrecken des heiligen Antonius.“

„Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach,“ antwortete Herr von Gerlach spöttisch. „Er zürnt ihr ob solcher Anfechtung, davon bin ich überzeugt, und legt sich selber eine Buße auf.“

„Aber keine Pönitenz der Enthaltsamkeit, das kann

ich Sie versichern. Die Sittenstrenge wird nur nach außen gewahrt — ‚richtet euch nach meinen Worten und nicht nach meinen Werken‘, heißt es dort.“

Die Herren trennten sich.

Wrangel war indes in die Bahn getreten. Der Bereiter Ferrier, ein Unterstallmeister, hielt in der Mitte und kommandirte. Eine Anzahl Reiter, darunter Curd und die schöne Sibylle, kreisten in langsamem Tempo durch die Bahn, die letztgenannten neben einander, die übrigen hinter einander.

Sibylle war zu spät gekommen und entschuldigte sich. Sie zeigte sich sehr animirt trotz der frühen Stunde und sah sich lebhaft und neugierig unter den Anwesenden um.

„Wer sind die Leute hier, Herr von Oldenfleth?“

„Ich habe keine Ahnung,“ antwortete Curd; „es reitet jetzt Krethi und Plethi hier, früher soll das anders gewesen sein.“

Sibylle betrachtete mit offener Bewunderung die Gestalt des dirigirenden Stallmeisters.

„Herr Ferrier ist eine auffallende Erscheinung,“ sagte sie so laut, daß der Betreffende sich umsah. Es war ein energischer, hübscher Kopf, etwas eitel und selbstbewußt; die dunkelblaue Stallmeisteruniform kleidete die schlanke Gestalt, und die glänzenden hohen Stiefel brachten einen kleinen, schöngeformten Fuß zur Geltung.

Curd erklärte, daß Herr Ferrier der gesuchteste Reitlehrer unter den königlichen Bereitern sei.

„Welche Stellung nimmt denn dieser Mann sonst

ein? Stallmeister, das sagt nichts; Herr von Willisen ist auch Stallmeister, und mit ihm wird sich Herr Ferrier wohl nicht messen können."

„O, das ist etwas ganz anderes! Oberstallmeister Seiner Majestät des Königs ist eine oberste Hofcharge, während diese Leute hier nicht viel mehr als königliche Reitknechte sind, aus denen sie auch hervorgehen. Ferrier ist übrigens nicht Stallmeister, sondern nur Bereiter, nicht mehr als ein Unteroffizier bei der Truppe, und besitzt auch keine höhere Bildung."

„Er besitzt aber mehr Chic als Ihre Unteroffiziere, die ich ganz affreux finde. Im vergangenen Sommer mußte ich an dem Schribbenfest im Gefolge der Königin teilnehmen und zusehen, wie Ihre Souslieutenants dinirten. Sie steckten die Messer in den Mund und hatten baumwollene dunkelfarbige Taschentücher und ein Parfüm nach Leder und Metall."

„Herr Ferrier duftet auch nicht nach Rosen, wenn er aus dem Stall kommt," behauptete Curd amüsirt.

„Aber er führt ein sehr elegantes Taschentuch mitunter an die Lippen und bewegt sich wie ein Gentleman. Ich bin überzeugt, er ißt auch wie ein solcher."

Curd begriff nicht, wie Herr Ferrier als Gentleman von einer vornehmen Dame in Betracht gezogen werden konnte.

„Durch die ganze Bahn changirt!" kommandirte der soi-disant Stallmeister.

Die Gesellschaft durchschnitt in der Diagonale die

Bahn und nahm die Wand rechts, die sie vorhin links gefaßt.

„Ihr inwendiger Zügel ist zu lang, Mademoiselle; nehmen Sie ihn vor und setzen Sie sich etwas näher an den Sattelknopf,“ befahl Ferrier und hob die Peitsche gegen Sibylle.

„Herr von Oldenfleth, Ihr Sitz ist heute nicht so gut wie sonst; Sie lassen Ihr Pferd außer acht. Wollen Sie sich nicht hinter die Dame rangiren?“

„Ich rechne heute nicht mit, Ferrier, und das gnädige Fräulein will nur dies einemal hospitiren. Sie dürfen uns beide auslassen.“

Ferrier ging dicht an das Paar heran und sagte:

„Pardon, ich glaubte verstanden zu haben, daß Mademoiselle de Masseigneux einen Kursus bei mir durchmachen wollten.“

Ueberrascht blickte Curd auf die Dame.

„Freilich,“ antwortete diese, „so verabredeten wir, und es bleibt dabei.“

„Haben Sie den Mann schon früher gesprochen?“ fragte Curd.

„Gerlach schickte ihn gestern, und Herr Ferrier machte mir Lust zu einem regulären Unterricht.“

„Das ist etwas anderes!“ rief Curd und stimmte dem Plan lebhaft bei. „Bei Ihrem natürlich guten Sitz, Ihrer sichern Haltung und leichten Hand wird Ferrier eine Musterschülerin in Ihnen ausbilden.“

Der Stallmeister verneigte sich respektvoll und zog sich an seinen Platz zurück.

„Wie kommst Du eigentlich um diese Zeit in die

Bahn, mein Sohn?" redete Wrangel Curd an, den er bisher nur während der gemeinsamen Kadettenreitstunde in der Bahn getroffen.

Curd hielt sein Pferd an und salutirte.

„Ich bin klassenfrei, Eure Excellenz."

„Ach so, das ist etwas anderes! Ich begreife; als reif von der Schulbank dispensirt, präparirst Dich aufs Examen in praktischer Weise. Thust recht daran, mein Sohn; wenn ein Kavallerist nicht reiten kann, nützt ihm die ganze Weisheit nichts, erfährt man alle Tage."

Curd machte Kehrt.

Ein neuer Gast trat in die Bahn — Herr von Thielo. Er wurde von Wrangel begrüßt.

„Was willst Du hier, mein Sohn? Bist kein Reiter!"

Die Blicke des Offiziers verrieten, was er wollte — sie folgten der Reiterin, die ihn leicht mit der Gerte grüßte. Zu Curd hin äußerte Sibylle:

„Unausstehlich! Nun wird die Gelegenheit verpaßt sein! Herr von Thielo hat sicher eine Predigt für mich in Bereitschaft und wird nicht eher ruhen, bis er sie los geworden. Ich hoffte, wenn Ferrier die Stunde geschlossen, endlich zu meiner Aussprache zu kommen."

„Ich glaubte schon, Sie hätten es aufgegeben," antwortete Curd.

Sie kamen an dem Platz vorüber, wo Wrangel mit Herrn von Thielo hielt.

„Reitest heute zerstreut, mein Sohn," rief Wrangel

dem Kadetten zu. „Dachte mir an Deinem Reiten zu ergötzen, aber heute ist das Pferd nicht Deine einzige Liebe. Venus mit der Espérance hat Dir's angethan."

Ferrier trat dem General ein paar Schritte entgegen.

„Wir schließen jetzt, Eure Excellenz; wenn Sie befehlen, wird Herr von Oldenfleth Ihnen aus der hohen Schule vorreiten. Er ist der beste und befähigteste Reiter."

„Ist viel gesagt — kenne ihn aber — schlägt nach dem Vater — war auch ein tüchtiger Reiter und der schönste Kürassier — lassen Sie ihn einmal zeigen, was er kann."

Wieder betrat ein neuer Zuschauer die Bahn, diesmal keine Persönlichkeit der Gesellschaft, sondern der Zirkusbesitzer Dejean.

„Der kommt mir eben recht," sagte Ferrier halblaut. „Er kann zusehen, wie Herr von Oldenfleth die hohe Schule reitet, mit welcher Herr Dejean im Zirkus Reklame für seine Kunst macht."

Die Schüler wurden entlassen, Sibylle blieb zu Pferde; sie behauptete, noch nicht ermüdet zu sein; ihr Gesicht hatte sich verfinstert. Die Aufforderung des Herrn von Thielo, abzusteigen und mit ihm in die Zuschauerloge zu treten, hatte sie kurz abgewiesen.

„Ich werde zu Pferde den Zuschauer machen," antwortete sie Herrn Ferrier.

„Wir könnten zusammen eine Vorstellung geben," schlug Curd übermütig vor, nachdem der Stallmeister

mit ihm ein paar leise Worte gewechselt. Curd ließ sein Pferd einmal im Schritt durch die Bahn gehen, versammelte es zum Zweck und ritt dann gewandt, elegant und sicher die sogenannte hohe Schule durch. Das Pferd blieb weich im Zügel, schäumte leicht, war stets hübsch versammelt und in „full spirit“ wie der Reiter. Die Zuschauer zeigten sich entzückt und Herr Dejean fing ordentlich Feuer.

„Jetzt will ich Ihnen einen spanischen Tritt zeigen, wie er sein soll und wie ihn Ihre Kunstreiter nicht herausbringen,“ rief Ferrier und gab Curd einen Wink, dem der gewandte Reiter sofort nachkam.

Das Pferd warf die Beine heraus mit der Genauigkeit und Sicherheit eines mechanischen Spielwerks. Der Reiter saß ganz ruhig, wie an dem Sattel festgesogen und forderte nur durch Zügel und unsichtbaren Schenkeldruck die federnde Bewegung heraus. Lebhafter Beifall lohnte die Vorstellung. Herr Dejean war Feuer und Flamme.

„Welch ein Talent! Welch eine Hand! Welcher Sitz! Welche Fühlung!“ rief er einmal ums andere. „Aber das Changiren auf den dritten Sprung — das werden Sie hier nicht fertig bekommen,“ setzte er hinzu, „den Trumpf reserviren wir uns denn doch!“

„Hat ihm schon!“ lachte Wrangel, als Curd, ohne ein Wort zu erwidern, sein Pferd in Rechtsgalopp gesetzt hatte und auf den dritten Sprung changiren ließ.

„Ohne Musik,“ belehrte Ferrier, „das bedeutet

etwas! Die Musik ist ein mächtiges Unterstützungsmittel. Bitte, Herr von Oldenfleth, führen Sie dem Herrn einmal das Changiren auf gerader Linie vor, das ist bekanntlich viel schwieriger als im Kreise."

Curd folgte der Aufforderung und löste die Aufgabe glänzend. Er changirte dann Sprung auf Sprung ebenfalls in gerader Linie.

„Ihre anderen Kunststücke kann ich Ihnen hier in der königlichen Bahn und auf einem unserer königlichen Pferde nicht vorführen," sagte Ferrier in gerechtem Stolz auf seinen Schüler, „aber in Ihrem Zirkus und auf Ihren Pferden wäre ich erbötig, mit Herrn von Oldenfleth alle Ihre Bereiter zu schlagen."

Herr Dejean griff den Vorschlag eifrig auf.

„Ich lade die Herren dazu ein — es wird mir eine besondere Ehre sein. Wann befehlen Sie? Bitte, bestimmen Sie Tag und Stunde."

Sibylle war in der Ecke halten geblieben; ein Reitknecht hielt ihr Pferd am Zügel während der kleinen Vorstellung. Sie jauchzte ihrem jungen Freund Beifall zu und gab mehrmals ihrem Entzücken den schmeichelhaftesten Ausdruck.

„Quel charme! Mais comme il est beau et gracieux!" Und als Herr von Thielo etwas erzwungen beistimmte, wehrte sie seine Anerkennung ungeduldig ab. „Sie können das ja gar nicht begreifen; was hier zündend zum Ausdruck kommt, kann bei Ihnen nicht verfangen. Was will das sagen, ob ein Mann gediegen denkt und korrekt fühlt — das macht ihn

nicht liebens- und begehrenswert. Dieser Knabe besitzt alles, was bei einem Mann bezaubern würde: Schönheit, Kraft und Grazie, kecken Mut und warmes Blut, einen frohen Sinn und einen energischen Willen."

„Wenn weiter nichts nötig wäre," gab Herr von Thielo spöttisch zu, „die genannten Vorzüge besitzt Herr Ferrier vielleicht auch."

Sibylle blickte ihn groß an.

„Es ist noch einiges andere nötig," sagte sie abgekühlt. „Wenn man Sie zum Beispiel mit Herrn Ferrier mischen könnte . . ." Plötzlich schüttelte sie lachend den Kopf und endete: „Es käme doch kein Oldenfleth heraus."

Curd hatte sein Pferd lobend geklopft und beruhigt und führte es auf Sibylle zu.

„Kommen Sie, mein gnädiges Fräulein, den Schluß einer Vorstellung macht immer die Dame."

„Ich kann nicht Schule reiten."

„Sie werden es lernen. Wir wollen die Zeit, in welcher die Bahn noch leer ist, zu einem flotten Galopp à deux ausnützen, und ich zeige Ihnen, wie man changirt."

Wrangel faßte Thielos Arm.

„Wir beide sind jetzt überflüssig, und Du kommst in Gefahr, mein Sohn, hier den Elefanten zu machen, von der Eifersucht bestiegen und vom Neid spornirt zu werden. Adieu, mein Engel!" rief er, Sibylle eine Kußhand zuwerfend; „ihr beide amüsirt euch doch besser allein; ich nehme diesen hier mit."

Die beiden Herren verließen die Bahn, nachdem auch der Kunstreiter mit Herrn Ferrier verschwunden war.

„Endlich!“ rief Sibylle und drängte ihr Pferd dicht an Curds Seite, der das seine in Galopp setzen wollte.

„Nein, nein, bleiben wir im Schritt; ich brauche meinen ganzen Atem für das, was ich Ihnen zu sagen habe.“ Sie ließ ihr Pferd ein paar Schritte machen, während deren sie nach dem Anfang für ihre Mitteilung suchte. Endlich fragte sie mit einem lauernden, scheuen Blick auf ihren Nachbar: „Hat Ihnen Ihr Vetter Brecken nichts mitgeteilt?“

„Er ist nicht mitteilsamer Natur, erzählt eigentlich niemals etwas von sich, aber kürzlich hat er mir doch etwas Besonderes mitgeteilt.“

Curd vergalt den scheuen Seitenblick mit einem schalkhaften.

„Er behauptete, ein Dutzend Hemden geschenkt bekommen zu haben.“

„Ein thörichter Scherz von mir,“ gestand Sibylle zerstreut, weil mit ihrem andern Geheimnis beschäftigt.

„Der Scherz verletzte ihn.“

Sie blickte schnell auf und ein Zornesstrahl, der freilich einem andern galt, traf den Sprecher.

„Ja, er ist viel zu stolz, um ein harmloses, unbedeutendes Geschenk zu nehmen — aber den Stolz anderer achtet er nicht, er zwingt sie, seine Schuldner zu bleiben.“

Curd lächelte spöttisch.

„Sie wissen, wovon ich spreche!“ rief Sibylle,

ihn scharf beobachtend, in zunehmender Erregung. „Gestehen Sie es nur, alle Welt weiß es, man zeigt mit Fingern auf uns wie auf Spitzbuben, die man laufen läßt, weil man sie nicht hängen kann!“

„Aber, mein gnädiges Fräulein, niemand bringt Ihren Namen in Verbindung mit — einer gewissen Angelegenheit, die ich allerdings kenne.“

„Ich machte den Onkel mit ihrem Vetter bekannt; mein Wunsch war es, mich von ihm malen zu lassen, und auf mein Verlangen wurde die Summe durch das Lospapier komplettirt — freilich erfuhr ich die schmähliche Rückforderung erst nachträglich! Was sagte Ihnen Ihr Vetter von der Sache — es ist natürlich nicht wahr, daß er sie Ihnen verschwieg; seine Verachtung gegen alles, was über ihm steht, wird sich darauf stützen, und er wird seinen Triumph ausschreien.“

„Sie sollten Albert von der Brecken wohl besser kennen, mein gnädiges Fräulein! Er hätte nie von der Sache gesprochen, sie war für ihn einfach nach moralischem Recht geordnet und ich bin überzeugt, er gönnt ihr kaum noch einen Gedanken; mein Onkel Oldenfleth war indes Zeuge der Verhandlung und machte die Sache, wie ich fürchte, sehr bekannt.“

„Wie denken Sie darüber?“

„Ich stehe auf der Seite meines Vetters und würde ebenso gehandelt haben wie er.“

„Ihr Vetter und mein Onkel waren gleicher Meinung, dann würden Sie also auch gehandelt haben wie Herr von Caradji? Recht bleibt Recht!“

Curd lachte.

„Die Schlußfolgerung ist nicht ganz richtig, ich möchte Ihnen das mit einem Stückchen Weisheit erklären, die ich bei meinem künstlerischen Vetter aufgriff: es geht nämlich mit dem Recht, das heißt mit dem moralischen, wie mit der Perspektive, der Aufnehmende bestimmt den Augenpunkt und nach diesem Punkt verschieben sich die Linien — in dem Fall des Herrn von Caradji würde mein Augenpunkt ein anderer gewesen sein."

„Das heißt Ihre Auffassung des Rechtes — ich verstehe — Sie würden also keinen Anspruch auf den Gewinn erhoben haben."

„Nein, gewiß nicht, weder ich noch mein Vetter!" rief Curd energisch.

Nach einer kleinen Pause sagte Sibylle langsam und bedächtig:

„Dann glauben Sie also auch, daß mein Onkel, der vornehme, hochgestellte, reiche Mann, der stolze Fanariot, einen armen Maler um ein bedeutendes Vermögen betrog!"

„Ihre Darstellung ist falsch, denn Herr von Caradji forderte und erhielt dies Vermögen von einem Edelmann, der es verschmähte, das gesetzliche Recht, welches ihm der Zufall bot, auszunützen!"

„Er wollte sein Recht nicht ausnützen," sagte Sibylle bitter, „der andere nützte aber die Großmut aus bis auf den letzten Tropfen." Dann loderte der Zorn in Sibylle auf und färbte das schöne Gesicht mit dunkler Glut als sie fortfuhr: „Ich will

aber keinen Teil daran haben — ehe ich eine Ahnung von dem Sachverhalt hatte, erhielt ich — dreißigtausend Gulden von dem Gewinn — ich hatte die Nummer damals gezogen" — sie faßte in ihre Tasche und holte ein Paket in Papier hervor — „es ist abscheuliches, sündhaftes Geld — mein Onkel schenkte es mir, nehmen Sie es — aus Erbarmen," ihre Stimme bebte, „befreien Sie mich davon, ich flehe Sie an —"

Curd schob ihre Hand zurück.

Verstört blickte das Mädchen um sich.

„Waren es nicht dreißig Silberlinge," flüsterte sie heiser, „um die der Heiland verkauft wurde — dreißigtausend sind zu viel für ein armes Mädchen — wie ging es doch weiter: ‚Es reute ihn, daß er unschuldig Blut verraten, er warf das Sündengeld von sich, ging hin und erhenkte sich'" — mit schneidendem Ton setzte sie hinzu: „Wollen Sie, daß ich mich auch erhängen soll?" — und starrte ihm grell, wie in plötzlichem Wahnsinn, in das Gesicht. An seinem erschrockenen Blick kam sie zur Besinnung, sie senkte ihre Augen und reichte ihm das Päckchen mit den Worten: „Lassen Sie mich die verräterische That zum kleinen, allerkleinsten Teil gut machen, indem Sie Ihrem Vetter diese Summe zustellen."

„Das kann ich nicht," antwortete Curd ernst, „ich weiß zu genau, wie er darüber denkt, versuchen Sie es selbst, ihn dazu zu bewegen."

„Mein Gott, das that ich natürlich sofort!" rief Sibylle ungeduldig. „Ich schrieb ihm, legte die

Pfandbriefe ein, er sandte alles zurück — lesen Sie seinen Brief, ich brachte ihn deshalb mit."

Sie zog ein Papier aus der Tasche, welches wie die schlechtgeschriebene Rechnung eines Handwerkers aussah; in großen, unregelmäßigen Zügen, schiefen Linien auf gewöhnlichem Konzeptpapier, ohne Anrede, enthielt das Blatt folgende Worte:

„Inliegend erfolgt Brief und Beilage zurück. Sie sind mir nichts schuldig, auch die mir in Aussicht gestellten Aufträge muß ich zurückweisen, da Sie damit Ausgleiche zu bezwecken scheinen. Hier ist nichts auszugleichen, wir haben auch nichts miteinander zu teilen und Geschenke nehme ich nicht; das heißt, ein Geschenk werde ich behalten: das Dutzend Hemden, welches ich Ihrer Fürsorge verdanke, eignet sich vortrefflich für meine Doppelverwendung; es wird sich dabei Ihrer Güte gerne erinnern

Albert von der Brecken."

„Der Wisch sieht dem ungehobelten Künstler ähnlich," sagte Curd entrüstet und faltete das Papier zusammen, „ich bitte für meinen Vetter um Verzeihung, mein gnädiges Fräulein, und begreife, daß solch ein Schreiben Sie beleidigen mußte."

„Das thut es gar nicht," antwortete Sibylle, den Brief zurücknehmend, „die Abweisung an und für sich schmerzte mich so sehr, daß ich die Form derselben gar nicht beachtete, er hätte noch zehnmal gröber sein können, wenn er das Geld nur behalten wollte. Er brauchte es nicht einmal für sich zu behalten. Das Elend der Welt verbittert ihm sein

Leben — wie er oft sagte — mit dreißigtausend Gulden kann er vielleicht die bittere Quelle verstopfen."

Curd schüttelte den Kopf.

„Sie kennen den Querkopf wirklich nicht. Mit Palliativen gibt er sich nicht ab, und das Universalmittel hat er noch nicht entdeckt. Wer weiß, ob seine Humanität ihn nicht schließlich zum Tyrannen macht. Er braucht nur dahinter zu kommen, daß die Knute das Universalmittel ist, und er wird der erste sein, der sie braucht."

Sibylle steckte ihr Paket wieder zu sich und seufzte. Ihre Gedanken streiften nur flüchtig das Elend anderer, die eigenen Sorgen zogen sie in ihren engeren Kreis, und sie sagte: „Die Unglücksgeschichte zirkulirt wie ein Lauffeuer — vorhin sprach mich sogar Thielo darauf an, die Königin hat schon durch ihre frommen Zuträger von dem reichen Mann gehört, der dem armen das einzige Lamm raubte."

„So geben Sie Ihrer Majestät das Geld für die Armen."

„Das würde mich in den Augen der Welt vielleicht entlasten, aber eine Ostentation enthalten, die Caradji beleidigen müßte und mir zuwider wäre. Außerdem" — ein frivoles Lachen wischte plötzlich den Ernst aus ihrem Gesicht — „ich habe kein Herz für die Armut, denn ich bin selber arm und weiß, daß das Glück nicht am Reichtum hängt. Dies Geld" — sie schlug auf ihre Tasche — „repräsentirt meinen ersten eigenen Besitz, und ich habe mich in demselben noch keine Minute glücklich gefühlt. Es sollte mich

unabhängig machen, denn — ‚arbeiten mag ich nicht, so schäme ich mich zu betteln‘ — ich dachte mit dreißigtausend Gulden eventuell einen armen Lieutenant heiraten zu können, wenn mir's einfiel.“

Curd kannte diesen leichtsinnigen Ton an ihr, mochte ihn aber, besonders in diesem Augenblick, nach der Enthüllung tiefer und ernster Empfindungen, nicht leiden. Sie war ihm stets reizend erschienen, selbst in ihren Fehlern, aber seit kurzem begannen ihn die Fehler zu schmerzen. Daß dies warmblütige, entzückende, lebensfrohe Geschöpf einer Berechnung geopfert werden sollte — wie Curd die allgemein angenommene Heirat mit Thielo klassifizirte, diese Vorstellung hatte ihn schon lange aufgebracht. Das ungestüme Klopfen des eigenen Herzens und die Unzufriedenheit mit ihr machten ihn schweigsam.

Sibyllens Gedanken mußten weit abschweifen, sie hatte die Brauen zusammengezogen, die Lippen aufeinandergepreßt und ließ die Hand mit den Zügeln hängen, während sie ins Leere blickte.

Curd faßte in ihre Zügel, und die Pferde standen.

„Es ist genug für heute — wir wollen absteigen,“ sagte sie, aus ihrem Sinnen erwachend.

Auf einen Ruf Curds trat ein Reitknecht hinzu, dem der Reiter sein Pferd übergab, dann hielt er Sibyllen die Hand hin, auf welche sie ihren Fuß setzte, um sich vom Pferde heben zu lassen. Ein sehr reizendes Füßchen war es, wie es sich von selbst versteht, notabene in einem schwarzen Atlasstiefel.

Curd nahm beide Umstände wahr, redete die Besitzerin aber nur auf den letzteren an.

„Nicht sportmäßig," sagte er lächelnd.

„Ferrier sagte mir beim Aufsitzen dasselbe," antwortete sie, „ich bin noch nicht ajustirt."

Es ärgerte Curd plötzlich, daß Ferrier das auch gesagt und dabei das Füßchen in der Hand gehabt hatte wie er selber. Sie war so unbefangen, unvorsichtig und naiv — er wollte sie warnen.

In den letzten Minuten hatten ihn ähnliche Erwägungen beschäftigt, und so wartete er nur, bis der Reitknecht verschwunden war, und sagte dann in einer förmlichen, überlegten Weise, die von seinem heitern, impulsiven Plaudern sehr abstach:

„Mein gnädiges Fräulein — Sie haben mir so viel Vertrauen geschenkt, mich, wie Sie selbst sagen, einer Kameradschaft gewürdigt, die mich sehr stolz und glücklich macht, — werden Sie mir wohl ein paar ernste Worte gestatten?"

Den liebenswürdigen Kameraden, den heitern Gesellschafter, den jungen Ritter, den vornehmen Edelmann hatte Sibylle in Curd kennen gelernt, auch den rüdigen Schulknaben mitunter gespürt, als Mentor war er ihr neu. Sie sah überrascht auf ihn nieder, entzog ihm den Fuß, den er in seiner Hand vergessen hatte, setzte sich noch einmal im Sattel zurecht und antwortete:

„Ich gestatte Ihnen nicht nur ein paar Worte, sondern eine ganze Periode, s'il vous plaît."

Er begann gemessen:

„Wenn ich eine Schwester hätte, so schön und liebreizend wie Sie, so würde ich sie lehren, mit ihrer himmlischen Güte vorsichtiger umzugehen. Untergeordnete dürften nicht kennen, was für den Kavalier eine Gnade enthält — dies bezaubernde Sichgehenlassen in Geberde und Wort, in Lächeln und Ausdruck — es kann nicht gewürdigt und könnte mißverstanden werden.“ Dringender, in natürlichem Tone, fuhr er fort: „Sie dürfen Herrn Ferrier nicht so anlächeln, so ansehen wie —“

„Wie Sie?“ fiel ihm Sibylle ins Wort, halb belustigt, halb erzürnt. „Es ist also Eifersucht, die mir diesen kleinen Sermon einträgt?“

„O, nicht doch, mein gnädiges Fräulein, mit Herrn Ferrier könnte ich nie rivalisiren — wenn man einen Kieselstein in goldener Fassung sieht, so beneidet man den Kiesel nicht um die Fassung, man bedauert aber, das edelste Metall so falsch verwendet zu finden.“ Er bemerkte ihre verletzte Miene und setzte errötend, aber mit schnellem Entschluß hinzu: „Da ich nun doch einmal Ihre Gnade verspielt habe, so will ich gleich noch hinzusetzen“ — und er ergriff ihre Hand und zog sie demütig abbittend an die Lippen — „diese schöne Hand ist ein so hoher, edler Preis, daß pietistische Duckmäuser ihren Wert weder begreifen, noch alle Rittergüter der Erde zusammengenommen ihn aufwiegen können.“

Er hielt seinen Kopf tief über ihre rechte Hand geneigt und fühlte eine sanfte Berührung seiner Wange von ihrer linken.

„Sie sind ein lieber Junge," hörte er Sibylle mit weicher Stimme sagen, und als er nun schnell aufsah, wurde ihm ein unerwarteter Anblick. Ihr Antlitz spottete und lachte, und ihre Augen weinten. Kein Wort deutete ihm den wunderlichen Blick, mit dem sie sich von ihm abwandte.

Erst später, in der Erinnerung, wenn das Schicksal sich erfüllt hat, erklären sich solche Blicke, in ihrem Licht erhellt sich dann der Gang des Geschicks.

Als Curd seine schöne Gefährtin vom Pferde hob, glich ihr Gewicht nicht einer Feder, wie es von einer Romanheldin zu erwarten steht; schwer und hilflos sank sie an ihm nieder, schwankte, als sie stand, wie betäubt und reichte dann Ferrier die Hand, der diensteifrig herbeigeeilt war, als man ihm den Aufbruch der Herrschaften meldete, und Sibylle nun galant zum Wagen geleitete.

„Warum gestatten Sie mir das nicht?" fragte Curd vorwurfsvoll in den Wagen hinein.

„Es ist gut so," sagte sie, nickte dem Stallmeister einen achtlosen Dank und warf sich in die Kissen, ohne Curds Verlangen nach einem letzten Gruß zu befriedigen.

Dreizehntes Kapitel.

Im Arbeitszimmer des Königs.

Eines Morgens Anfangs März, nachdem die Hoffestlichkeiten längst nach dem Hofprogramm ihr Ende gefunden, wurde das Kadettencorps in Aufregung durch einen Befehl Seiner Majestät versetzt. Der Kommandeur hatte den Auftrag bekommen, den schönsten Pagenkadetten morgens um neun Uhr nach dem Schloß zu schicken. Derselbe solle sich im Vorzimmer Seiner Majestät bei dem diensthuenden Flügeladjutanten melden.

Die Verlegenheit war groß. „Der schönste!“ Wer war der schönste? Der Kommandeur neigte dazu, den größten dafür zu halten, einer der Compagniechefs hatte aber sehr richtig eingewendet:

Das Längenmaß hätte unter dem großen Friedrich Wilhelm I. zwar die Schönheit von Grenadieren bestimmt, aber die Schönheit der Pagen, dazu unter dem klassisch gebildeten Friedrich Wilhelm IV., würde wohl ein anderes Maß fordern.

Aus der Gruppe der zusammenberufenen Offiziere fiel mehrfach der Name Oldenfleth.

Der Kommandeur wurde aber von dem „groß“ beherrscht; große Pferde, große Leute, große Musik, große Epaulettes, großer Degen, große Mahlzeiten, großer Aufwand, das entsprach seinem Geschmack; er bedurfte der Masse, um zu bewundern, deshalb konnte er sich nicht sogleich für den mehr zierlichen als imposanten Curd entscheiden, und es wurden auf seinen Befehl die Pagenkadetten in den großen Saal, betreffs Musterung, citirt.

Die jungen Herren waren bereits in der Klasse oder, wie zum Beispiel Curd und Jost von Negedan, in der Arbeitsstunde. Das Gewissen des Kadetten ist niemals so ruhig, daß es durch ein ungewöhnliches Citiren nicht zu erschüttern gewesen wäre. Da der Befehl indes nur den Pagen galt, so konnte er den Kadetten keinen Schrecken einjagen, sondern erzeugte nur freudige oder neugierige Spannung, die sich mehrte, als die erlesenen Kadetten in einer Reihe aufmarschiren mußten und die Offiziere jeden einzelnen von nah und fern prüften. Nach dieser Musterung gestand selbst der Kommandeur, daß der größte nicht der schönste sei; Jost von Negedan, entschieden der größte in der Schar, nahm sich wie ein Ackerknecht in Uniform aus. Der hohe Vorgesetzte trat in Beratung mit seinen Offizieren.

„Der hübscheste unstreitig — schmuck, patent, stramm — frisch, gewandt — nicht auf den Kopf gefallen — von den besten Manieren,“ dergleichen

abgerissene Worte hörten die Kadetten, deutelten daran voll Neugierde und maßen sie sich auf den Leib. Der Compagniechef trat auf Curd zu.

„Oldenfleth, Sie sind zu Seiner Majestät befohlen. Begeben Sie sich direkt in das Schloß und melden Sie sich im Vorzimmer Seiner Majestät bei dem Flügeladjutanten vom Dienst.“

Staunen und Neid bei den Kameraden, jubelnde, auf alles gefaßte Erwartung bei Curd.

„Ich glaube, der Kerl wunderte sich nicht, wenn ihm ein Thron angeboten würde,“ sagte Jost mißvergnügt.

„Wundern nicht, aber besinnen würde ich mich sehr, ob ich ihn annähme,“ versicherte Curd; „befähle es aber Seine Majestät, so würde ich mich weder wundern noch besinnen, sondern linksum Kehrt machen und den Thron besteigen.“

Eine Stunde darauf hatte Curd sich bei dem Flügeladjutanten gemeldet. Derselbe wußte nichts über den Zweck der Audienz, er hatte nur den Befehl erhalten, den Betreffenden durch den Kammerdiener in das Arbeitszimmer des Königs führen zu lassen. Der alte Kammerdiener öffnete die Thür.

Seine Majestät saß an einem mit Papieren und Plänen voll belegten Tisch, hatte der Thür den Rücken gewandt und hielt den Kopf gebeugt. Ohne sich umzusehen, warf der König ein helles, hohes: „Was gibt's?“ den Eintretenden zu.

„Majestät haben befohlen, den jungen Herrn aus

dem Kadettencorps sofort unangemeldet hereinzuführen," antwortete der Kammerdiener, und der König sagte, in seiner Beschäftigung fortfahrend:

„Ach so! Schön! Werde gleich bereit sein. Kannst gehen, Alter. Bitte — warten Sie einen Augenblick — sehen Sie sich die Kleider unterdes an, die neben der Thür liegen."

Während der König fortarbeitete, betrachtete Curd die bezeichneten Sachen. Es war eine Musketiertoilette in Rot mit Silber, vom Federhut bis zum Schnallenschuh ganz komplet.

„Haben Sie es sich angesehen?" fragte der König nach einer Weile, den Stuhl zurückschiebend und sich erhebend.

Curd stand stramm.

„Zu Befehl, Eure Majestät!"

Der König im offenen Uniformsrock — einem recht alten, stark abgetragenen, wie Curd nicht umhin konnte zu bemerken — näherte sich, die Augen zugekniffen, wie ermüdet von der Arbeit.

„Wie ist doch Ihr Name? Ihr Gesicht erinnert mich so lebhaft an jemand."

„Von Oldenfleth, Eure Majestät!"

„Natürlich — Oldenfleth! Ich habe Sie ja öfter gesehen bei Wilhelm und Karl; Sie waren schon früher als Kind und später als Berliner Kadet einer der Spielkameraden meiner Neffen. Wie nennen sie das doch — Prügeljunge — nicht wahr?"

„Zu Befehl, Eure Majestät!"

„Es kommt mir aber stark so vor, als ob Sie sich nichts gefallen lassen und es den Prinzen ordentlich zurückgegeben haben?"

„Zu Befehl, Eure Majestät!" antwortete Curd wieder ohne Zögern und blickte dem König frisch und frank in das Gesicht.

Der König fuhr sich mit der Hand über die schmerzenden Augen und dann von hinten her über das spärliche Haar, daß die zusammengekämmten, aber bereits wieder auseinandersplitternden Strähnen zu Berge standen.

„Ja, ja, Oldenfleth — Oldenfleth — guter alter mecklenburgischer Name — Ihr Vater war ein wunderschöner Mann, Antinous — selbst im Panzer — er war größer wie Sie."

„Er hatte einen halben Zoll weniger als ich, Eure Majestät," antwortete Curd, sich so viel als möglich streckend.

„Ich hätte es nicht gedacht," sagte der König zerstreut und blickte suchend um sich. „Sie wollen wohl auch bei den Kürassieren eintreten?"

„Es ist mein sehnlicher Wunsch, Eure Majestät."

„Wann machen Sie Ihr Examen?"

„Ich bin eben dabei, Eure Majestät."

Der König hatte eine Rangliste von seinem Arbeitstisch genommen und blätterte darin. Curd gewahrte, daß vielfach Anmerkungen mit Tinte darin verzeichnet waren.

„Das Regiment ist außerordentlich überfüllt," sagte der König, die Blätter dicht vor den Augen

wendend, „ebenso die Garde du Corps — es wird schwer halten“ — er rieb die ermüdeten Augen — „der Sohn hängt natürlich daran, die Waffe des Vaters — den Pallasch — zu tragen, ich finde das sehr begreiflich.“ Aufgähnend setzte er hinzu, indem er das Buch fortlegte: „In den Linienregimentern sind Vakanzen genug.“

Es war keine Frage, Curd antwortete aber:

„Ich gehe — wohin Eure Majestät befehlen.“

Der König lächelte.

„Vor der Hand schicke ich Sie in mein Toilettenzimmer und befehle Ihnen, die neue Pagentracht anzulegen, die ich probeweise habe anfertigen lassen. Ich werde Sie in derselben dem Hofe vorstellen und habe mir den schönsten Pagen aussuchen lassen, um alle Vorteile meiner Erfindung zur Geltung zu bringen.“

„Zu Befehl!“ antwortete Curd wieder, da der König ihn wie auffordernd anblickte; dann ergriff er die Kleider und verschwand in der durch den König bezeichneten Richtung.

„Wie viel Zeit brauchen Sie für Ihre Toilette?“ rief der König ihm laut nach, die Uhr in der Hand.

Curd trat in die Thür zurück und antwortete rasch und fest:

„Zwanzig Minuten, Eure Majestät!“

„Scharfer Ueberblick, schnelle Disposition — aber reichliche Zeit für einen Rockwechsel — wollen sehen, wie's stimmt. Mein Garderobier soll helfen.“

Mit diesen laut geäußerten Worten nahm der König seinen Platz am Tisch wieder ein.

Genau nach zwanzig Minuten öffnete Curd die Thür und erschien in der reizenden Musketiertoilette, rotem, silbergesticktem Rock, kurzer Kniehose, weißer Achselschleife, weißseidenen Strümpfen, Schnallenschuhen, den Federhut in der Hand.

„Ah, siehe da!" rief der König und blickte auf seine Uhr, „auf die Minute, militärisch pünktlich, wie sich's gehört" — er stand auf, nahm die Lorgnette und betrachtete, sich in langsamen, anmutig wiegenden Schritten nähernd, seine Erfindung, die neue Pagentracht.

„Superbe, magnifique — ganz, wie ich mir's dachte — der Edelknabe comme il faut — und es sitzt alles wie angegossen, nur die Schleife muß etwas mehr vorrücken, gerade auf die Naht, und die Schnalle am Schuh kann um einen Viertelzoll zurück — warten Sie — Josef soll das gleich in meiner Gegenwart machen. Josef!" rief der König in schrillem, höchstem Ton in das Toilettenzimmer hinein.

„Es ist niemand darin, Eure Majestät," erklärte Curd.

„Wo ist denn der Schlingel, wo hat ihn der Henker? — Josef! — Er sollte doch in dem Zimmer warten und bei Ihrer Toilette helfen."

„Das war nicht nötig, Eure Majestät, ich bin allein fertig geworden."

„Darauf kommt es gar nicht an," schrie der König in ausbrechendem Zorn, „ich werde auch allein fertig, natürlich, aber der Kerl soll da sein, wenn

ich's befehle, es ist ja eine ganz verfluchte Wirtschaft!"

Der Kammerdiener erschien in der einen Thür, zugleich öffnete sich eine andere kleine Tapetenthür, und die Stimme der Königin ertönte:

„Bist Du bereit, Fritz?"

„Ich bin nicht bereit, ganz und gar nicht!" rief der König ärgerlich.

„Was gibt es denn, Fritz? Warum so heftig, Liebchen?" fragte die Königin und trat über die Schwelle.

Der König erklärte den Grund seines Aergers und setzte hinzu:

„Und der Halunke ist noch nicht da, läßt seinen König einfach im Stich!"

„Beruhige Dich nur, Lina soll die Schleife ändern, und die Schnallen können vorläufig so sitzen bleiben. Die Damen sind schon in meinem Salon versammelt, ich gehe voraus, komme mir bald nach und bringe uns ein freundliches Gesicht mit, lieber Fritz."

„Mein bestes Gesicht, Liebchen, und den schönsten Pagen," antwortete der König, schnell besänftigt; „außerdem noch eine Ueberraschung, Elise," setzte er lebhaft hinzu.

„Schön, Liebchen," antwortete die Königin freundlich und trat zurück.

Ihr Erscheinen brachte stets Ruhe und Frieden in das leicht erregte Gemüt des Gemahls. Die Bezeichnung Liebchen wurde von beiden Gatten gegenseitig gebraucht.

Curd folgte einem Wink der hohen Frau und wurde im Vorzimmer von der Garderobenfrau empfangen, die seine Schleife korrigirte.

Der König folgte sehr bald.

In der rechten Hand ein Taschentuch, in der linken ein Etui von Maroquinleder, die Uniform offen, das Beinkleid mit ausgesessenen Knieen bequem hängend, die graublonden Haare mangelhaft vorgekämmt, bot er kein Bild von Eleganz oder soignirter Toilette und doch war jeder Zoll an der breiten, rundlichen Gestalt, jede Linie in dem weichen, bartlosen Gesicht königliche Anmut und hohe geistige Bedeutung.

Dies frappirte auch den jungen Pagen, als er seinen König und Herrn, wohlwollend lächelnd und sich behaglich wiegend, über die Schwelle schreiten sah; dahinter erschien das devote Gesicht des obersten Kammerdieners, der Seiner Majestät ein paar Worte zuflüsterte.

„Ja wohl," antwortete der König laut in vorzüglicher Laune, „mache mich schön, ich will schön sein," und er hielt vor der Schwelle und wurde von dem Kammerdiener abgebürstet und nachfrisirt, während er das Etui selbst in seiner Rocktasche unterbrachte und seine Uniform mit ein paar Knöpfen schloß. „So, nun sind wir fertig, der König ist aus den Händen seines Kammerdieners neu montirt hervorgegangen, und der Glanz hält für einen halben Tag vor — kommen Sie, mein Lieber, blenden wir den Hof durch unsern Anblick!"

Kein Adjutant, Kammerherr oder sonstiger Würdenträger begleitete den König, der das Vorzimmer durchschritt, die Herren vom Dienst begrüßte, diesem und jenem ein paar freundliche Worte sagte und auf den neu uniformirten Pagen hinwies. Das geschah aber nur flüchtig, er wollte speziell von den weiblichen Mitgliedern seiner Familie ein Urteil über die Pagentracht hören.

In dem Salon der Königin waren die Damen versammelt. Nach kurzer Begrüßung mit der Familie stellte der König seinen Pagen mit den Worten vor:

„Daß ihr euch aber von dem hübschen Gesicht und den strahlenden Augen nicht etwa bestechen laßt, ich hätte mir eigentlich einen weniger schönen Träger für meine neue Uniform ausbitten oder wenigstens nicht die Damen zu Richtern erwählen sollen. Dieser oberste Gerichtshof wird am Ende kein objektives Urteil abgeben können.“

Es waren außer der Königin die Prinzessin von Preußen mit ihrer Tochter, Prinzessin Karl mit zwei Töchtern und die Fürstin Liegnitz zugegen. Prinzessin Karl sagte:

„O, mein Page, Herr von Oldenfleth! Wie trifft sich das glücklich! Ich war gerade diesen Morgen mit Ihnen beschäftigt.“

Die Prinzessin hatte Geschenke für ihren Pagen am Morgen ausgewählt.

„Er sieht aus wie Cherubim, Mama,“ flüsterte die junge zwölfjährige Prinzessin Anna, ein reizendes, frühentwickeltes Mädchen mit lebendigen, feinen Zügen.

Die wunderschöne ältere Schwester, Prinzessin Louise, sagte indes zu dem ihr wohlbekannten Pagen:

„Bitte, schließen Sie die Augen, es liegt mir daran, ein recht ehrliches Urteil abzugeben."

Die Prinzessin von Preußen betrachtete den jungen Kavalier ernst und prüfend.

„Du hast das Rechte getroffen," sagte sie dem königlichen Schwager, „es ist Geschmack, Pracht und Anmut in diesem Kostüm, außerdem ist es so stilvoll wie alle Deine Entwürfe. Ich stimme aus voller Ueberzeugung bei."

„Nun, Stiefmütterchen, was verschweigt mir Dein lieber Mund?" fragte der König die Fürstin Liegnitz, die sich wie immer voll Bescheidenheit im Hintergrunde hielt.

So aufgefordert, näherte sich die Fürstin dem Pagen, errötete ein wenig, was der älteren Frau sehr lieblich stand, und sagte blinzelnd — eine kleine Angewohnheit — sie litt viel an dem Augenlicht:

„Dieser Anblick ist sehr reizend, er wird den Hoffesten etwas Romantik verleihen — den Ernst der Uniformen mildern. Aber — ich bitte sehr um Verzeihung, wenn ich irre — sollte die Schleife nicht auf der linken Schulter getragen werden?"

Der König schlug die Hände zusammen.

„Wie habe ich das übersehen können! Natürlich muß sie links sitzen — sie saß anfänglich auch links — Elise, das ist ein Uebergriff Deiner Garderobière; sie sollte die Schleife nur einen Pas-

avanciren lassen und sie versetzte sie dabei von der Garde in die Linie. Auf der linken Seite — garde du coeur — trägt der Edelknabe das Abzeichen der Dame. Wäre Deine Kammerfrau zwanzig Jahre jünger, so würde ich glauben, Page und Kammerkätzchen hätten in herkömmlicher Weise mit einander geschäkert und dabei ihrer Pflichten vergessen. Haben Sie den Wechsel denn gar nicht bemerkt, Oldenfleth?"

„Ich wehrte mich sogar dagegen, Eure Majestät, aber die sehr glaubwürdige Dame behauptete, daß Pagenschleifen analog den Kammerherrnschleifen rechts getragen würden und daß ich Seine Majestät hinsichtlich des Vorsetzens und Versetzens falsch verstanden haben müsse."

„Ah, mein Lieber," scherzte der König, „ich entdeckte heute soldatische Qualitäten in Ihnen, Schlagfertigkeit, Dispositionstalent, Unerschrockenheit — hier habe ich auch den militärisch schwachen Punkt gefunden — vertraut dem schönen Geschlecht zu viel, ist weiblicher Ueberredung zugänglich."

Curd errötete tief, seine Augen verrieten, daß er eine Antwort habe, der Respekt schloß ihm indes den Mund.

„Ich erlaube meinem Pagen, sich zu verteidigen, lieber Fritz," sagte anmutig scherzend Prinzessin Karl, „wir sind hier nicht en cérémoniel, sondern en famille. Eh bien, monsieur," sie forderte mit einer liebenswürdigen Bewegung der Hand Curd zum Sprechen auf.

„Ich bitte unterthänigst um Verzeihung, Euer Majestät, der Ueberredung auch der schönsten Dame widerstehe ich — bin aber noch der Belehrung zugänglich; das verliert sich erst mit den Jahren.“

„Bravo, mein Kleiner!“ antwortete der König freundlich und klopfte Curd auf die Schulter, dann wandte er sich wieder an die Fürstin Liegnitz: „Ich habe heute einen Juwelenhändler bei mir gehabt, den mir meine Schwester aus Petersburg zuschickte. Der Mann hatte köstliche Sachen, leider bin ich nicht reich genug, um nach Belieben wählen zu können, die Privatschatulle einer russischen Kaiserin gestattet bessere Kundschaft — aber ich fand einen kleinen Schmuck, so apart, so hübsch komponirt — und so sinnreich“ — er hatte dabei das Etui aus der Rocktasche gezogen und öffnete es nun — in weißem Sammet lag ein Schmuck, Pensées als Brosche, Ohrgehänge und Collier. Die oberen beiden Blumenblätter wurden durch tiefviolette orientalische Amethyste gebildet, die Seitenblättchen durch eine hellere Sorte Amethyste und das untere breite Blatt durch einen köstlichen braunroten Turmalin, eine Art spanischen Goldtopas. Im Kelche jedes Pensée saß ein Brillant, und zwischen den Blättern der Blume repräsentirten ein paar schmale Splitter von Smaragd das Grün der Kelchblätter. Das Collier bestand aus einer Reihe von Pensées, die miteinander durch kleine Gehänge verbunden, aber auseinander zu nehmen und einzeln zu verwenden waren. Der König überreichte der Fürstin das offene Etui und sagte dabei:

„Diese Stiefmütterchen sollen dem liebenswürdigsten Stiefmütterchen huldigen."

Die Königin und die Prinzessinnen umringten das Paar, welches in dem liebenswürdigsten Stiefverhältnis zu einander stand; die Fürstin war überrascht und gerührt, außerdem aber auch sehr verlegen als Gefeierte des hohen Kreises. Die Kinder Friedrich Wilhelms III. schätzten und liebten die zarte, schöne, bescheidene Frau ihres Vaters, die sich nie vermessen hatte, die ideale Königin an irgend einer Stelle ersetzen zu wollen, sondern nur immer bemüht war, dem Gemahl zu dienen und Gutes zu thun, so viel sie vermochte.

Die Fürstin war auch eine schöne Frau, obwohl selbst ihre äußere Erscheinung jede Rivalität mit der Königin Luise ausschloß. Sie besaß keine imponirende Gestalt, keine blendenden Reize, war brünet, klein und sehr zart geformt. Ihr zierliches, von schwarzen Löckchen umringtes Köpfchen hielt sie stets ein wenig gesenkt, wie beschämt, die schönen schwarzen Augen kamen durch lange dunkle Wimpern zu einem sanften, verschleierten Ausdruck, auch ihre tiefe Altstimme hatte einen natürlichen Mollton. In der königlichen Familie, wie nach außen, nahm sie eine hochgeehrte Stellung ein, die ihr vorzüglich durch Friedrich Wilhelm IV. und dessen Gemahlin bestimmt wurde.

„Das hast Du recht gemacht, Liebchen," sagte die Königin, nach Besichtigung des Schmuckes zu dem Gemahl. „In Erfindung und Ausführung ist

dieses Geschenk so sinnig wie alle Gedanken von Dir."

„Ich muß aber ehrlich sein und bekennen, daß der Einfall nicht von mir stammt," erklärte darauf der König. „Charlotte schrieb mir nämlich: ‚Sind die Pensées nicht wie für „Stiefmütterchen" erdacht? Ich würde sie ihr geben, möchte Dir aber die Freude nicht nehmen.'"

„Die gute Charlotte!" sagte die Fürstin gerührt. „Ihr verwöhnt mich alle zu sehr, ich muß wieder eine Zeit lang aus meinem lieben Berlin flüchten, um mich in der Einsamkeit zu erinnern, daß ich selber nichts mehr bin als eine Erinnerung."

Curd verfolgte voller Interesse die kleine Scene, hörte dann noch, wie der König fragte:

„Wollt ihr nicht einen Blick auf meine Arbeiten, die Pläne für den Bau in Sanssouci und die Zeichnungen für die Kuppel unserer Schloßkapelle werfen? Ihr müßt aber in mein Arbeitszimmer kommen, ich habe mir dort alles zur Hand gelegt und möchte die Pläne nicht derangiren."

Prinzessin Anna fragte:

„Soll die Kuppel ebenso werden wie die in der Nikolaikirche, Onkel, die ja auch Dein Werk ist?"

„In der Konstruktion sind bedeutende Aenderungen nötig, der Effekt wird indes natürlich derselbe sein," antwortete der König und rief Curd dann zu: „Gehen Sie uns voraus, Cherubim, und blicken Sie in alle Spiegel auf dem Wege zu meinem Toilettenzimmer!"

Curd trat den hohen Herrschaften vor, die in heiterer Unterhaltung dem Pagen folgten.

„Ich bitte Dich, Mama, hat Dein junger Kavalier nicht ganz die Allüren eines Kammerherrn?" sagte Prinzessin Louise, Curd beobachtend.

„Du hast recht," antwortete der König, sich zur Prinzessin zurückwendend, „ich sah schon manchen Kammerherrn mit weniger Routine und keinen mit mehr Grazie die Thüren passiren, es ist ein charmanter kleiner Kerl, dieser Oldenfleth, ich werde ihn im Auge behalten."

Nachdem die Herrschaften in das Arbeitszimmer eingetreten, verschwand Curd durch die nächste Thür.

„Lieber Onkel," sagte Prinzessin Anna zum Könige, „der Page warf Dir einen so sehnsüchtigen Blick zu, daß ich überzeugt bin, er hat eine Bitte auf dem Herzen, die er nicht auszusprechen wagt."

„Augen- und Herzenssprache studirst Du auch, kleine Polyglotte?" scherzte der König.

„Alle lebenden Sprachen, Onkel König," antwortete die junge, hübsche Prinzessin mit schelmischem Stolz, „und da habe ich in einer allgemein gebräuchlichen Umgangsschrift eben gelesen, daß der hübsche Page eine Belohnung oder Entschädigung erwartete."

„Wofür denn?" rief der König ein wenig ungeduldig.

„Dafür, daß er sich für uns zum Kleiderstock hergab," antwortete die Prinzessin unerschrocken.

„Nun — wir wollen gleich sehen, wie weit Du

es in Deinem Studium gebracht, ob Du recht gelesen.“ Mit diesen Worten öffnete der König die Thür des Nebenzimmers und rief hinein: „Oldenfleth, wenn Sie sich noch präsentiren können, so kommen Sie her!“

Curd trat in die Thür.

„Haben Sie etwas auf dem Herzen, so sprechen Sie. Man will Ihnen einen Wunsch aus den Augen gelesen haben.“

„Ich wage ihn nicht auszusprechen, Eure Majestät.“

„So befehle ich es Ihnen!“

„Ich wünschte, mich in diesen Kleidern eine Minute lang meiner Familie zeigen zu können.“

„Familie — ich denke, Sie haben gar keine Familie — sind der letzte Ihres Namens?“

„In der jüngsten Generation; die ältere wird durch den Lehnsbesitzer in Mecklenburg und einen Lehnsvetter hier repräsentirt.“

„So, hier lebt noch ein Oldenfleth? Habe nie von dem Manne gehört. In der Armee erlosch der gute alte Name mit Ihrem Vater; was ist dieser Lehnsvetter?“

„Rechtsanwalt, Eure Majestät.“

„Sehr merkwürdig. Ihr Geschlecht führte sonst mehr das Schwert als die Feder; — und diesem Vetter wollen Sie sich zeigen?“

Ueber Curds Züge flog ein Lächeln — er schwieg.

Prinzessin Anna war zu dem König getreten und sagte nun schalkhaft:

„Darf ich weiter lesen, lieber Onkel?“

„Als ob Du Dich um meine Erlaubnis kümmertest bei solcher Lektüre, Du Schelm!“

„Der Wunsch gilt nicht präzise dem Lehnsvetter, sondern der Cousine, die nicht das Glück haben wird, den Pagen am Hofe zu sehen.“

„Ist's so?“ fragte der König.

„Zu Befehl, Eure Majestät!“ antwortete Curd.

„Allen Respekt vor Deiner Sprachkenntnis, kleine Gelehrte — gehen Sie also, Oldenfleth, blenden Sie die Cousine, bringen Sie aber nur die Herzen, nicht meine Kleider, in Gefahr — in einer Stunde müssen diese wieder in den Händen meines Garderobiers sein. Man soll Ihnen einen Wagen geben.“

Der König nickte freundlich, ein schelmisches Lächeln der jüngsten Prinzessin fiel wie ein Sonnenstrahl durch die halbgeöffnete Thür, welche die kleine Scene aus dem königlichen Familienleben vor Curds Blicken abschloß.

Zwanzig Minuten später öffnete sich die Portière im Erkerzimmer Frau Berthas, der Kopf des Pagen erschien zwischen den Falten, und Curds Stimme rief dem überraschten Trudlieschen zu, die sich allein im Zimmer befand:

„Du wolltest mich ja so gerne einmal im Pagenkleid sehen, der König erlaubte mir, diesen Wunsch von Dir zu erfüllen.“

Und er schlüpfte aus der Portière und gab seine blendende Erscheinung den entzückten Blicken der Cousine preis.

Anfänglich war die Kleine sprachlos, dann drang ein volles, warmes: „O Curd, wie bist Du schön!“ aus ihrem Herzen, und als Curd sich vor ihr im Kreise drehte, um sich ihr von allen Seiten zu präsentiren, sagte sie naiv: „Die Kleider sind prächtig, aber man sieht in ihnen doch nur Deine Gestalt und Dein Gesicht. Ich glaube, so muß Apollo, der Liebling der Götter, ausgesehen haben!“

„Wenn Du mich zu Deinem Liebling erklärst, brauche ich den Liebling der Götter nicht zu beneiden,“ erklärte Curd in scherzender Galanterie.

„Was kann Dir an mir liegen, Curd! Du bist aller Liebling, und es ist auch nicht anders möglich. Ich komme mir neben Dir vor wie eine kleine graue Fliege neben einem glänzenden Schmetterling.“

Curd war es gewohnt, Komplimente zu empfangen, von Herren und Damen, alt und jung; er nahm sie hin wie der Schmetterling den Sonnenschein, und er wiegte sich darin, ohne Stolz und Eitelkeit, in natürlichstem Wohlgefühl.

Die Toilette wurde nun doch von Trudlieschen mit weiblichem Verständnis besichtigt, und endlich äußerte sie als vollwichtige Kritik einen Wunsch.

„Weißt Du, Curd — ich möchte, daß Hertha Dich so sähe, dann gäbe sie Dir gewiß keinen Korb.“

„Bitte, liebe Cousine, betrachte mich nicht als beliebiges Eigentum, welches Hertha an sich nehmen oder fahren lassen kann, und welches etwa auf sechs Jahre für sie kalt gestellt worden ist. Hertha ist

zehn Jahre alt, vier Jahre jünger als Du; wenn ich mich in sechs Jahren in keine andere verliebt habe, und Hertha so nett geblieben und so hübsch geworden ist wie Du, da könnte es sein, daß ich noch einmal bei ihr anfragte, denn eine Art ritterlicher Verpflichtung fühle ich ihr gegenüber."

„Ich möchte keinen Mann haben, der mich aus Verpflichtung heiratet."

„Das brauchst Du nicht zu fürchten, Du bist kein Lehnsgut, Cousinchen, ich würde auch lieber aus schwerangstmäßiger Liebe heiraten."

„Wie ist das, Curd?"

„Man muß eben gar nicht anders können und sich kopfüber in die Flammen stürzen."

Trudlieschen schloß erschrocken die Augen.

„Nein, nein, Curd — das möchte ich nicht — ich denke mir die Liebe nicht wie eine wilde Flamme, sondern wie ein stilles, tiefes Glück, in dem sich der Himmel spiegelt und welches uns einen Vorgeschmack der ewigen Seligkeit gibt."

„Das ist Mädchenschwärmerei, dazu verlangt ihr dann, immer in den Wolken zu schweben und Himmelsmusik zu hören, und bei dem ersten ‚Donnerwetter' fallt ihr unangenehm aus allen Illusionen auf die Erde und klagt dann über bittere Enttäuschung."

Das Mädchen schüttelte ernsthaft den Kopf.

„Du verstehst mich nicht, Curd, ein Traum oder Phantasiestück soll meine Liebe nicht sein."

„Aber Fehler darf der Geliebte nicht haben," spottete Curd.

Sie sah ihm still in die lustigen Augen.

„Ich habe so viele Fehler — wie sollte mich an ihm ein Fehler schrecken!“

„Du — Fehler?“ lachte Curd. „Das ist Dein einziger Fehler, daß Du keinen hast; die Engel betet man an, aber schwerangstmäßig lieben kann man nur ein Wesen aus gleichem Stoff; sowie ich den ersten Fehler an Dir entdecke, Trudlieschen, ist es um mich geschehen.“

„Du bist heute närrisch, Curd, das muß an dem Pagenkleid liegen — komm zur Mutter, sie ist in der Küche und soll Dich auch bewundern.“

„Meine Zeit ist auch gleich abgelaufen,“ sagte Curd, nach seiner Uhr blickend, „in einer Viertelstunde muß ich wieder im Schloß sein, fünf Minuten brauche ich zum Auskleiden und um zwölf Uhr muß der Garderobier des Königs diese Kleider zurückerhalten haben, also schnell in die Küche!“

Tante Bertha nahm die Sache ruhiger als ihre Tochter, sie war beschäftigt und konnte zwischen Eierschnee und Speckbarden nur flüchtige Blicke auf den strahlenden Neffen werfen. Guste vergaß den Braten zu begießen und die Crême zu rühren vor lauter Staunen und Bewunderung, und Frau Bertha sagte: „Geht, geht, Kinder, ihr bringt mein Diner in Gefahr!“ So kehrten die beiden denn in das Eßzimmer zurück, wo Curd seinen Mantel abgelegt; er nahm diesen über den Arm und stieg in Trudlieschens Begleitung die Treppe hinab.

„Lege den Mantel erst im Wagen um, damit

ich Dich bis zum letzten Augenblick betrachten kann," hatte Trudlieschen gebeten, die, in ein warmes Tuch gehüllt, den Vetter die Treppe hinab begleitete.

In der offenen Hausthüre küßte der übermütige Page das Mädchen, dann sprang er über die Schwelle und zugleich über ein Hindernis, welches sich ihm von der Straße entgegenrollte. Es war ein Kind, ein zweites lag daneben spielend auf der Erde, und ein drittes stand regungslos an der Wand und starrte auf das junge Paar.

Curd blieb einen Moment stehen, als er in dem Kleeblatt die lahme Hedwig mit den beiden jüngsten Stiefgeschwistern erkannte, doch hatte er keine Zeit zu verlieren.

„Trudlieschen, die Kellerwürmer!" rief er der Cousine zu, welche die Thüre schließen wollte, warf seinen Mantel in den Wagen, sprang nach und winkte im Fortfahren der Cousine zu.

Diese bückte sich zu den Kindern, hob das kleinste auf und sagte vorwurfsvoll zu dem an der Mauer stehenden ältern Mädchen:

„Warum lässest Du die Kleinen hier umherlaufen? Sie hätten unter die Wagenräder geraten können."

„Ick kann se nich immer dragen," war die verdrossene Antwort.

„Ihr wollt wohl Essen holen?" erkundigte sich Trudlieschen freundlich.

Hedwig sah vor sich nieder und schüttelte den Kopf, das zweitjüngste zerrte an ihrem Rock, sie achtete nicht darauf.

„Habt ihr heute keinen Hunger?“ fragte Trudlieschen weiter.

Das Kind, welches sich an dem Rock der Schwester aufgerichtet hatte, blickte verlangend von der ihm bekannten Wohlthäterin auf Hedwig, die schweigend an der Mauer lehnte.

Erzürnt über das mürrische Schweigen, redete Trudlieschen das Mädchen härter an:

„Warum stehst Du da, Hedwig?“

Die Antwort wurde barsch gegeben:

„Weil mich der Buckel weh thut.“

Schnell besänftigt, erkundigte sich die andere teilnehmend, aber unbedacht: „Wovon denn?“ und errötete sofort über die unbesonnene Frage.

Ihr wurde keine laute Antwort, sondern nur ein Blick zu teil, der verständlich genug an die Lasten erinnerte, unter denen der arme junge Körper hinsiechte.

„Armes Kind!“ rief Trudlieschen voll Mitleid, „kommt mit in die Küche, ich will euch zu essen geben.“

„Wenn Vadder hört, dat ick hier jewesen, haut er mir tot,“ sagte Hedwig ruhig, gab aber zugleich ihren Platz auf, faßte das größere der Kinder an der Hand und machte Miene, Trudlieschen zu folgen, die, das kleinste Kind auf dem Arm, in das Haus getreten war.

Bei Hedwigs Worten schrie sie erschrocken auf: „Um Gottes willen!“ und blieb unschlüssig jenseits der Schwelle stehen.

Hedwig verstand und beruhigte die Erschreckte mit den Worten:

„Det schadet nischt, hauen duht er mir doch.“

Mit der traurigen Ablösung kehrte Trudlieschen in die Küche zurück und erklärte der Mutter den Zusammenhang.

Bertha war nicht wieder in der Kellerwohnung gewesen. Die Erfahrung der letzten Zeit hatte sie vorsichtig gemacht und auch ihr Mitleid herabgestimmt. Sie ließ sich auf keine Erkundigungen ein, sondern verabreichte den armen Kindern Essen.

Die Kleinen fielen darüber her wie die jungen Hunde, Hedwig aß mäßig, gleichsam mechanisch.

„Wie verstockt det Kind is!“ äußerte Guste in Betrachtung des Stumpfsinnes, mit dem das gute Essen von Hedwig hingenommen wurde.

„Schmeckt es Dir nicht?“ fragte Trudlieschen.

„Morjen wird ja doch wieder jehungert,“ antwortete das Mädchen ausweichend; es gab selten eine direkte Antwort. Das arme Kind aus dem Volk repräsentirte mit zwölf Jahren die Philosophie der Stoiker.

Bertha betrachtete das Kind und fand, daß es schlechter aussah als früher.

„Hast Du die Stelle nicht angetreten,“ forschte sie in böser Ahnung, „die ich Dir bei dem Bäcker zum Austragen des Brotes ausgemacht hatte?“

„Der Bäcker schmiß mir 'raus.“

„Warum denn? Er hatte mir doch versprochen, es mit Dir zu versuchen.“

Hedwig warf einen gleichgiltigen Blick auf ihre Lumpen.

„Ick war ihm nich fein jenung.“

„Was ist denn aus den Kleidern geworden, die ich Dir gab?“

„Ich weiß nicht — sie sind verkauft oder versetzt.“

„So will ich Dir neue schenken.“

Resignirt antwortete das Mädchen:

„Ich krieg’ se doch nicht uff ’n Leib, un fort kann ick ooch nich, wer soll kochen un de Kinder dragen?“

„Thut die Mutter denn gar nichts mehr?“

Das Kind überlegte, dann sagte es schwerfällig:

„Wenn Vadder kommt, schmeißt er Muttern aus ’m Bett.“

„Und legt sich selber hinein,“ setzte Guste spöttisch hinzu.

Es mußte wohl stimmen, denn Hedwig sah mit einem müden, ernsten Blick auf die Köchin und sagte:

„Et is besser, Muttern liegt drinn, denn is Vaddern doch wenigstens weg, wenn er aber ins Bett liegt, denn sinn se alle beide da.“

Guste lachte.

„Det stimmt. Un dann is er — voll un sie — doll!“

Die Kleinen hatten Löffel und Teller abgeleckt, und Guste sagte:

„Er braucht nich zu erfahren, dat ihr hier jefüttert worden seid, hörst Du, Hedwig?“

„Anseh'n kann er mich dat nich," antwortete Hedwig trocken.

Die unnatürliche Gelassenheit des Mädchens reizte Guste und auch ihre junge Herrin; es kam kein Dank, kein Zeichen des Behagens bei dem Genuß zum Ausdruck; unwillkürlich prüfte Trudlieschen das arme Kind, welches ihr ganz gefühllos schien, in Bezug auf andere Wahrnehmungen.

„Hast Du den schönen jungen Herrn wohl erkannt, der in den Wagen stieg?" fragte sie.

Hedwig antwortete ruhig:

„Er hat mich einmal sein Tuch geschenkt, ein schönes Tuch von weißer Seide."

„Ist Dir das auch von Deiner Mutter fortgenommen worden?"

„Ick habe et drei Tage unner dem Rock verstochen, un dann hat es Vaddern doch jefunden."

„Und verkauft?"

Zum erstenmale zeigte sich eine geistige Anspannung in den schlaffen Zügen der Lahmen, sie sagte in bitterer Genugthuung: „Ick hab' es verbrannt." Dann blickte sie starr in das Herdfeuer, als sammle sie dort ihre Erinnerungen, und fuhr belebter als bisher fort: „Ick kochte Kartoffeln, un ick nahm ihm dat Tuch heimlich wieder aus 'm Rock un steckte et in det Feuer, na — un — da is et zusammenjekrochen un is weiße Asche jeworden un lag dann uff 'm schmutzigen Torf — jrade — jrade — wie —"

Es fehlte dem armen, unwissenden Kinde an

einem Bilde, und der stumpfe Geist regte sich schwerfällig unter der belebenden Empfindung.

„Wie Schnee?“ warf Trudlieschen freundlich ein.

Hedwig schüttelte den Kopf.

„Wie det Kleene, wat vor drei Jahren starb un wat de Nachbarin abjewaschen un uff de schwarze Ofenbank jelegt hatte,“ beendete sie mit trockener alter Stimme ihre Erzählung und stand auf.

Ein Hauch der Poesie hatte des verkommenen Geschöpfes Seele berührt — ein Luftzug, der in dem dumpfen Keller erstickte.

Trudlieschen steckte den Kindern noch allerlei zu und sagte tröstend zu dem Mädchen:

„Heute wird Dich Dein Vater nicht schlagen, arme Hedwig.“

Das Mädchen schwieg und nahm ihre lebende Bürde auf.

„Kann ich nicht noch irgend etwas für Dich thun?“ fragte Trudlieschen, von Mitleid erfüllt.

„Nein!“ sagte das Kind stumpfsinnig wie früher.

„Du mußt doch aber irgend einen Wunsch haben, den ich Dir zu Deiner eigenen Freude erfüllen könnte. Was würde Dir denn Vergnügen machen? Sag es mir, wenn es auch etwas ganz Kindisches ist; ich bin nicht viel älter als Du und weiß, daß mitunter ganz seltsame Dinge ein Kind glücklich machen, und wenn ich es habe oder beschaffen kann, gebe ich es Dir — damit ich Dein armes Gesichtchen einmal freundlich sehe.“

Hedwig starrte blöden Geistes in das gütige

Antlitz, aus dem ihr warme Liebe entgegenstrahlte, sie verstand dieselbe nicht einmal.

Ein Gedanke kam Trudlieschen.

„Curds Tuch hat Dir doch einst Freude gemacht, möchtest Du etwas Aehnliches haben? Sieh einmal, meine Schürze — sie ist nicht sehr kostbar, aber so nett, nicht wahr? Ich habe sie selber genäht, willst Du sie haben?"

Trudlieschen band das gestreifte Leinenschürzchen eifrig los, aber Hedwig schüttelte den Kopf, und die freundliche Geberin hielt inne und fragte bestürzt:

„Gefällt sie Dir nicht, liebe Hedwig, was möchtest Du sonst?"

„Janz alleene sinn," sagte das lahme Mädchen und wandte sich zum Gehen, ein Kind auf dem Arm, das andere an der Hand. So schlich sie die Treppe hinab, ohne Gruß, ohne Dank.

„Ohne Hoffnung, ohne Trost!" klang es in Trudlieschens Herzen nach, und sie seufzte: „Mir wird heute kein Bissen schmecken, Mutter, ich kann das Gesicht der armen Hedwig nicht vergessen. Hast Du denn keine Hilfe für die armen Kinder?"

Frau Bertha seufzte bedrängt.

„Wenn die Eltern nicht wären, könnte den Kindern geholfen werden, so aber ist jede Wohlthat nur ein Tropfen auf dem heißen Stein der Sünde."

Das Mädchen überlegte: „Sie kommen auch nicht in die Sonntagsschule," und sagte dann vorwurfsvoll: „Man hat sie wegen Unsauberkeit ausgewiesen und unser Heiland hat doch die Krüppel und Lahmen

von den Zäunen und der Landstraße gerufen und nicht gefragt, ob sie saubere Schürzen und gekämmte Haare hatten.“

Heute war die Mutter besonders schweigsam, sie gab dem Kinde keine Belehrung, sondern verließ die Küche, ohne ein Wort zu antworten.

„Sehen Sie, Fräulein Trudlieschen,“ nahm Guste das Wort, nachdem sich die Thür hinter der Hausfrau geschlossen, und sie sprach diesmal so gebildet, wie es die Gelegenheit forderte und der Umgang mit ihrer belehrenden Herrin ihr gestattete, „das hat alles seine zwei Seiten, auch in der Bibel kann man es immer auslegen, wie man will, woher könnten sonst aus ihr die vielen Religionen kommen? Sie sagten vorhin von den Krüppeln und Elenden, die unser Herr zu seinem Mahl eingeladen, auf der andern Seite aber da wird einer in die ewige Finsternis verstoßen, wo Heulen und Zähneklappern ist, bloß weil er kein hochzeitlich Kleid anhatte. Sehen Sie — Fräulein Trudchen — an den Spruch werden sich die hohen Herrschaften in der Sonntagsschule gehalten haben, als sie die schmutzige Hedwig ausstießen.“

Trudlieschen hatte die Hände zusammengepreßt und die Lippen auch, die Augen aber wie in schmerzlicher Erschrockenheit weit geöffnet. Sie schüttelte leise den Kopf zu Gustens Weisheit, wußte ihr aber doch nichts zu erwidern.

Als die Mutter abends, nachdem das Mädchen schon lange im Bette lag, ihm den letzten Nachtgruß

bringen wollte, fand sie Trudlieschen mit offenen Augen und heißen Wangen in den Kissen liegen.

„Ich kann nicht schlafen, Mutter," sagte sie mit einem schweren Seufzer, „warum liege ich hier in meinem schönen Zimmer in dem weichsten Bett und habe es so gut, und die armen Kellerwürmer liegen auf Stroh und verkommen im Schmutz — warum habe ich so gute Eltern und die unglücklichen Kinder so böse, schlechte? Sage mir einen Spruch aus der Bibel, liebe Mutter, mit dem ich mich trösten und einschlafen kann."

„Das Elend dieser Welt ist nicht wert der Herrlichkeit, die einst an uns soll offenbar werden," flüsterte Bertha mit gefalteten Händen über dem Kopfe ihres Kindes.

„Dann muß es droben der Hedwig einmal viel, viel besser gehen als mir," sagte Trudlieschen leise, „Hunger, Frost und Schläge habe ich nie kennen gelernt."

„Es gibt noch anderes Elend, Kind, bewahre Dich Gott davor!"

„Ich will noch für die Hedwig beten, liebe Mutter."

„Thue das, mein Kind — Gott wird Deinem Gebete Gnade verleihen."

Vierzehntes Kapitel.

Aus den Märztagen.

Curd von Oldenfleth hatte das Vorexamen bestanden. Am Schluß seiner Pagendienste wurde ihm ein Ehrendegen von seiner hohen Herrin zu teil, womit er in Gnaden entlassen worden.

Im Regimente der Gardeküraſſiere, woselbst er zur Dienstleistung eingestellt worden, fand er, wie überall, bald Freunde, sowie Anerkennung und absolvirte seinen Dienst mit Lust und Eifer. Eine besondere Freude gewährte ihm eine Auszeichnung, die ihm nicht persönlich, sondern in der Person Alberts zu teil wurde.

Die Geschichte vom großen Los hatte Verbreitung gefunden, man sprach im Regiment Curd verschiedentlich darauf an, gratulirte ihm zu dem Vetter und forderte ihn auf, denselben gelegentlich vorzustellen.

Curd war stolz auf eine solche Auszeichnung; Albert nahm sie zwar gelassen hin, fühlte sich aber wohl in dem Kreise der Offiziere, die in diesem

speziellen Fall über mangelnde Formen hinwegsahen. Alberts schwache Seiten waren schnell herausgefunden und zum Gegenstand gutmütiger Spötterei geworden; da Empfindlichkeit und Eitelkeit nicht dazu gehörten, so rundeten sich allmälich manche Ecken an dem schroffen Charakter des Malers. So viel er auch die Handhabung feiner Umgangsformen für sich als „unecht" verschmähte, ihrer wohlthuenden Einwirkung konnte er sich nicht entziehen.

In den ersten Tagen des März hatte ein Liebesmahl im zweiten Garderegiment stattgefunden. Curd von Oldenfleth besaß intime Bekannte unter den Offizieren des Regiments und war als Gast zu dem Mahl eingeladen worden, ebenso Albert von der Brecken, der in dem zweiten Garderegiment sein Jahr abgedient hatte und dort in gutem Andenken geblieben war. Nach dem Fest, welches sich bis tief in den Abend hineingezogen hatte, verließen die Vettern zusammen die Kaserne. Albert wohnte am Schiffbauerdamm und Curd begleitete ihn bis nach seiner Wohnung. Der ältere Vetter vertrug den Wein nicht so gut als der jüngere, Albert war stark echauffirt und hatte während des Abends bei lautem Sprechen plötzlich etwas Blut ausgeworfen, Curds Besorgnis aber verlacht.

„Es ist nichts, ich kann nur das Trinken nicht vertragen — eine Dummheit von mir, es zu versuchen; meine Lungen sind ganz gesund, eine kleine Ader ist durch die Anschwellung geplatzt — nichts anderes wie Nasenbluten."

Curd beruhigte sich, wollte ihn aber nicht allein gehen lassen.

Es regnete sachte, die Straßen waren schlüpfrig — als das Paar die Weidendammer Brücke erreichte, pfiff ein kalter Wind darüber hin. Albert blieb auf der Brücke stehen und neigte sich über das Geländer.

„Geht es wieder los, Albert?“ fragte Curd besorgt.

„Unsinn!“ gab der andere zur Antwort; „ich merke mir nur ein paar blitzige Lichter auf dem Wasser und das Hineinspielen des Dunstes in diese kompakten Schattenmassen, es steckt malerischer Witz in dem alten Winkel.“

Curd blickte über das Geländer. Das Licht der Laternen warf flackernde Streifen über den trübe und träge flutenden Fluß, neben der Brücke führte eine Treppe hinab bis an das Wasser und dort in dem tiefsten Dunkel nahmen Curds scharfe Blicke etwas wahr, welches, einem Bündel ähnlich, in der Ecke ruhte.

„Da liegt etwas — heda — ist das ein Mensch?!“ rief er hinüber.

Im Schatten regte es sich — dann lag es wieder still. Schnellen Schrittes verließ Curd die Brücke und trat bis an die oberste Stufe der Treppe. Hier sah er nun, daß ein Kind sich an der gefährlichen Stelle anscheinend zum Schlafen niedergelegt hatte.

„Geh doch nach Hause, Du kannst hier ins Wasser fallen!“ rief er dem Wesen zu, welches unbeweglich in der Ecke kauerte.

Auch Albert war hinzugekommen.

„Steh auf!“ befahl er dem Kinde laut und streng.

Das Kind erhob sich, sein Kopf erschien im Lichtstreif der Laternen.

Beide erkannten die lahme Hedwig.

„Kind, was thust Du hier?“ redete Curd sie freundlich an. „Mach, daß Du nach Hause kommst — der Nachtwächter wird Dich sonst aufgreifen und auf die Wache bringen.“

Stumm blickte sie nach oben, wie geistesabwesend, ohne sich zu regen.

„Du warst wohl eingeschlafen?“ fragte Curd weiter.

„Ick schlief nich,“ antwortete das Mädchen leise.

Albert schalt:

„Warum treibst Du Dich hier umher, mitten in der Nacht?“ Als sie schwieg, sagte er milder: „Du hast wohl Angst vor Schlägen, wenn Du nach Hause kommst?“

„Angst?“ wiederholte das Kind, als besänne es sich, dann setzte es gleichgiltig hinzu: „Ick hab' keene.“

Curd redete ihr freundlich zu:

„Hier hast Du Geld, Kind, und nun geh — Du wirst Dich erkälten und krank werden.“ Er streckte die Hand aus, und sie ging ihm ein paar Stufen entgegen. „Da!“ Er legte einen Thaler in die Hand des Mädchens, welches an dem Brückenpfeiler stehen blieb. Das Licht der Laterne streifte das blasse kleine Gesicht, welches stumpfsinnig zu Curd aufblickte.

Die beiden Herren gingen vorüber. Curd hatte

noch weit bis nach seiner Behausung und ließ sich bewegen, auf dem Sofa in Alberts Wohnung die Nacht zuzubringen.

Am andern Morgen vor sechs Uhr mußte Curd nach der Kaserne zum Dienst, und er passirte die Stelle, an welcher er in der Nacht das Kind getroffen.

Ein herrlicher Morgen ging über der Stadt auf. Das Wasser kräuselte sich leise unter dem weichen Frühlingswehen, welches die Straße schon vor Tagesanbruch getrocknet hatte.

Am Ufer standen mehrere Menschen, sie beschäftigten sich mit einem Gegenstand, der vor ihnen auf dem Boden lag.

„Ein Mensch ertrunken," antwortete auf seine Frage ein altes Höckerweib und humpelte vorüber. Was lag ihr an einem Menschenleben! Sie sah nicht einmal nach, wer der Ertrunkene war.

Curd blieb stehen, ein Gendarm, der von dem nahen Polizeirevier geholt worden war, sagte, zu Curd gewandt:

„Und hatte noch einen ganzen Thaler in der Hand! Vor Hunger ist sie nicht ins Wasser gegangen."

Die Worte fielen wie ein Schlag auf Curds Herz.

Eine Schifferleinwand deckte die kleine am Boden liegende Gestalt. Er hob einen Zipfel und fand seine Ahnung bestätigt.

„Ich kenne das Kind," sagte er, und eine fahle Blässe zog über sein frisches Gesicht. „Heute nacht fand ich es hier und befahl ihm, nach Hause zu gehen — den Thaler gab ich ihm in die Hand."

„Nee, so wat," schrie ein Dienstmädchen, die in ungekämmten Haaren mit dem Henkelkorb daneben stand, „mit 'n Daler ins Wasser zu jehen!"

„Sie wird krank gewesen und hineingefallen sein," meinte ein Mitleidiger.

„Ich warnte das arme Geschöpf," entrang es sich mühsam Curds Lippen.

Der Gendarm wies auf ein Bündel neben der Toten und sagte geschäftsmäßig:

„Die paar Lumpen lagen zusammengewickelt auf der letzten Stufe, und auch die Schuhe hatte sie abgelegt —"

„Die Schuhe sind nicht schlecht," fiel ein Junge ein, der die Pantoffeln der armen Hedwig gierig betrachtete, „die könnten mir jerade passen," und er griff darnach.

„Hand davon, bis der Bestand aufgenommen ist!" befahl der Beamte und wandte sich dann an Curd: „Wenn der Herr Baron" — es war dies eine übliche Benennung — „Namen und Wohnung wüßten — und so gut sein wollten —"

„Die Tote ist die Tochter des Schuhflickers Fromm, Georgenstraße, im Keller des Hauses 16."

„Davor hatte se doch noch so jute Schuhe!" rief der Junge davontrabend und sich einen Gassenhauer pfeifend.

„Sie ist unzweifelhaft mit bewußter Absicht ins Wasser gegangen," erklärte der Mann ferner; „um vier Uhr hat der Nachtwächter sie angerufen, da ist sie aufgestanden — als der Mann nach einer Stunde

wieder vorbeikam, war sie fort — er sah aber das Bündel und die Schuhe und machte sofort Anzeige auf dem Bureau. Wir fanden sie dicht am Brückenpfeiler, keine fünf Schritte von der Treppe."

Ein Beamter der Revierpolizei kam über die Straße. Der Mann sah verschlafen und verdrossen aus und rief schon von weitem:

„Was gibt's denn da aufzunehmen? Sie hätten den Kadaver gleich mit auf die Wache bringen sollen und damit basta. Von einem Verbrechen kann hier doch keine Rede sein."

Ein älterer Herr in einem schäbigen Ueberzieher, der eilig des Weges gekommen und auch einen Augenblick stehen geblieben war, vielleicht ein Beamter, der sich zu früher Stunde in sein Comptoir zu begeben hatte, sagte in wehmütigem Spott:

„Warum solch Aufheben um ein Häufchen Elend, welches aus der Welt ging? Ob Zufall oder Absicht, die Eltern werden sich gratuliren."

Der Revierpolizist bemerkte nun erst die militärische Kleidung des neben der Leiche Knieenden und entschuldigte seine Mißlaune.

„Man hat die halbe Nacht Dienst gehabt, und um das bißchen Morgenschlaf bringt einen so ein unnützes Geschöpf aus purer Nichtswürdigkeit."

Curd hörte nicht auf den Mann, dem in Ausübung seines Amtes das Gefühl abgestorben; er hatte das Gesicht der Toten entblößt und sah mit tiefem Weh in die ernsten, stillen Züge. Niemals hatte er sie lächeln sehen, sie waren ihm im Leben so

widerwärtig erschienen, daß sich selbst sein Mitleid nur ungern mit ihr beschäftigt hatte, und nun zog ihn das bleiche Gesicht übermächtig an. Der Tod hatte das Elend aus demselben gelöscht und auch die Schranke entfernt, die das verkommene Kind der Sünde und des Unglücks von ihm, dem Hochstehenden, Glücklichen, Gerechten, getrennt hatte. Dies Antlitz, in seiner ehrfurchtgebietenden Ruhe hätte ebenso gut einem Königskinde angehören können; der Tod hatte ihm seine Hoheit aufgedrückt, den furchtbaren, unerschütterlichen Ernst, der über alles siegt, was das Leben schmückt oder verunstaltet.

Ohne daß er es wußte, wurden Curds Empfindungen zu einem Gebet. Er hätte unbedenklich Jahre seines schönen, reichen Lebens gegeben, um die starren Lippen nur einmal freundlich lächeln zu sehen; es war ihm, als wäre des armen Kindes Mund ihm dies Lächeln schuldig geblieben, als könne sich nur in einem versöhnenden Lächeln dieses strengen Antlitzes der Krampf lösen, der sein Herz gepackt hielt.

„Nie — nie mehr — zu spät!“ antwortete das geschlossene Auge und die stumme Lippe.

Thränen fielen auf die kleine, gekrümmte Hand; sie war auch im Wasser nicht weiß geworden wie Trudlieschens oder Sibyllens Hand, und er hätte sie doch küssen mögen in Schmerz und Reue.

„Jott nee! So 'n feiner Herr un weent bei det kleene verreckte A . . s; det muß 'n aparten Jrund haben,“ sagte eine Dirne am Arm ihres übernächtigen Begleiters und warf im Vorübergehen dem

schönen jungen Offizier einen frechen Blick zu. An ihr ging die Predigt des Todes verloren, seine gewaltige, ernste Mahnung erschütterte sie nicht auf dem Wege ins Verderben.

Curd hatte dem Polizisten die Adresse und den Befehl gegeben, auf seine Kosten dem Kinde ein letztes Ruheplätzchen auf Erden zu geben.

„Ach Jott, Herr Fähnrich," sagte der praktische Berliner, „wat hat se denn davon? Die hat et uff 'nen Armenfriedhof als Nummer Soundso jrade ebenso jut. Wenn eener erst 'mal tot is, da is det Mitleed de reene Verschwendung."

„Thun Sie nur, wie ich gesagt habe; ich habe das arme Mädchen gekannt und möchte, daß man sie anständig begräbt."

„Anständig begräbt!" Wie albern klang ihm das Wort in den eigenen Ohren nach! Er meinte den Teufel dazu lachen zu hören und eilte dahin wie gepeitscht von der Unruhe seines Gewissens.

Nachdem er seine Dienstgeschäfte besorgt, hielt Curd sich zu Hause. Er überlegte, was er thun sollte, ob er die Familie im Keller aufsuchen, seinen Verwandten Mitteilung machen und sie veranlassen sollte, sich mitleidig den Leuten zu nähern, die im Leben keine Liebe für das arme Kind gehabt und ihm im Tode keinen Schmerz nachweinen würden — schließlich brachte er es nicht einmal über sich, Albert von dem Erlebten etwas zu sagen; begraben, vergessen, dahin drängte das quälende Gefühl und er berechnete, wann sich das Grab über ihr geschlossen

haben würde, dann wollte er verstohlen hingehen und ihren Hügel mit Blumen schmücken.

Der folgende Tag war ein Sonntag, der Vereinigungstag für die Freunde des Oldenflethschen Hauses. Zum erstenmale ging Curd ungern dahin. Als er zuletzt dagewesen und, von Lust und Stolz erfüllt, das Haus verlassen, da war ein häßlicher kleiner Schatten in seinen Sonnenschein gefallen. Die lahme Hedwig hatte an der Mauer gelehnt, er war an ihr vorübergeschritten wie an dem widrigen Wurm, dessen Namen er ihr gab — eine Empfindung, gemischt aus Ekel und Mitleid, war über ihn hingestreift — „Trudlieschen, die Kellerwürmer!" hatte er der Cousine zugerufen und dann so wenig wieder der Armen gedacht wie des Gewürms, mit dem er sie verglich, bis er Hedwig an der Weidendammer Brücke wiedersah. Von dem Vorgefallenen sprechen zu müssen, wie es voraussichtlich geschehen würde, davor scheute er beinahe ängstlich. Die Erinnerung blieb ohnehin lebendig genug; er wußte es genau, daß ihm neben Trudlieschens lieblichem Gesicht ein starres, kaltes Kinderantlitz erscheinen, bei ihrem fröhlichen Gelächter einfallen werde, daß er die arme Hedwig nie hatte lächeln sehen. Sentimentalität war seiner frischen, gesunden Natur fremd; er konnte stark empfinden, doch drängte in ihm alles zur Klarheit und zum Licht, die Eindrücke gingen nicht verloren, verarbeiteten sich aber schnell und gelangten zu einer harmonischen Ausgleichung; hier war es plötzlich anders — er konnte mit dem Druck nicht fertig werden

und verbarg ihn tief — vor sich selbst und vor anderen.

In der Hauptstadt ging allerlei Geheimnisvolles vor. Die Sicherheit und Ruhe, in welcher Regierung und Obrigkeit sich gewiegt, war plötzlich gestört. Der König hatte eine Menge anonymer Warnungen erhalten, und der Polizeipräsident den massenhaften Einwanderungen von Fremden, besonders Franzosen und Polen, seine Aufmerksamkeit zugewendet. Außerdem waren von den kleinen deutschen Regierungen Anfragen eingelaufen nach dem Verhalten Preußens bei der drohenden politischen Konstellation, da man dem gegebenen Beispiel zu folgen beabsichtige und eventuell von Preußen Schutz erwarte.

Obgleich man in Berlin an den Ernst der Sache noch immer nicht glaubte, hatte der König doch für gut befunden, einen Staatsrat in geheimer Sitzung zusammen zu berufen. Verstohlen, einzeln und zu Fuß, um kein Aufsehen zu erregen, begaben sich die höchsten Militär- und Zivilbehörden, sowie die Prinzen des Hauses, an ihrer Spitze der Prinz von Preußen, in das königliche Schloß. Dem Entschluß des Königs, keinerlei Konzessionen zu machen, sondern Ruhe und Ordnung mittels der Armee aufrecht zu erhalten oder zu erzwingen, wurde nach untergeordneten Einwendungen einiger liberalen Stimmen beigetreten, und dementsprechend wurden die Antworten an die Kleinstaaten formulirt. Der Kommandant von Berlin erhielt vom König den Befehl, die Truppen insgeheim konsignirt zu halten.

Die Physiognomie der Stadt war für den oberflächlichen Beobachter eine durchaus friedliche. Vor den Thoren wimmelte es von Spaziergängern, darunter viele ausländische Gesichter. Ein beliebtes Ziel für den allzeitig durstigen Berliner boten die sogenannten Zelte im Tiergarten; Weißbier und Bayrisch wurden dort in großen Quantitäten ausgeschenkt. Am Nachmittag dieses warmen, schönen Märzsonntages ritt Curd an den Zelten vorüber und beobachtete dort ein sonderbares Spiel. Ein paar Franzosen machten den Berliner Bürgern den Pariser Barrikadenbau anschaulich, indem sie unter Lachen und Späßen Tische, Stühle und Bänke aufeinander häuften und äußerst geschickt miteinander verflochten. Das vergebliche Bemühen der Kellner, den Bau wieder in seine Bestandteile zu zerlegen, schien die harmlose Pointe des Spiels zu sein.

„Jedes Ding hat seine Wissenschaft,“ hörte Curd einen der Handwerker mit der Stange Weißbier in der Hand sagen. Eine zweite Bemerkung klang bedeutungsvoller, sie kam von einem Franzosen, der mit bezeichnendem Blick auf Curd radebrechte: „Gute Zeit in Berlin für Soldat; à Paris, au boulevard, nix Soldat, pendu, massacré!“

Als Curd gegen Abend in Tante Berthas Erker trat, fand er Albert und Heinz bereits dort, der Hausherr aber fehlte. Trudlieschen klagte, daß der Vater auch mittags nicht mehr pünktlich nach Hause käme und den Seinigen wie entrückt sei durch ein Uebermaß von Geschäften.

Während sie noch sprach und Bertha gesenkten Blickes mit ihrer Arbeit beschäftigt war, trat der Besprochene ein. Er war echauffirt und aufgeregt, wies alle Anerbietungen von Speise und Trank, sowie Curds Frage, woher er käme, mit den Worten ab:

„Ich habe das Volk weinen und klagen hören, und dabei ist mir der Appetit vergangen.“

In seiner momentanen Stimmung war Curd nicht aufgelegt, zu widersprechen; der Klang fand im Gegenteil einen Widerhall in seinem Herzen.

Trudlieschen aber griff das Wort auf und fragte mit schnell erwachter Teilnahme:

„Konntest Du denn nicht helfen, Vater?“

„Mit Flicken und Pflastern ist da nicht zu helfen,“ grollte Hellmuth und blitzte unter den buschigen Brauen hervor die Anwesenden an. Er hatte soeben eine seiner emphatischen Reden gehalten und sich an den eigenen Worten berauscht; die Seinen bekamen dann stets Nachklänge daraus zu hören, bis die geblähte Eitelkeit in ihm sich ausgepufft hatte. „Hier muß aus dem Grunde aufgearbeitet werden — das Land versumpft — das Volk versinkt, während der König schöngeistert und die Königin betet. Pietisten und Byzantiner versperren den Zugang zum Thron und sorgen dafür, daß die Weihrauchwolken und Champagnernebel den Blick von Gottes Gnaden hindern, wahrzunehmen, was im Volke vorgeht. Aber das Gewitter im Westen entsendet Windstöße, die auch hier in den Dunst fahren und entschleiern werden, was man weichnervig und schönheitssüchtig zu sehen

meidet — dann wird sich's zeigen, ob mit der Dynastie der Hohenzollern weiter zu rechnen ist oder nicht."

Die beiden Militärs waren bei dem unklugen Wort aufgefahren — Heinz blickte ernst und mitleidig auf den sich bloßstellenden Volksredner, Curds Entrüstung machte sich aber Luft.

„Worte dieser Art darf ich nicht anhören," sagte er rasch und heftig, „sie enthalten Hochverrat."

Hellmuth war noch viel zu berauscht von seinen Triumphen, um der Vorsicht Raum zu geben; auch ärgerte es ihn schon lange, daß der Knabe, den er selbst durch Nivellirung der Altersunterschiede zu sich erhoben, sich keck auf diesem Niveau hielt. Daß das Nivelliren seinerseits aus dem Verlangen einer Gleichberechtigung nach dem Lehn entsprach und dem Spielen mit einem Lieblingsgedanken gleichkam, ahnte Curd nicht. So viel Hellmuth auch mit Freiheit und Gleichheit kokettirte — er war aus dem Stoff gemacht, der die unduldsamsten Alleinherrscher abgibt. Eine Zorneswolke stieg blitzschnell auf seiner Stirn empor und entlud sich in den Worten:

„So geh Deiner Wege, putze Helm und Küraß und erniedrige Dich zum Knecht eines fremden Tyrannen, zum Zierat eines Thrones, zu dessen Füßen sich Kinder ertränken, um nicht zu dem elenden Dasein ihrer Eltern aufzuwachsen."

Nun stutzte Curd und sah den Vetter forschend an.

„Ja, ja," wiederholte dieser mit triumphirendem Kopfnicken, „es ist, wie ich hier sage. Ich komme eben aus einer Versammlung, in der mir der Fall

— einer aus hunderten herausgegriffen — vorgelegt wurde. Während die Staatskarossen rollen, die Roben rauschen und die Uniformen prunken unter dem Scepter des schöngeistigen Königs und der allerheiligsten Königin, kommen so häßliche Dinge vor. Ein Pflänzchen, nicht hübsch genug für einen goldenen Scherben, erstickte im Sumpf — was weiter! Ein Kind, zu schmutzig und ungekämmt, um von der äußerst saubern frommen Schar gerettet werden zu können, warf sein hoffnungsloses Dasein von sich und ging ins Wasser, anstatt fein geduldig abzuwarten, bis es rechtschaffen verhungerte."

„Der Hunger trieb das unglückliche Kind nicht in den Tod, sondern die sittliche Verwahrlosung seiner Familie," antwortete Curd leise.

„Desto schlimmer," eiferte Hellmuth; „dafür muß die Staatsregierung verantwortlich gemacht werden. Der unglückliche Vater, der die Leiche seines Kindes auf dem Sezirtisch der Charité gefunden, hat noch mehr hungernde Kinder; soll er warten, bis diese auch dorthin kommen?"

„Kennst Du den Mann, dem Du das Wort redest?" fragte Curd mit Betonung.

„Nein — ich kenne ihn nicht; mag er sein, wer er will, der Fall wurde als Kennzeichnung der Zustände unter vielen ähnlichen in der Versammlung erwähnt; ich verdenke es dem Manne nicht, wenn er, an der Gerechtigkeit verzweifelnd, die Hände nach dem Thron ausstreckt und sich an der glänzenden Last vergreift."

„Dieser Mann ist der Schuhflicker Fromm," sagte Curd einfach, „und das Kind" — seine Stimme sank — „die arme, lahme Hedwig."

Ein Schmerzensschrei aus Trudlieschens Munde antwortete auf Curds Mitteilung, Hellmuth war verstummt.

Albert wurde aschfahl, Curd hatte ihm bisher nichts von der Entdeckung gesagt; schweigend hatte Albert dem Gespräche zugehört und überlegt, ob er nicht lieber fortgehen sollte; das angeschlagene Thema war ihm zuwider, denn sein Pessimismus bot keine zureichende Decke für das darunter liegende nackte Herz, und da es nach seiner Anschauung keine Hilfe gab, so entzog er sich für gewöhnlich lieber jeder schmerzenden Empfindung. Hier fühlte er sich aber plötzlich von einer Schuld gepackt — nicht dem unabweislichen Schicksal, sondern einer Unterlassungssünde war dies Kind zum Opfer gefallen.

„Wir sahen sie am Wasser," sagte er mechanisch, auf Curd blickend, und dieser erzählte ohne Kommentar den ganzen Hergang, wie er ihm bekannt geworden. Er vergaß keinen Moment, erwähnte jedes Wortes, welches er und Albert mit dem Kinde gewechselt, des Geldstückes, welches man in der Hand der Toten gefunden, und des zusammengewickelten alten Röckchens und der Schuhe, die das arme Kind abgelegt, ehe es den Tod suchte; er gab keine Erklärung, keine empfindsame Ausschmückung der einfachen Thatsachen, die für sich selber laut und deutlich genug sprachen.

Trudlieschen brach, an allen Gliedern zitternd, unter der Erzählung in heiße Thränen aus und rang die Hände, als suche sie noch jetzt Hilfe für das Unerhörte, Unmögliche.

Bertha verließ stumm das Zimmer, und Albert sah drein wie ein verurteilter Verbrecher. Nach einer kleinen Pause äußerte Hellmuth:

„Mich wundert es nur, daß sie nicht auch das Geld fortgelegt hat — warum sie den Thaler wohl in der Hand behielt?“

Heinz, der mit gesenktem Haupt in der Nähe des Fensters stand, sagte darauf mit bewegter Stimme wie für sich:

„Diese Gabe des Mitleids und der Teilnahme mag ihr wie ein letzter Zusammenhang mit der Menschheit vorgekommen und ihr eine Art Stärkung und Trost gewesen sein auf dem Weg in den Tod.“

Trudlieschen sah um sich, die Mutter war nicht da, sie warf sich mit ihrem überwältigenden Schmerz in Heinz' Arme und rief:

„Kaltes, totes Geld habt ihr dem verzweifelten Kinde gegeben! O Curd, o Albert, warum ließt ihr sie dort allein in der Nacht — am Wasser — was sollte der lahmen, blöden Hedwig der Thaler? — Ein wenig Liebe hätte sie gerettet — warum hießt ihr sie nicht mit euch gehen und botet ihr Schutz und Obdach?“

Schüchtern wie sonst nie gab Curd zur Antwort:

„Ich konnte sie doch nicht zu mir nehmen?“

„Warum denn nicht?“ seufzte das Mädchen mit

dem Blick anklagender Unschuld. „Hättest Du das verlassene, frierende Kind nicht in Dein Bett legen und ein: ‚Behüt Dich Gott!‘ darüber sprechen können? Des Herrn Engel wären herabgestiegen und hätten die arme Hedwig in ihren Schutz genommen, wie sie mich behüten, wenn meine Mutter über mir gebetet hat.“

„Kindisches Geschwätz!“ rief Hellmuth ungeduldig; „die Herren konnten nichts anderes thun, als die Unglückliche auffordern, sich nach Hause zu begeben.“

Heinz hatte das verzweifelte Mädchen wieder an sich gezogen.

„Einen Unglücklichen soll man nicht auffordern, sich selbst zu helfen. Wer weiß denn, ob er es noch kann?“ schluchzte Trudlieschen an der Brust ihres Freundes. Dann hob sie den Kopf, um ihm mit dringendem, prüfendem Ernst in die Augen zu sehen. „Heinz,“ sagte sie und legte wie beschwörend beide Hände auf seine Brust, „nicht wahr, Sie hätten die arme Hedwig nicht stehen lassen in Nacht und Unglück, sondern hätten sie mit sich nach Hause genommen?“

„Vielleicht, Trudlieschen,“ antwortete Heinz und strich ihr beruhigend über das Köpfchen; „ich hätte sie zu meinen Schwestern bringen können; Mädchen können in solchem Falle ja viel besser helfen.“

Nun erinnerte sich Trudlieschen plötzlich ihrer letzten Begegnung mit der armen Hedwig, und wie sie ihr zwar kein „totes, kaltes“ Geld, aber etwas noch Ungeschickteres — nämlich einen Schmuck, ihre hübsche Schürze geboten, und vor ihr stieg das

arme, unsaubere Gesicht in seiner stumpfen Ergebung auf, und in ihrem Ohr wiederholte sich der Schall der Tritte auf der steinernen Hintertreppe; sie hörte das harte Niederfallen des lahmen, müden Körpers von Stufe zu Stufe — gleichgiltig und schwer wie das Schicksal — warum hatte sie das Kind nicht zurückgehalten — warum hatte sie es nicht verstehen können, nicht schon damals in ihr Bett gelegt, an ihre Seite gesetzt?

Ihre Gedanken verließen die bequeme Bahn frommer Gewöhnung und griffen zum erstenmal hinaus in das verhängnisvolle, verbotene Gebiet, an dessen Grenzen geschrieben steht: „Bis hieher und nicht weiter!“ — das Gebiet der schweigenden, dunklen Ewigkeit, in dem es keinen Wegweiser, kein Licht, keinen Laut und kein Ziel gibt, in dem das Forschen zum Verirren, die Kühnheit zum Frevel wird und das Resultat der Wahnsinn ist.

Unter bitterem, schneidendem Weh stiegen in dem Herzen des Mädchens nie beantwortete Fragen in ihrer bekannten schnellen Steigerung auf.

„Warum konnte die Mutter — warum Gott nicht helfen? Was hatte das arme Kind verschuldet? Mußte das Entsetzliche geschehen? Warum? Ist Gott nicht die Liebe? Hat er nicht die Haare auf unserem Haupt gezählt? Kann die heilige Schrift lügen? Was bleibt, wenn das Wort fällt?“

Eine entsetzliche Angst packte das Mädchen; ihm war, als grinse ihm das furchtbare schwarze Nichts entgegen, und es klammerte sich fester an den Freund,

und suchte in seinen traurig zärtlichen Blicken vergeblich nach einem Lächeln über die tollen Einbildungen der eignen Seele.

Albert hatte unterdes mit wahrhaft steinerner Ruhe gesagt:

„Ein Sandkorn in der Lawine — ein Tropfen im Ozean des Elends; aber dies Atom hätte dem Geschick entrissen werden können." Mit einem starren Hinschauen auf Curd — oder eigentlich über diesen hinaus — fuhr er fort: „Im Dienstreglement steht freilich nichts davon — der Anstand würde es verboten haben — aber ich hätte dies elende Leben retten können — denn der Anstand und das Reglement haben nichts mit mir zu thun; es war vielleicht eine Sprosse auf der Leiter" — Himmelsleiter hatte Frau Bertha ihm gesagt, deren Stufen er im wilden Drange verachtete und die ihn in kleinen Zielen befriedigen und allmälich emporgeleiten sollte — hier war ihm Gelegenheit geboten gewesen, einem Wesen zum Leben notwendig zu werden, wie sie damals betont hatte; er war in seiner finstern Lebensweisheit darüber fortgeschritten und hatte die Stufe verfehlt —

Ein Klopfen klang in die unbehagliche Stimmung hinein — die Offiziere wurden nach der Kaserne bestellt; Curds Bursche stand atemlos vor der Thür und meldete, daß auch von den anderen Regimentern die Offiziere in die Kasernen zu einem Appell befohlen seien. Curd und Heinz brachen also schleunigst auf.

Albert fragte nach Bertha, und es stellte sich heraus, daß diese vor einer Viertelstunde eilig das Haus verlassen habe.

Hellmuth fluchte, Trudlieschen ahnte, wohin die Mutter gegangen, und Albert versprach ihr, sofort zum Schuster Fromm zu gehen, um der Mutter Beistand zu bieten.

Albert kam zur rechten Zeit, um die edelmütige, hilfbereite Frau vor Insulten zu schützen. Der Schuster, ausnahmsweise nüchtern, hatte die verhaßte Wohlthäterin mit Schimpfworten überhäuft. Seine Frau geberdete sich wie unsinnig über den Tod ihrer „einzigen Stütze“, Drohungen und versteckte Andeutungen auf eine baldige Aenderung der Dinge, Frechheit und Hohn hatten dem warmen Mitleid geantwortet, und obgleich Bertha eine mutige Frau war, so fühlte sie doch, daß ihr Eintritt in diese Hölle des Elends ein übereiltes Wagnis gewesen.

Albert führte sie nach Hause. Sie sprachen wenig zusammen, aber sie verstanden sich, und als ihm Bertha vor ihrer Thür die Hand bot, sagte sie:

„Wenn der Tod dieses unglücklichen Kindes Sie aufgeschreckt hat aus der pessimistischen Lethargie — so hat das arme Geschöpf die Mission an Sie erfüllt.“

Das Militär war alarmirt, kein Offizier durfte die Kaserne verlassen, Patrouillen waren ausgeschickt, und die Truppen hatten den Befehl, bei Zusammenrottungen nach zweimaliger Aufforderung zum ruhigen Auseinandergehen mit der Waffe einzuschreiten.

Eine Bewegung machte sich in der Stadt bemerkbar, die öffentlichen Lokale an allen Enden waren gefüllt, jedes Ereignis der Familie wurde zu einer politischen Wichtigkeit erhoben, und die freundliche Frühlingssonne wurde zur Gelegenheitsmacherin für das Zusammenrotten der Mißvergnügten; doch kam es noch zu keinem ernsten Konflikt, die planmäßigen Ingenieure des Umsturzes arbeiteten noch im Verborgenen ruhig fort, ohne daß ihre Existenz oberhalb auch nur geahnt wurde.

Am vierten Tage nach der Auffindung von Hedwigs Leiche fuhr der Armenleichenwagen nach einem der Kirchhöfe in der Hasenheide hinaus. Der kleine, in dem Gefährt befindliche Kasten verriet kaum den Sarg; er enthielt der armen Hedwig letztes, nicht ihr schlechtestes Bett, wenn es auch nur Sägespäne füllten. Die strenge Thätigkeit des Dienstes hatte Curd verhindert, sich nach dem Begräbnis zu erkundigen; er würde vielleicht nie erfahren haben, wo ihr das Grab geworden, wenn das Schicksal, welches mehrfach den hellen Weg des jungen Edelmanns mit dem dunklen des armen Kindes gekreuzt, nicht ein letztes Begegnen herbeigeführt hätte.

Der Fähnrich von Oldenfleth hatte am Morgen den Befehl erhalten, in der Hasenheide einen Uebungsmarsch mit einer Abteilung Kürassiere zu machen. Obgleich es sonst nicht militärischer Brauch war, mit vollem Gepäck und voller Bewaffnung solche Märsche auszuführen, so geschah dies im Jahre 1848 doch öfter und beabsichtigte nichts anderes als eine geheime Occupation der Landstraßen.

Die Patrouille kam die Chaussee entlang auf die Stadt zu, als sich aus derselben ein Menschenknäuel ihr entgegenwälzte. Die Abteilung trabte gerade auf die Menge zu. Vor derselben kommandirte der Fähnrich Halt und forderte die Leute auf auseinander zu gehen. Er sah nun erst, daß dieselben — übrigens nur Männer in Arbeiterblusen, eine Tracht, die damals anfing verdächtig zu werden — einen Wagen begleiteten, auf dem ein Sarg stand. Es waren etwa hundert Personen. Ein Mann sprang aus der Mitte der Genossen und schrie: „Dürfen wir nicht wenigstens dabei sein, wenn man unsere Kinder verscharrt, die vor Hunger umgekommen sind?" Dabei wollte der Mann dem Reiter in die Zügel fallen.

„Zurück, Mann!" donnerte Curd den Verwegenen an und schlug mit der Faust den ausgestreckten Arm nieder.

Der Kerl taumelte zurück, und in dem Wutgeheul, welches nun die Menge ausstieß, ging die zweite Aufforderung Curds, ruhig auseinander zu gehen, verloren. Im Nu hatte die Bande das Sielenzeug der Pferde am Leichenwagen durchschnitten, den Sarg in den Chausseegraben gestürzt, den Wagen demolirt, seine Bruchteile zu Waffen verkehrt und sich mit diesen, sowie mit Knütteln und Steinwürfen gegen die Küraßiere gewendet. Da ertönte ein Trompetensignal — die Pallasche rasselten aus den Scheiden — Panzerklirren — Pferdestampfen — die Chaussee dröhnte, und wie ein Wetter rollte die kleine

Reiterschar, allen Widerstand unter sich begrabend, über den wirren Menschenknäuel fort.

Die Straße war gesäubert, die wogende dunkle Masse auf derselben geschwunden wie Spuk unter der Faust des Beherzten. Von hundert Menschen war etwa nur ein Dutzend geblieben, zerstreut am Boden liegend, meistens nur durch die Hufe der Pferde verwundet; die übrigen hatten sich verlaufen gleich Ameisen im Sande.

Aus den Häusern wurde Hilfe requirirt, die Verwundeten wurden aufgenommen; den Wagen ließ Curd zusammensetzen, die Pferde, welche davongelaufen, durch die Kürassiere einfangen, die durchschnittenen Sielen knoten und die Pferde vor den Wagen legen. Der Fuhrmann und der ihn begleitende Knecht, beide halbtot vor Schreck, wurden hinter dem Sarge aus dem Graben hervorgezogen, wohin sie sich verkrochen.

Nachdem der Sarg auf den Wagen gesetzt war, eskortirte ihn die Abteilung unter dem Kommando ihres Führers bis an den Eingang zum Kirchhof. Dort war niemand als der Totengräber, der seines Amtes gewaltet und in der Reihe der Namenlosen eine neue Grube geöffnet hatte.

An der Pforte zum Kirchhof stellte der Fähnrich von Oldenfleth seine Abteilung auf, noch mit gezogenem Schwert; er selbst stieg ab, übergab das Kommando einem Unteroffizier und sein Tier einem Kürassier und begleitete den Sarg durch die schmalen Gänge, unter den leichtbegrünten Frühlingsästen,

an den mattenbelegten, kahlen oder moosbedeckten Hügeln vorüber, bis an das offene Grab an der Mauer.

Der Flieder sproßte bereits, die Weidenstämme waren mit grauen Sammetknospen bedeckt, Kätzchen, wie die Kinder sie nennen; einst — vor Jahren — hatte auch Hedwig sich daran gefreut und manchen erbettelten Pfennig darin angelegt — jetzt brach Curd ein paar Zweige von dem ersten Fliedergrün, einen kleinen, knospenbedeckten Ast von der Weide und eine verfrühte Butterblume von dem nächsten Grabhügel und legte sie auf den Sarg, der ohne Formalitäten geschäftsmäßig von dem Totengräber und dem Gehilfen hinabgesenkt wurde. Und doch begleitete eine seltsame Zeremonie diese Handlung. Ein junger Kürassier in vollem Waffenschmuck vertrat die Stelle des Pastors an dem Grabe der Elenden, er nahm den Helm ab wie in der Kirche, faltete die Hände über seinem Schwerte und betete ein Vaterunser über dem verschwindenden Sarge, und draußen vor der Kirchhofspforte hielt seine Abteilung mit gezogenem Schwert die Wache.

Der Totengräber staunte und dienerte tief, als ihm ein Goldstück in die Hand fiel „zum Schmuck des Grabes". Ihm war noch nie befohlen worden, eine der Nummern an der Kirchhofsmauer, die kaum durch einen Hügel bezeichnet werden, zu schmücken — dazu von solch glänzender, vornehmer Persönlichkeit! Verwundert und neugierig, ohne sich die Sache erklären zu können, blickte er dem jungen

Krieger nach, der im funkelnden Küraß und Helm mit klirrender Waffe und rasselndem Sporn schnellen Schrittes den Kirchhof verließ, sein Pferd bestieg und an der Spitze seiner Kürassiere davonritt, als habe er nur dem armen Geschöpf dort unter der Erde die letzte Ehre erzeigen wollen. Seinen Vorgesetzten meldete der Fähnrich von Oldenfleth den ganzen Vorfall mit dem Zusatz, daß er die Beisetzung bewacht, um neue Ruhestörung dabei zu verhüten. Das Resultat rechtfertigte die Handlung, und sein energisches Einschreiten erntete Lob.

Es kann hier nicht von Wert sein, alle die Vorgänge zu rekapituliren, die sich in jenen Märztagen um Berlin abspielten; nur in so weit, als sie in unsere Erzählung hineingreifen und ihr schwüler Dunst die Entwicklung der Charaktere und Verhältnisse unserer Geschichte beeinflußte, muß jener schmachvollen Ereignisse Erwähnung geschehen.

Am sechzehnten und siebenzehnten März fanden verschiedene kleine Krawalle statt; die Truppen rückten aus; wo sie erschienen, wurde die Ordnung hergestellt.

Der Morgen des achtzehnten März verlief ruhig. Mittags sammelte sich an den Straßenecken und vor einigen Hauptgebäuden das Publikum, um die an jenen Stellen angeheftete Proklamation des Königs zu lesen, welche wesentliche Konzessionen enthielt. Vom Balkon des Schlosses wurde diese Proklamation unter dem höhnenden Zuruf der Menge durch einen Minister verlesen. Mit dem Gefühl

seiner Bedeutung wuchs die Frechheit des Berliners. Redensarten wie: „So muß et kommen!“ — „Noch lange nich jenug!“ — „Preßfreiheit haben wir? Zensur wollen wir auch haben, nur nischt vorenthalten, immer hübsch dreiste!“ — fielen aus dem Menschenhaufen vor dem Schloß und bewiesen genügend, weß Geistes die Gesellschaft war, die sich dort rottete.

Das Signal zum Beginn der Revolution gaben die viel genannten, rätselhaften drei Schüsse. Der Vorgang war folgender: An dem Bankgebäude hatte sich eine Menge Volk zusammengerottet, um die dort angeschlagene Proklamation zu kritisiren. Der Posten, welcher den Zugang zu dem Gebäude besetzte, wurde von dem aufgeregten Pöbel gedrängt und drohte, Feuer zu geben. Da erhob sich ein lautes Gebrüll, und ehe der Posten von seiner Waffe Gebrauch machen konnte, fielen die verhängnisvollen Schüsse, der Soldat stürzte getroffen zu Boden, und zugleich erhob sich das Geschrei: „Man schießt auf das Volk!“ welches sich von Straße zu Straße fortpflanzte.

Barrikaden wuchsen in Blitzesschnelle wie aus der Erde heraus. Wie gut der Moment vorbereitet war, ergab später die rückblickende Beobachtung. An den vorhergehenden Tagen waren große Ladungen Bretter und Stangen an der Kurfürstenbrücke und an anderen Stellen abgesetzt worden, man hatte auch scheinbar angefangen, Gerüste, wie zum Abputzen der Häuser, zu erbauen. Dies vorzügliche Material wurde mit werkmäßiger Geschicklichkeit zum Barrikadenbau verwandt, indem es in den Boden des

aufgerissenen Pflasters gerammt und mit Steinen und Mobilien und allen erreichbaren Gegenständen zu einem festen Wall zusammengeschlagen wurde.

Es begann ein regulärer Straßenkampf, Barrikade um Barrikade wurde von den Truppen genommen, mit Haß und Erbitterung auf beiden Seiten gekämpft. Wo das Bajonett nicht ausreichte, trat die Artillerie ein — die Truppen blieben überall Sieger. Feuersbrünste flammten an verschiedenen Stellen der Stadt auf, die Barrikaden wurden von ihren Verteidigern in Brand gesetzt, und mehrfach mußten die Soldaten durch die Häuser brechen, um den flammenden Wall zu umgehen und den Aufrührern in den Rücken zu fallen.

Unterdes säuberte die Kavallerie Straßen und Plätze und ritt oder schlug zu Boden, was sich ihr in den Weg stellte. Die ganze Nacht wurde der Kampf fortgesetzt. Das Löschen der Feuersbrünste, das Wegräumen der Barrikaden, das Verladen und Unterbringen der Leichen und Verwundeten — alles dies durch die Truppen besorgt — machte den Schluß.

Am Morgen des neunzehnten März herrschte Totenstille in der Stadt.

Die Gefangenen und Verwundeten waren transportweise, so wie man sie aufgegriffen hatte, in den Kellern des königlichen Schlosses untergebracht worden. Großmut an der unterliegenden Bestie zu üben — das liegt nicht in der Natur des Menschen, und — die Bestie war es, mit der die Soldaten

an jenem achtzehnten Märztage des Jahres 1848 zu kämpfen gehabt hatten. Mit siedendem Oel und Kot, mit gehacktem Blei, steinernen Murmeln, Stahlfedern in den Schußwaffen, kurz, mit jeder Waffe der Gemeinheit und Hinterlist waren die Truppen angegriffen worden; wer wollte ihnen verdenken, daß sie die Kolbenstöße nicht zählten und den Raum nicht maßen beim Unterbringen der Gebändigten? Die Stunden in dem Dunkel des Schloßkellers haben durch Grauen und Entsetzen mehr und härter gerichtet als die nachfolgende gesetzliche Strafe.

Um Hellmuth Oldenfleths Geschick zu verfolgen, muß noch einmal zu den Vorgängen des achtzehnten März zurückgegriffen werden. Er hatte um die Mittagszeit des verhängnisvollen Tages sein Haus verlassen. Bertha vermochte den Aufgeregten nicht länger zurückzuhalten, als die Nachricht von der Proklamation des Königs die Dorotheenstraße erreichte. Während der Verlesung vom Balkon des Schlosses stand Hellmuth mitten unter dem Volkshaufen. Er gehörte zu den wenigen, welche mit der Errungenschaft zufrieden waren, und war der einzige, der seine Zufriedenheit äußerte. „Verfassung auf breitester Grundlage, Entlassung des Ministeriums, Zurückziehung der Truppen, Preßfreiheit und Volksbeteiligung an der Regierung“ wurden verheißen. Feigherzige Ratgeber hatten über die wenigen klaren, verständigen Köpfe in der Umgebung des Königs gesiegt; es waren falsche Vorspiegelungen, durch die Friedrich Wilhelm IV. zu den verderblichen Zugeständnissen gebracht worden.

Hellmuth Oldenfleth wurde plötzlich in seinen beifälligen Auslassungen durch einen Menschen unterbrochen, der die Proklamation herabriß und laut rief: „Ein Verräter, wer damit zufrieden ist! Das sind faule Versprechungen, leere Worte, mit denen man uns hinhalten will; wir verlangen Gerechtigkeit, Gericht! Aufräumen mit dem Ueberlebten, dann erst kann die neue Ordnung besprochen werden. Ins Zuchthaus mit den vornehmen Verbrechern — hinter dem Thron halten sie sich versteckt; werft ihn um, diesen morschen Thron! Brüder — wird uns kein Recht gegeben, so nehmen wir Rache — Blut und Leben für unser gemordetes Glück, unsere geschändete Ehre!“ Es war Herr Flederbey, der Werkführer aus der Borsigschen Fabrik, der also sprach. Man applaudirte ihm und griff zugleich Hellmuth an: „Er ist von der Regierung gekauft, hat das Volk verraten, Maulfechter, Ueberläufer — hängt ihn!“ Hellmuth hielt es für geraten, sich zurückzuziehen; mit einigen Gesinnungsgenossen jener Färbung, die später durch den Namen Bassermann gekennzeichnet wurde, fand er sich in einem Lokale nahe der Bank zu einer Besprechung zusammen und wurde hier Zeuge des Auftritts, der das Signal für den Ausbruch der Revolution gab. Hellmuth hatte den Schuß, welcher den Posten niederstreckte, aus dem Fenster eines Hauses fallen sehen und gewagt, dies Faktum laut zu äußern. Der Pöbel fiel über ihn her, riß ihn nieder und beschuldigte ihn, ein Spion der Regierung zu sein. In dem Wirbel der Bewegung,

betäubt durch Schläge auf den Kopf, blieb Hellmuth in dem Flur eines Hauses der Jägerstraße liegen, während sich dort der Kampf um eine der Hauptbarrikaden abspielte. Als die Artillerie auffuhr, packte der rasende Pöbel den halb Besinnungslosen und stieß ihn hohnbrüllend auf die Barrikade; er erhielt einen Schuß in die Schulter und sank zusammen.

Als er erwachte, glaubte er in der Hölle zu sein. Gräßliches Geheul, von einzelnen schrillen Schreien zerrissen, dicke, heiße, mit höllischen Bestandteilen gefüllte Nacht umgab ihn; unter, über und neben ihm regte sich's zuckend, kämpfend; Pestdunst hauchte ihn an. In diesem Wahnsinn gebärenden Schrecken wurde ihm der körperliche Schmerz zur Wohlthat, denn er erinnerte ihn, daß er noch ein Mensch und auf Erden war. Als sich endlich die Qual zur Ohnmacht steigerte, glaubte er, es sei der Tod.

Frau Bertha hatte am Nachmittag des achtzehnten in banger Sorge der Rückkehr Hellmuths gewartet; beunruhigende Gerüchte drangen in das Haus, man vernahm in der Dorotheenstraße den dumpfen Lärm, das schwere Rollen der Geschütze, Boten brachten Nachricht von dem Einmarsch der Truppen aus Potsdam, Brandenburg und Stettin, es hieß, am Schloß fände ein Kampf statt, das Läuten der Feuerglocken, die Flammenlohe hier und dort am Horizont steigerten allmälich die Angst und verpflanzten den Schrecken bis in diese stille Straße.

Gegen fünf Uhr erschien Albert bei Frau Bertha;

er hatte in seinem Atelier, vier Treppen hoch, nach einem unbenützten Bauplatz hinaus gelegen, bis zur Dämmerung gearbeitet und war in seinem Wolkensitz unberührt geblieben von dem Lärm der Straße; keine der aufregenden Nachrichten hatte ihn erreicht. Der stille, unzugängliche Maler war von den Bewohnern des großen Hauses kaum gekannt, und die Wirtin vergaß seiner beinahe, weil sie sich um seine Miete nie zu beunruhigen nötig hatte, die stets vor dem ersten des Monats einlief. Er pflegte nach dem letzten Pinselstrich den breitkrämpigen Hut zu ergreifen und ohne sonstige Veränderung seiner Toilette ins Freie zu stürzen, wo er stundenlang in den einsamsten Wegen des Tiergartens sich von der Arbeit zu erholen suchte. Im Frühjahr pflegten ihn die Nachtigallen und der milde Knospenduft oft bis tief in die Nacht draußen zu halten. Trotz seiner Zerstreutheit fiel ihm eine ungewöhnliche Aufregung in der Straße auf, auch begegnete er einem Studiengenossen, der in seiner Nähe ein Atelier besaß und ihm, eilig vorüberlaufend, zurief:

„Ohne Waffe dürfen Sie sich nicht herauswagen, nehmen Sie wenigstens einen tüchtigen Knüppel mit!"

Auf sein „Warum?" schrie der Kamerad zurück: „Man revoltirt!" und sprang davon, um seinen Teil an den Ereignissen zu nehmen.

Es sah dem guten, unpraktischen Albert ähnlich, daß er ohne Zögern, aber auch ohne Ueberlegung, das heißt, ohne sich zu bewaffnen, nach dem Oldenflethschen Hause eilte.

In der Dorotheenstraße herrschte noch völlige Stille, im Hause aber war die Sorge lebendig. Unruhig und angstvoll lauschten Bertha und ihre Tochter auf jeden Schritt, jeden Klingelzug, der die Rückkehr Hellmuths melden sollte. Immer vergebens.

Albert war sofort bereit, wie er stand und ging nach dem Schauplatz der Unruhen sich zu begeben, um Hellmuth zu suchen, ihn selbst oder doch Nachrichten über ihn zurückzubringen.

Es wurde mit jedem Augenblick schwieriger, in den Straßen vorwärts zu kommen; die Zugänge waren abgesperrt, Truppen verschlossen überall den Weg. Doch gelangte Albert mit vielen Umwegen endlich bis in den Lustgarten. Hier hatte sich eine Schar am Museum gesammelt; der Rückzug war der Rotte abgeschnitten, sie tobte wild durcheinander. Albert sprang in den lärmenden Haufen hinein und rief laut den Namen Oldenfleth.

„Der?“ schrie ein Kerl, dessen zerfetzte Kleider und verbundener Kopf von lebhafter Teilnahme am Kampf zeugten, „der Spion, der Verräter? An die Laterne mit dem Maulfechter! Der Elberfelder mit seiner Partei — der weiß Bescheid in dem Hause des Doktors; es ist der erste auf unserer Liste. Wenn wir hier nicht aufgehalten worden wären, hätten wir teilnehmen können an der Plünderung; Sie müssen sich eilen, wenn Sie den Doktor Oldenfleth in seinem großen Pelzrock an der Laterne baumeln und sein Haus als Fackel dazu leuchten sehen wollen.“

Entsetzen packte Albert bei diesen Worten — die hilflosen Frauen in der Gewalt von Räubern und Mordbrennern — wie ein Besessener sprang er davon, über alle Hindernisse fort, in die auffahrende Artillerie hinein mit dem grellen Schrei:

„In der Dorotheenstraße wird geplündert!“

Man stieß ihn beiseite, nahm keine Notiz von seinen Worten; er suchte die nächste Straße. Ein „Halt!“ donnerte ihm entgegen. Gewehrhähne knackten, und eine Salve fuhr über die Straße hin, riß ihm den Hut vom Kopfe; er lief der Abteilung in die Arme und wiederholte laut seinen Ruf. Hier zollte man ihm Aufmerksamkeit. Ein Detachement des Kaiser Franz-Regiments war es, welches die Straße säuberte; Heinz von Utwende befand sich unter den Offizieren. Er konnte seinen Platz nicht verlassen, durfte den Forderungen der verzweifelten Angst, dem eigenen Drange nicht folgen, aber er erbat sich von dem kommandirenden Offizier eine Ordonnanz mit dem Befehl an die nachfolgende, für die Friedrichsstraße bestimmte Abteilung, Hilfe nach der Dorotheenstraße zu senden.

Albert erreichte mit der Ordonnanz die betreffende Abteilung, die Mannschaft schwenkte ab, er aber stürmte voraus. In den nach dem Brandenburger Thor gelegenen Stadtteilen herrschte noch Ruhe, die Dorotheenstraße war leer, als Albert wie ein gehetztes Stück Wild um die Ecke flog; doch sah er sofort, daß in dem bedrohten Hause etwas Außergewöhnliches vorging. Fenster und Thüre standen

offen, und als Albert das Haus erreichte, flogen Gegenstände über ihn weg auf das Pflaster, die von kräftigen Fäusten geschleudert worden waren.

Die Treppe war frei — er nahm sie im Sprunge — der Korridor leer, aber wüster Lärm schallte aus den offenen Zimmern. Im Erker lag alles zerschlagen durcheinander, es war dunkel darin, Albert sprang über umgestürzte Möbel in das Eßzimmer, hier wurde geplündert. Die große Hängelampe leuchtete ruhig dazu, wie sie sonst den Frieden und das Glück beleuchtet hatte. Mehrere Kerle — es mochte ein halbes Dutzend sein — waren emsig dabei, Schränke und andere Möbel zu erbrechen; der Inhalt des Buffet lag am Boden. Die Plünderer sahen flüchtig auf den Eintretenden; sie hielten ihn nach seinem verwilderten Aussehen für einen der Ihrigen und riefen ihm zu: „Was nicht Gold oder Silber ist, auf die Straße — die Thür nach hinten einschlagen — keine Zeit verlieren; der Hund hat sich mit dem Geld nach hinten verkrochen!“

In dem Zimmer Oldenfleths, in der Ecke der Front gelegen, fand Albert die, welche er angstgefoltert suchte — Bertha.

Das Zimmer war hell erleuchtet, die Zerstörung hatte auch hier schon gehaust, mehrere Personen wühlten in dem Schreibtische Oldenfleths. Albert nahm aber nichts wahr als die Frau, welche mit ausgebreiteten Armen, mit blassem, leuchtendem Antlitz vor der einflügeligen Thür stand, den Eingang zu den hinteren Räumen, in denen sich ihr Liebstes barg,

mit ihrem Leben verteidigend. Vor ihr befanden sich, sie bedrohend, der Elberfelder und der Schuster Fromm. Es waren Worte hin und her geflogen, die Albert nicht mehr vernahm, Bertha hatte ihre Schlüssel zu ihrem Hab und Gut gegeben und an der Thüre, vor welche sie sich stellte, bittend verlangt:

„Laßt ab — an dieser Schwelle — ich gab euch alles — hinter mir befindet sich nichts, was Habgier reizen könnte!"

Freches Gelächter antwortete ihr.

„Unsere Habgier will sich selber überzeugen — wir wissen schon, was dahinter steckt!"

„Ich habe diese Thür verschlossen und öffne sie nicht!" hatte Bertha gerufen und flehend hinzugesetzt: „Ihr findet nur ein geängstigtes Kind — ihr seid Männer — Väter — erbarmt euch meines Kindes! Schon euer Anblick kann ihm den Tod bringen!"

„Schlagt die Thür ein!" riefen die Genossen den beiden Angreifern zu. „Ihr werdet doch mit 'nem Weibe fertig werden!"

In dem Augenblick drang Albert in das Zimmer; der dickköpfige, gedrungene Schuster, ein breites Messer in der einen und einen silbernen Kübel, der zum Kühlen des Weines diente, in der andern Hand, war der nächste, welcher Bertha bedrohte. Albert riß ihn zurück, der Kerl stieß mit dem Messer nach ihm, traf nicht, warf sich aber mit der ganzen Wucht seines schweren Körpers auf den schmächtigen Albert und stürzte mit ihm zu Boden. Albert hatte keine Waffe, packte den Kübel, der dem Schuster entfallen,

stülpte ihm denselben über den Kopf und schlug mit der Faust nach, daß der Kopf des Schusters wie festgekeilt in dem Gefäß steckte.

Schallendes Gelächter der anderen Strolche begleitete die Kapriolen des Schusters, der aufgesprungen war, blind und toll umhertaumelte und sich vergeblich bemühte, das Futteral los zu werden — noch immer hielt die Bande Albert für einen ihrer Genossen, bis der Elberfelder, dessen Aufmerksamkeit sich von Bertha auf die beiden am Boden Ringenden gewendet, den wieder aufgesprungenen Albert genauer ins Auge faßte und rief: „Das ist einer von den Halunken, die damals mit hier im Hause waren; werft ihn aus dem Fenster — der Doktor wird auch nicht mehr weit sein!“

Dabei faßte der Kerl Bertha an dem Hals und holte mit der andern, beilbewaffneten Hand zu einem Hiebe aus, welcher der Thür galt.

Albert, der wissentlich nie das Leben eines Käfers bedroht hatte, stieß in demselben Moment das Messer, welches der taumelnde Schuster von sich geworfen, dem Elberfelder in den Rücken, so daß dieser vorne über stürzte und im Fall Bertha mit sich niederriß. Die anderen, am Schreibtisch Plündernden, hatten Beutel mit Gold und Silber entdeckt und kümmerten sich nicht um das in der Tiefe des Zimmers Vorgehende. Aber dem Schuster war es gelungen, sich von dem Kübel zu befreien, er hatte das fortgeschleuderte Beil des Elberfelders ergriffen und hob den Arm, um die am Boden liegende Frau

zu treffen. Der Schlag ging vorbei, denn Albert stieß dem Schuster dessen eigenes Messer in die Brust.

In diesem Augenblick der höchsten Gefahr ertönte Trommelwirbel in der Straße, das Raubgesindel stutzte, raffte zusammen, was in seinem Bereich war, und wollte fliehen. Die Soldaten hatten das Haus bereits erreicht, und die ganze Bande — zehn Mann stark — wurde abgefangen, erst mit Kolben und Fußtritten traktirt und dann, mit ihren eigenen, zu Stricken gedrehten Kleidern gefesselt und, je einer zwischen zwei Füsilieren, abgeführt.

Ein Wachposten blieb in dem Hause zurück, selbstverständlich verließ auch Albert Bertha und ihre Tochter nicht. Er hörte nun von der nachträglich ermattenden, heldenmütigen Frau, daß sie vor einer halben Stunde etwa, bei dem ersten Lärm in der Straße, sich sofort der Gefahr bewußt gewesen, die ihrem Hause drohte. Sie brachte als erstes Guste zu ihrem seit Tagen kränkelnden Kinde in dessen Schlafstübchen — den abgelegensten Raum des Hauses, ohne dem Mädchen zu sagen, was sie befürchtete. Auch die erregten Fragen der Tochter beantwortete sie gelassen, mit der Versicherung, daß sie einige Herren empfangen müsse, und daß Trudlieschen sich durch Stimmengeräusch nicht beunruhigt fühlen solle. Dem Mädchen befahl sie, das Zimmer unter keinen Umständen zu verlassen. Dann sicherte sie, so gut sie konnte, den hinteren Eingang der Wohnung, begab sich durch den Seitenbau, in dem sich die Schlafzimmer befanden, nach vorne und schloß hier mit

der Thür von ihres Mannes Wohnzimmer die hinteren Wohnräume ab.

Der Knecht hatte den bestimmten Befehl gehabt, das Haus verschlossen zu halten und nicht zu verlassen; er erschien aber auf das Rufen und Klingeln Berthas nicht. Sie konnte annehmen, daß ihn die Neugierde auf die Straße geführt, und daß er die Hausthür nur mittels eines einfachen Schneppers verschlossen habe. Im Begriff, hinunterzugehen, um die Sicherheitskette vorzulegen, sah sie, daß die Hausthüre bereits geöffnet wurde; sie eilte in das Wohnzimmer ihres Mannes zurück und erwartete hier ihre Feinde, nicht furchtlos, aber entschlossen, mit einem stummen Schrei zwingenden Glaubens sich und ihr Kind dem Schutze des Allmächtigen befehlend, an dem sie nie durch Zweifel gesündigt hatte.

Sie brauchte nicht lange auf die Angreifer zu warten; die hoheitsvolle Ruhe Berthas imponirte einen Augenblick der Gemeinheit, Bertha versicherte, daß sie mit ihrem kranken Kinde und der Magd allein im Hause, ihr Mann seit Mittag abwesend sei, und gab unaufgefordert die Schlüssel zu ihrem Eigentum. Der größere Teil des Gesindels machte sich sofort ans Plündern, der Schuster Fromm und der Elberfelder aber verlangten von der wehrlosen Frau unter Schmähungen und Drohungen das Oeffnen der Thür, hinter welcher sie den Doktor und seine Schätze geborgen glaubten.

„Er hat sich hinter Muttern verstochen und seine Jeldsäcke mitjenommen!“ schrie der Schuster mit seiner heisern Branntweinstimme.

In jenem Moment erschien Albert, und die Scene verlief in der beschriebenen Weise bis zum Eintritt der militärischen Hilfe. Während der Offizier das Fortschaffen der Gefangenen und Toten leitete und Albert einige Ordnung in die Zerstörung brachte, ging Bertha zu ihrem Kinde.

Sie fand Trudlieschen sehr verängstigt; das Mädchen hatte genug von dem Lärm vernommen, um, vereint mit den Andeutungen und dem sinnlosen Schrecken der Magd, sich den schrecklichsten Vorstellungen hinzugeben. Als sie ihre liebe Mutter blaß und ruhig, wie sie von ihr gegangen, wieder kommen sah und die sanfte Stimme ihr beschwichtigend versicherte, die Leute wären wieder fortgegangen, sie hätte sich mit ihnen abgefunden, faltete das Mädchen die Hände und sagte:

„Wer könnte auch Deiner Engelsstimme widerstehen, Mutter!“ Dann faßte sie die Geliebte um den Hals, um sie zu küssen, und bemerkte blaurote Flecken an dem schlanken weißen Hals. „Was ist das?“ fragte das Mädchen, von neuem erschrocken.

„Nichts von Bedeutung, mein Herzenskind; es hat mich dort etwas gedrückt, ich vergaß ganz daran, es thut nicht weh.“

„Wo ist der Vater?“ fragte Trudlieschen, nur halb beruhigt.

„Herr von der Brecken ist eben gekommen und wird uns Nachricht von dem Vater bringen. Beunruhige Dich nicht, wir stehen in Gottes Hand,

er hat uns durch alle Anfechtung und Gefahr geführt und schützt auch den Vater."

Dann nahm die kluge Frau die entsetzte, aufgeregte Guste beiseite; energische Befehle brachten die Verwirrte und Haltlose bald in das gewohnte Geleise zurück, jedes „Ach!" und „O!" beim Erblicken der Zerstörung wurde durch rasche, umsichtige Anleitung bei der herzustellenden Ordnung erstickt, aber die angstvolle Sorge um den Gatten konnte keine Thätigkeit und kein Selbstberuhigungsversuch ersticken. Alberts Anerbieten, noch einmal in das Gewühl des Kampfes zurückzukehren, wies Bertha entschieden ab.

So durchwachten beide die Nacht. Erst beim Grauen des Morgens machte Albert sich auf, um Auskunft über das Schicksal des Doktors zu suchen. Es dauerte Stunden, ehe er den Vermißten fand, beim Ausräumen der Hölle im Schloßkeller, wonach die Lebenden in die Gefängnisse, die Toten, Sterbenden und Verwundeten auf Möbelwagen nach den Spitälern abgeführt wurden, entdeckte Albert endlich den leblosen Körper des dicken, großen Mannes und erhielt ihn auf sein Zeugnis ausgeliefert. In einer Droschke brachte er ihn nach Hause.

Bertha glaubte einen Toten zu empfangen, noch zeugte aber ein schwacher Puls von dem vorhandenen Leben, und die Bemühungen des Arztes weckten es zum Bewußtsein.

Die nächstfolgende Zeit mit ihrer tiefgreifenden Bedeutung ging eindruckslos an der Familie Oldenfleth vorüber. Hellmuth war ein todkranker Mann,

und die sorgende Frau hatte keinen Gedanken für die großen Fragen der Zeit. Als sich der Gatte dann langsam unter ihren segensvollen Händen zu neuem Leben aufrichtete, hatte sich draußen der Umschwung bereits vollzogen, an dessen Vorbereitung Hellmuth von Oldenfleth mitgearbeitet, nicht aus reinem, selbstlosem, sondern aus dem oppositionellen Interesse der Mißgunst. Er mischte sich fortan nicht mehr in die Politik, sondern war froh, daß ihm die Plünderung seines Hauses und der Angriff auf seine Person, welche Thatsachen durch Albert festgestellt werden konnten, zur Rechtfertigung dienten und ihn vor den Augen des Gesetzes von der Teilnehmerschaft an der Revolution freisprachen.

Der neunzehnte März sah die Revolution gebändigt und gefesselt zu den Füßen des treuen Heeres, und es wäre damit der ganze Spuk beendet gewesen. Die Aufrührer verlangten nur noch nach Gnade; in den Offizinen lagen die Gnadengesuche bereits gedruckt, da erfuhren die Rebellen zu ihrer Ueberraschung, daß man sich mit ihnen vergleichen wolle. Die furchtsame, kurzsichtige, verblendete Umgebung des Königs — zu welchem übrigens in jenen Tagen jeder, auch der Unbefugteste, Zutritt hatte, um den hohen Herrn mit den widersprechendsten Vorstellungen zu überschütten — brachte Friedrich Wilhelm IV. zu dem unglückseligen, nie genug zu beklagenden Entschluß, die treuen, siegreichen Truppen aus Berlin zu entfernen und sich, die Hauptstadt und das Schicksal des Staates allein unter den Schutz der

Bürger zu stellen. Aus dem Herzen des Königs entsprang dieser Entschluß als ein Akt idealer Hochherzigkeit, die kopflosen Ratgeber wollten damit an die Großmut der gefürchteten Gegner appelliren, die damit erst zu Macht und Kommando kamen. Der Armee war man sicher und scheute sich nicht, ihren Gehorsam auf die bitterste Probe zu stellen, indem man ihr Palladium in den Staub zog.

In Curds Charakter wirkte der neunzehnte März wie ein blütenvernichtender Frost. Treue, Gehorsam und Hingabe an den Herrscher von Gottes Gnaden waren ihm angeboren und anerzogen, mit seinem religiösen und sittlichen Bewußtsein verwachsen; sein Leben für diese höchsten Güter zu lassen, erschien ihm die einfachste, klarste, unbezweifeltste Pflicht und zwar keine harte, sondern eine erhebende. Diese Erhebung wurde durch ein Ideal bedingt, welches bis zum neunzehnten März des Jahres 1848 in Curd von Oldenfleths Herzen nie getrübt worden. Keine Heldenthat auf den Schlachtfeldern, kein Opfertod der Begeisterung reicht an die Größe des stummen Gehorsams heran, mit welchem die Armee sich am neunzehnten März ihrem Könige opferte. Die Sieger mußten die Waffen einstecken und wie die Unterliegenden den Kampfplatz räumen. Sie mußten es mitansehen, daß ihr König in Huld und Gnade den Rebellen zulächelte, für deren Unterwerfung sie Blut und Leben gelassen, sie mußten es ertragen, daß Schuld und Treue die Plätze wechselten und die Ehre vor dem Verbrechen gedemütigt wurde. Die

Armee brachte dies Opfer höchsten Gehorsams — der König befahl und sie salutirte und neigte ihre Fahnen vor den toten Rebellen wie vor gefallenen Helden. Auf Wagen und Bahren führte das Volk seine Toten am Schlosse vorbei und wies sie höhnend dem Könige, der vom Fenster herabgrüßte, huldigend, wie er die Armee gegrüßt, wenn diese das Höchste, die Anerkennung ihres Kriegsherrn, errungen. Bleich und stumm, wie die Indianer am Marterpfahl, hielten die Offiziere die ihnen auferlegte Tortur aus; der Tod wäre ihnen lieber gewesen.

Nachdem die Truppen die Stadt verlassen, hielt der König den bekannten Umzug durch die Stadt.

Curd und Heinz rückten mit den Truppen aus ohne die Oldenflethsche Familie wieder zu sehen; Albert gab beiden noch die Nachricht von den Vorgängen des Abends und dem Auffinden Hellmuths auf den Weg.

In Albert war der krankhafte Humanismus, dessen nicht zu stillende Forderungen ihn zum Pessimisten gemacht, wie schwüler Qualm vor dem Sturm verflogen. Der Umschlag, welchen Curd einst prophezeit, hatte sich in Albert vollzogen; er wurde durch den Einblick in die Bestialität der menschlichen Natur zum Tyrannen — keine Konzessionen, sondern die Knute verlangte er für die Rebellen — das schwache Nachgeben und Buhlen um die Gunst des Volks, das Ausweisen der Truppen brachte ihn zum Rasen. Er, der nur widerwillig Soldat gewesen, fühlte sich in den soldatisch höchsten Gütern, der

Ehre und dem Stolz, getroffen mit den anderen, und er weinte herzversengende Thränen, als er die ernsten, stillen Kameraden unter dem höhnenden Triumphe des Pöbels durch das Brandenburger Thor die Hauptstadt verlassen sah. Das pfauenhafte Komödienspiel der Bürgerwehr, die äffischen Albernheiten der Studenten konnten ihn nur noch ekeln; er schloß sich dagegen ab, begrub sich in sein Atelier und kam nur gegen Abend heraus, um das Oldenflethsche Haus zu besuchen und sich von Bertha Befehle auszubitten. Er nahm ihr ab, was sie durch Verpflichtungen nach außen in der Pflege behinderte, führte Trudlieschen, die fortwährend kränkelte, spazieren und entwickelte sich zu einem praktischen Kommissionär für Bertha.

Die Truppen kantonirten den ganzen Sommer in Dörfern und Flecken, und es konnte nicht ausbleiben, daß die strenge Disziplin sich bei diesem Bivouacleben etwas lockerte.

Curd war noch immer Fähnrich, er lag mit einer Schwadron seines Regiments im Havelland. Der Dienst war nicht anstrengend, aber langweilig, die Stimmung gedrückt, Wohnungen und Verpflegung oft schlecht. Man wußte nicht, was werden, wie lange der Zustand dauern sollte.

In einem Bauernhause war Curd und zugleich der Wachtmeister der Schwadron untergebracht. Gegen diesen, der sich den veränderten Umständen nicht gewachsen zeigte, machten sich Demonstrationen der Truppe bemerkbar. Dem ältern Manne waren

die vermehrten Dienstgeschäfte mit ihren vielen Neuerungen über den Kopf gewachsen, seine Maßnahmen bestanden in Ordres, Contreordres und Desordres, so daß ihm bereits der Befehl geworden, keinen Appell abzuhalten ohne die Anwesenheit eines Offiziers. Bei dem letzten Appell war in der Mannschaft ostensibel gehustet worden, ohne daß der Wachtmeister gegen die Kinderei einschritt. Der Offizier machte den Wachtmeister für solche Störung verantwortlich. Am nächsten Morgen meldete sich der Wachtmeister krank, offenbar aus Furcht vor Wiederholungen des Hustenanfalls. Sein Dienst ging auf den dem Range nach ältesten Unteroffizier, den Porteépéefähnrich von Oldenfleth, über. Der Lieutenant du jour hatte plötzlich Regimentsdienst bekommen, und somit mußte Curd den Appell allein abhalten. Als er das Kommando „Stillgestanden!" abgab, stellte sich das Husten von gestern wieder ein. Curd, welcher nach dem rechten Flügel zur Prüfung der Richtung gegangen, war mit drei Sätzen vor der Front der Schwadron, er hatte den Pallasch aus der Scheide gerissen, seine Augen funkelten, jede Muskel war stahlgespannt, Machtbewußtsein und Zorn glühten aus dem Antlitz, eiserner Wille schmetterte aus der Stimme, als er den Leuten zurief:

„Wer noch ein einzigesmal hustet, den stoße ich nieder!"

Tiefe Stille — selbst die Atemzüge wurden bewacht — jeder wußte, daß die That dem Worte folgen würde — beim ersten Laut der Widersetzlichkeit.

Nach dem Appell meldete Curd den Vorfall dem Rittmeister. Der untüchtige Wachtmeister wurde beseitigt und die Mannschaft durch Fußexerzieren und Waffenübung in so scharfen Dienst genommen, daß ihnen die Lust zu ähnlichen Schwänken verging.

Unter den Offizieren war der intelligente, diensteifrige Fähnrich, der stets, auch wenn die Vorgesetzten ihm kameradschaftlich begegneten, in taktvoller Zurückhaltung die militärische Distanz wahrte, sehr beliebt; um so auffallender blieb es, daß sein Rittmeister, ein Baron von K., dem hübschen, aufgeweckten und befähigten Porteépéefähnrich kein Wohlwollen entgegenbrachte. „Er ist auf den großen Herrn krank — hat die Weisheit mit Löffeln gefressen, heuchelt nur Bescheidenheit, aus seinen Augen spricht stets der Dünkel des Besserwissenwollens," mit diesen und ähnlichen Einwürfen wies der Rittmeister die Lobsprüche der Offiziere betreffs des Fähnrichs ab, und die Sorgfalt, mit welcher der in Frage Stehende selbst im Bivouac seine Toilette behandelte und elegante Gewohnheiten in die Bauernstube übertrug, bespöttelte der aus der Linie in das Regiment der Gardeküirassiere versetzte Rittmeister als Patentschusterei, angenommene kleine Manieren beim Dienst als albernen „Gardetic". Da der „feine" Fähnrich sich aber im Dienste nie etwas zu schulden kommen ließ, so konnte ihm der übelwollende Vorgesetzte nichts Ernstliches anhaben.

Selbst beim Kommandeur war der Porteépéefähnrich von Oldenfleth sehr gut angeschrieben, wie

der Rittmeister von K. zu seinem Aerger erfuhr. Beim Exerzieren gab der Fähnrich die Kommandos in einer Betonung, die dem Schwadronschef mißfiel.

„Ihre Kommandos behagen mir nicht, es steckt die gewisse Gardemanier darin, die ich an Ihnen öfter zu tadeln habe. Ich wünsche, daß Sie in Aussprache und Manier ganz genau meine Kommandos zum Muster nehmen.“

Nun hatte Herr von K. die Angewohnheit, ehe er zu sprechen begann, die Luft mit einem Gaumendruck durch die Nase zu stoßen, besaß ein sehr auffallendes Organ und drückte in seinen Kommandos ebenfalls eine bestimmte Eigenart aus.

Der Fähnrich empfing Tadel und Musterkommando mit ernster Aufmerksamkeit, indem er dem Rittmeister zu dessen Unbehagen fest und unverrückt in das Gesicht blickte. Dann wiederholte er die Kommandos in der Manier des Vorgesetzten, exakt wie das Echo, mit dem nasalen Stoß, dem hohen Einsatz und dem weichen G.

„Je — rade — aus!“

Eine mustergiltige Kopie. Es lächelten nicht nur die Offiziere dazu, die das Nachahmungstalent Curds kannten, auch die Mannschaft schmunzelte verstohlen, und Herr von K. that in der Erregung eine sehr unlogische Aeußerung.

„Was soll das heißen? Was fällt Ihnen ein? Sie können doch nicht verlangen, daß ich hier sacksiedegrob gegen Sie werde?“

Der Fähnrich verlangte das durchaus nicht, er

schwieg, und sein Blick drückte wie vorhin ernste Spannung aus.

Herr von K. klagte darauf den Fähnrich der Verhöhnung seines Vorgesetzten an.

Der Kommandeur forderte Bericht und erfuhr darin auch die letzte Bemerkung des Rittmeisters von K.

„Wie können Sie sich unterstehen, mit Grobheit zu drohen?" war das erste, welches dem mißlaunigen Kommandeur entfuhr. „Sie sollen nicht grob werden, Sie dürfen nicht grob werden! Das bitte ich mir sehr aus!" Dann nach genauer Prüfung gab der hohe Vorgesetzte zu Gunsten des Angeklagten sein Urteil. „Der Porteépéefähnrich ist Ihrem Befehl auf das pünktlichste nachgekommen; erwägen Sie Ihre Worte besser, damit Sie sich keiner Lächerlichkeit schuldig machen."

Die Niederlage war schwer zu überwinden, und Herr von K. suchte Gelegenheit zur Vergeltung. Bei einem nicht dienstlichen Zusammensein mit dem Kommandeur tadelte er den mißliebigen Fähnrich und sprach ihm, als einem oberflächlichen, eitlen Charakter, echte Tüchtigkeit ab.

Gut gelaunt, gab der Kommandeur seinen Fähnrich einer beliebigen Prüfung preis, nach dem biblischen Vorbilde im Buche Hiob.

Herr von K. machte einen sehr ausgiebigen Gebrauch von dieser Erlaubnis.

Bei Gelegenheit eines Schwadronexerzierens ließ er plötzlich alle Offiziere austreten und übergab das

Kommando dem Fähnrich und dazu eine raffinirt erdachte Aufgabe voll Schwierigkeiten.

Es muß vorausgeschickt werden, daß Curd den berüchtigtsten Gaul als Dienstpferd besaß, der Rittmeister hatte ihn ausgesucht und dazu höhnisch gesagt:

„Sie sollen ja ein so berühmter Stallmeister sein, zeigen Sie, was Sie können.“

Rustan genoß keine frohen Stunden unter seinem jungen Herrn, aber seinen Meister fand er an ihm, zum Staunen aller Reitkundigen und zum stummen Aerger des Rittmeisters. Auch an diesem Tage ritt Curd den böswilligen Rustan.

Der Fähnrich exerzierte vor seinem hohen Auditorium, als ob er zum Befehlshaber geboren sei. Seine Kommandos schlugen ein wie das Wetter und zündeten wie der Blitz.

„Wo hat der Junge das nur her?“ fragte bewundernd der älteste Offizier leise den Nachbar während der Vorstellung.

„Offener Kopf und kolossale Begabung,“ lobte ein anderer.

Herr von K. suchte vergeblich einen Fehler zu entdecken; endlich rief er:

„Vorwärts — rascher — vorwärts!“ als er bemerkte, daß Curd das schwierige Pferd kurz hielt.

Nun riß der Fähnrich den alten Schwadröner zusammen, schlug ihm die Sporen in den Leib und forderte heraus, was der Gaul an Kraft im Leibe hatte, ohne Rücksicht auf das „königliche Material“.

Einem Wirbelwind gleich umraste er die Schwadron in der Carrière, jetzt auf dem linken, in der nächsten Sekunde auf dem rechten Flügel, an dem Stabe vorbei, daß die dicken Lehmklumpen dem Rittmeister an den Kopf flogen; seine Gestalt schien sich zu vervierfachen. Die Haltung blieb ruhig und fest, obwohl Hand, Sporn und Schenkel dem alten, dicken Schwadröner zusetzten, als ob sie den letzten Atemzug und den letzten Blutstropfen herausdrücken wollten. So hatte nie ein Schwadronschef, am wenigsten Herr von K., bei solcher Gelegenheit geritten.

Der Rittmeister winkte, und der Fähnrich jagte in der Carrière herbei; Rustan, blind und toll vor Schmerz und Aufregung, schoß wie die Kugel aus dem Kanonenrohr auf den Rittmeister zu.

„Um Gottes willen, der Mensch ist wahnsinnig geworden, er reitet uns in den Boden!" rief Herr von K., entsetzt ausweichend. Kurz vor dem Schwadronschef parirte der Fähnrich, den Degen fest auf den Schenkel aufgesetzt. Rustan stand zitternd, keuchend, schäumend, die blutunterlaufenen Augen aus dem Kopf gedrängt und den Dampf ruckweise, einer Lokomotive gleich, ausstoßend. Fest und grell, mit demselben Ernst und derselben beherrschten Kraft wie bei dem Empfang des bedrohlichen Auftrags starrte der Fähnrich dem Rittmeister ins Gesicht.

„Es ist gut — ich danke Ihnen," sagte dieser, und der Fähnrich warf das Pferd herum, so daß dem Rittmeister wieder ein Lehmkloß an den Kopf flog, und sauste zurück vor seine Schwadron, welche er heim-

führte. Sie war noch niemals so herumgeworfen, mit solch elektrischer Gewalt fortgerissen worden.

Anstatt einer Niederlage hatte der Rittmeister mit — seiner eigentlich unerlaubten — Forderung dem Fähnrich einen glänzenden Triumph bereitet.

Herr von K. ergab sich aber noch nicht; am nächsten Tage ließ er die Schwadron zu Fuß exerzieren und wiederholte das Experiment. Der Fähnrich übernahm ohne Zaudern und Verlegenheit das Kommando wie am Tage zuvor und exerzierte die Schwadron, nicht nur wie der gewandteste und geübteste Eskadronschef, sondern auch mit dem Aplomb und der Eleganz des Gardisten.

Der Premierlieutenant wiederholte immer wieder:

„Wenn ich nur wüßte, wo er's her hat; es fällt doch bekanntlich kein Meister vom Himmel?"

„Aber Pallas Athene sprang fix und fertig aus dem Haupt des Jupiter," antwortete, erzwungen scherzend, Herr von K., welcher der allgemeinen Bewunderung gegenüber mit seiner Anerkennung nicht zurückhalten konnte, „in diesem Falle vertrete ich nämlich den Jupiter, von mir allein stammt, was er weiß und kann."

Curd befand sich in der Nähe, als der Rittmeister also sprach; der Fähnrich lächelte vor sich hin, Herr von K. sah es und nahm unvorsichtigerweise Notiz davon, indem er ihn fragte:

„Von wem wollen Sie es denn sonst haben, etwa durch göttliche Eingebung?"

„Mein Lehrmeister war der alte Wachtmeister in

der Schwadron meines Vaters," antwortete Curd auf diese Herausforderung, „außerdem — Schwadronexerzieren ist leichter als Zugführen."

Herr von K. stieß mehrmals hintereinander die Luft durch die Nase, äußerte aber nichts mehr über diese Angelegenheit.

Offiziell erfuhr der Kommandeur kein Wort von der eigentümlichen Prüfung des Fähnrich von Oldenfleth; unter der Hand wurde ihm der Vorfall natürlich in allen Details bekannt, und privatim verwies er dem Rittmeister von K. ein so gewagtes Experiment; den Fähnrich von Oldenfleth aber schlug der Kommandeur „infolge besonderer Qualifikation und in Anbetracht der Schwierigkeit, unter den obwaltenden Verhältnissen ein Examen zu absolviren", zum Offizier vor ohne Examen. Der Bericht ging zur Begutachtung weiter.

Fünfzehntes Kapitel.

Nach Berlin zurück.

In der Hauptstadt blühte die Narrheit, überlebte sich und welkte ab. Der Umzug des Königs durch die Stadt mit der deutschen Trikolore, welche die Demokraten zu ihrer Fahne gemacht, seine Nachgiebigkeit für die Wünsche des Volks, sein Verkehr mit der Revolution hatten in der Partei des Umsturzes ein Machtbewußtsein großgezogen, dem die wunderlichsten Erscheinungen entsproßten; die Bürgerwehr war eine der lächerlichsten. Man spielte Soldat, zog auf Wache und ahmte nach, was man zu verachten vorgegeben. Die Disziplin fehlte, jeder fühlte sich zum Befehlen, keiner zum Gehorchen berufen, der Erwerb ruhte, das kindisch eitle Spiel wurde teuer und trug Streit und Schulden in Masse ein.

Unter dieser Volksregierung und ihrem tragikomischen Gaukelspiel hielt es der König bis zum November des Jahres 1848 aus; dann machte ein Wort von ihm der Komödie ein Ende. Schon im August hatte er Sanssouci mit Berlin vertauscht. Von hier aus erließ er den Befehl zur Rückkehr der

Truppen. Zugleich löste er die Nationalversammlung auf, entließ das liberale Ministerium, ernannte den schlichten, treufesten Grafen Brandenburg zum Ministerpräsidenten und den General Wrangel, der bisher das zweite Armeecorps (Stettin) kommandirt und den Feldzug in Schleswig 1848 geführt hatte, zum Oberkommandirenden in den Marken. Wie alle größeren Orte hatte die pommersche Hauptstadt ihre Unruhe, ihren Freiheitstaumel und ihre Demokraten gehabt, die Wrangel alle miteinander unter dem Knauf seines Schwertes gehalten hatte. Bei seiner Abreise aus der Stadt wurde ihm gedroht, er solle es nicht wagen, in Berlin einzurücken; riskire er dies dennoch, so würde man sofort seine Frau in Stettin aufhängen. Die Generalin blieb trotz dieser Drohung ruhig in ihrer Behausung in Stettin, und der General reiste unbeirrt ab. Als er einige Tage später das Brandenburger Thor an der Spitze seiner Truppen passirte, wandte er sich zu seinem Adjutanten zurück und fragte spöttisch und gelassen:

„Ob sie ihr jetzt wohl hängen?“

Eine Reaktion hatte sich im Volke bereits stark bemerkbar gemacht, und es wurde der Einmarsch der Truppen als Rückkehr zu Ordnung und Ruhe mit heimlicher Genugthuung von vielen begrüßt, mit lautem Jubel bereits von anderen. Die Vertreter der Demokratie steiften sich aber in gekränkter Volkswürde gegen den Einmarsch und verweigerten die Auflösung der siechen Bürgerwehr. Die Nationalversammlung hatte sich gerade damals als Contrealt

in Permanenz erklärt, nachdem der König sie in Brandenburg, wohin sie verlegt gewesen, aufgelöst. Beim Einmarsch der Truppen hatte sie das Schauspielhaus inne und tagte unter dem Schutz der Bürgerwehr.

Als Wrangel den Gendarmenmarkt erreichte, trat ihm der Bürgerwehrgeneral, Buchhändler Rimpler, ausgestattet mit Federbusch und Binde, „verletztem Bürgerstolz und gekränkter Volksehre", an der Spitze seiner freien Truppe entgegen und erklärte pathetisch, daß die Bürgerwehr passiven Widerstand leisten und nur der Gewalt weichen würde. Der passive Widerstand war damals eine moderne, kleidsame Erfindung.

„Schön!" antwortete Wrangel, erteilte einen Befehl, das Trompetensignal gab ihn weiter, und im selben Augenblick ertönte aus sämtlichen Straßenmündungen Trommelwirbel. Die Kavallerie rückte von vier Seiten vor, die Bürgerwehr war eingeschlossen.

„Die Gewalt ist da — weichen Sie!" sagte Wrangel, zwei Finger erhebend, in boshaftem Ernst.

Nun erbat sich der Bürgerwehrgeneral „Platz zum Abmarschiren".

„Das ist vorbei," antwortete Wrangel, „Platz hätten Sie eher haben können, jetzt wird einzeln abmarschirt, aber rasch."

Der Bürgerwehrgeneral hatte ausgespielt, unter dem Parademarsch der Truppen löste sich die Bürgerwehr in ihre zum Teil sehr komischen Figuren auf, die einzeln an den Truppen vorbeigingen oder liefen und sich nie wieder zu einer Korporation sammelten.

In Berlin wurde der Belagerungszustand erklärt, alle Waffen mußten ausgeliefert werden, Feldwachen wurden ausgestellt, um die Aus- und Eingänge zur Stadt zu beobachten und alles Verdächtige zu untersuchen.

Der Fähnrich von Oldenfleth kommandirte eine Feldwache von zwanzig Mann zwischen Arnsfelde und Blumberg, um das Königsthor zu sichern.

Vor Tagesgrauen erschien ein Zug von vierzig bis fünfzig Wagen, angeblich Milchhändler, welche die Bewohner der Königsstadt mit der Frühstücksmilch und Sahne, Butter und Eiern zu versorgen hatten. Da Curd mit zwanzig Mann gegenüber einer so starken Kolonne seine Instruktion, „jeglichen Gegenstand und jegliche Person genau zu untersuchen", nicht ausführen konnte, so befahl er Kehrt und schickte die ganze Wagenreihe zurück, woher sie gekommen.

Entsetzen in der Königsstadt! Das Frühstück fiel aus, es entstand sofort das Gerücht, Berlin solle ausgehungert werden, eine Deputation erschien vor dem kommandirenden General im königlichen Schloß. Die Sache wurde untersucht. Der Fähnrich hatte seine Meldung dem Regiment gemacht, seine Maßnahmen waren vom Regiment für gut befunden worden, da lief eine Anfrage vom Oberkommando auf die Beschwerde der Bürger hin ein. Wrangel erfuhr den Sachverhalt und erließ zur Beruhigung der Königsstadt einen dienstlichen Verweis für den energischen Fähnrich. Die Schwadron, welcher

dieser angehörte, lag in Arnsfelde, der Kommandeur und der Stab anderthalb Meilen davon in Weißensee. Der Fähnrich wurde in das Stabsquartier befohlen. Er begab sich zu Pferde dahin, der Kommandeur empfing ihn in seiner Wohnung.

„Ich habe von dem Oberkommando den Befehl, Ihnen wegen des Zurückschickens der Milchwagen einen dienstlichen Verweis zu erteilen," begann der als streng gefürchtete Vorgesetzte in voller militärischer Form, „ich erteile Ihnen hiemit diesen dienstlichen Verweis." Der Fähnrich stand aufgerichtet und nahm in ebenso strammer Haltung den Verweis hin, als er gegeben wurde; plötzlich schlug die Stimme des Kommandeurs um, die Haltung ebenfalls, freundlich, beinahe zärtlich klopfte er dem jungen Fähnrich auf die Schulter und sagte: „Wollen Sie nicht mein Gast sein, lieber Oldenfleth? Ich habe hier in dem gastlichen Hause die Verfügung über einen vorzüglichen Weinkeller; nach dem langen Ritt werden Sie ermüdet sein, bitte, machen Sie es sich bequem, mein Schlafzimmer steht zu Ihrer Verfügung. Was sich an Genüssen auftreiben läßt, soll Ihnen nicht vorenthalten sein."

Bei dem Verhör war es unerörtert geblieben, ob es nicht dem Fähnrich von Oldenfleth ein besonderes Vergnügen gewesen und er die Gelegenheit benützt habe, der ihm verhaßten Demokratenpartei in Berlin einen Possen zu spielen und sie einen Morgen schmachten zu lassen.

Trotz des dienstlichen Verweises unterstützte die

Begebenheit am Königsthor den Vorschlag des Kommandeurs, Curd von Oldenfleth ohne Examen zum Offizier zu befördern. Er wurde bald darauf in Anbetracht seiner überall bewiesenen Tüchtigkeit und praktischen Kenntnisse in das zweite Kürassierregiment als Secondelieutenant einrangirt. Das Regiment lag in Pasewalk an der mecklenburgischen Grenze und führte den Beinamen „Königin-Kürassiere“. Die Königin Luise war einst der Chef dieses Regiments gewesen und später ging die Auszeichnung auf die Königin Elisabeth über.

Curd hatte die Pflicht, sich sofort in der Uniform des Regiments bei seinem hohen Chef zu melden. Der königliche Hof residirte in Charlottenburg, und er begab sich im Paradeanzug, weißen Koller, Helm, Schärpe und Cartouche, dorthin. Der Kammerdiener führte ihn durch das Vorzimmer. In dem ersten Apartement traf er Bekannte; es waren Sibylle von Masseigneux und ihr Onkel, der Gesandte Griechenlands. Die junge Dame hatte eine Abschiedsaudienz bei der Königin gehabt und war von dem Onkel statt von der Tante begleitet worden. Die Gesandtin hatte sich durch Unwohlsein verhindert erklärt.

Beim Eintritt in das geräumige Zimmer erblickte Curd Onkel und Nichte im Gespräch mit dem Oberhofmeister der Königin.

Sibylle hatte ihm den Rücken gekehrt; sie stand in Hut und Mantille passiv neben dem lebhaft gestikulirenden Onkel und machte bei dem Geräusch der Schritte auf dem Parket eine nachlässige halbe

Wendung. Curd bemerkte, daß sie blaß und ermüdet aussah, daß aber ein Freudenschimmer ihr Antlitz überflog, als sie ihn erkannte.

Er hatte sich im Hintergrund des Zimmers vor ihr verbeugt und war dort diskret stehen geblieben; sie kam jedoch lebhaft auf ihn zu und reichte ihm beide Hände.

„Welche Gunst des Schicksals, Sie hier zu treffen, Herr von Oldenfleth. Wir sind im Begriff, Berlin zu verlassen.“

„Hoffentlich nur für kurze Zeit?“ fragte Curd, indem er den Glacehandschuh mit seinen Lippen berührte.

„Ich — weiß — nicht,“ antwortete sie und schlug die Augen vor seinem strahlenden Blick nieder.

Es fiel ihm eine Veränderung an ihr auf, er konnte sich aber nicht darüber klar werden, der Moment ging schnell vorüber, der Onkel hatte sich von dem Oberhofmeister verabschiedet und trat rasch an das Paar heran.

„Deinen Arm, Sibylle!“ forderte Herr von Carabji herrisch; sie gehorchte und ließ sich einen Schritt von ihm zurückziehen. Dann wechselte der Gesandte ein paar Worte mit Curd, während deren Sibylle teilnahmslos dabei stand. Sie hatte Curd seit dem Frühjahr des vorigen Jahres nicht wieder gesehen, kannte die Uniform an ihm noch nicht, auch als Fähnrich hatte sie ihn nicht gesehen und schien kein Auge für die Veränderung zu haben, seinen stolz fragenden Blick nicht zu verstehen.

Er begleitete das Paar bis an die Thür, der Kammerdiener erschien mit dem Mantel Sibyllens. Curd wollte denselben nehmen, da griff Herr von Caradji dazwischen, faßte den Mantel und legte ihn um die Schultern Sibyllens.

„Schließe ihn fest am Halse und sprich nicht mehr," sagte er befehlend. „Hier ist Dein Schleier," — er zog einen Spitzenstreifen aus der Brusttasche und drängte: „schnell, beeile Dich, wir haben keine Zeit!"

Fügsam und still, wie Curd sie nie gesehen, kam Sibylle den Befehlen des Onkels nach, der ihren Arm wieder ergriff und sie schnell fortführte.

Curd empfing kaum noch einen Blick zum Abschied und blieb wie im Traum stehen, bis er das Paar durch die entgegengesetzte Thür hatte verschwinden sehen.

„Ihre Majestät befehlen," sagte der Oberhofmeister, sich ihm nähernd.

„Ist Fräulein von Masseigneux krank?" konnte Curd nicht umhin, noch schnell zu fragen, ehe sich ihm die Thüre zur Königin erschloß.

Ein Achselzucken antwortete ihm.

Der Empfangssalon hatte sich geöffnet, den Helm in der Hand nahte sich der Offizier seinem hohen Chef.

Königin Elisabeth befand sich in der Mitte des Salons, einige Schritte hinter ihr die Dame vom Dienst. In ihrer dunklen Seidenrobe, einer leicht gefütterten Mantille und einer haubenartigen Coiffüre

erschien die Königin unendlich einfach; es war dasselbe stille, ernste Antlitz und waren dieselben machtvollen, fernhaltenden Augen, welche die glänzende Courtoilette wie die beinahe bürgerlich einfache der Persönlichkeit unterordneten.

Curds tiefe Verneigung an der Thür beantwortete die Königin mit einer Handbewegung, die zum Näherkommen aufforderte. Er trat einige Schritte vor und verneigte sich zum zweitenmale, richtete sich dann hoch auf und machte seine militärische Meldung wie folgt:

„Ich melde mich unterthänigst, zum Secondelieutenant im Kürassierregiment Königin ernannt.“

Die Königin erhob grüßend die Hand und neigte das Haupt.

„Ich danke Ihnen. Sie waren Page — kamen Sie als Offizier aus dem Corps?“

„Nein, Eure Majestät, ich wurde als Fähnrich im März des vorigen Jahres den Gardekürassieren zugetheilt.“

„Im März,“ wiederholte die Königin mit hellem, weitem Blick. „Sie sind Mecklenburger; welches der beiden Großherzogtümer ist Ihre Heimat?“

„Die Heimat der Königin Luise ist auch die meine, Eure Majestät.“

„Es hat sich seitdem viel verändert, auch in Mecklenburg-Strelitz,“ sagte die Königin ruhig, den großen, dunklen, umfassenden Blick auf dem jungen Offizier ruhen lassend. „Ihren Wünschen wird es entsprechen, der Heimat näher gerückt zu sein.“

Es lag eine Frage in den Worten.

„Ich bin preußischer Offizier," antwortete Curd von Oldenfleth fest und schnell, „wo mich mein Kriegsherr hinschickt, da finde ich meine Heimat."

Die Königin schwieg eine kleine Weile, ihr Ausdruck hatte sich nicht verändert, der Blick kalten Staunens blieb sich gleich.

„Es ist ein schönes Regiment, dem Sie einverleibt worden sind," begann sie, ihren Gedanken folgend, „es hat herrliche Traditionen."

Der junge Offizier erhob seinen Helm, zeigte der Königin das darauf verzeichnete Datum: „Hohenfriedberg" und sagte dazu:

„An diesem Tage eroberten die Ansbach-Bayreuth-Dragoner vierundsechzig Fahnen und Standarten."

Das zweite Kürassierregiment war aus den genannten Dragonern hervorgegangen.

Die Hofdame hatte sich während der Unterhaltung im Hintergrunde gehalten. Jetzt winkte ihr die Königin.

„Kannten Sie dies Abzeichen meines Regiments?" fragte sie ihre Dame, eine Ostpreußin, die erst kürzlich zur Hofdame ernannt worden.

„Nein, Eure Majestät," antwortete das junge, hübsche Mädchen und betrachtete den Helm voller Interesse.

Eine Seitenthür öffnete sich, und die laute Stimme des Königs rief in das Zimmer hinein:

„Störe ich Dich, Elise?"

Bei dem ersten Laut der Stimme verwandelte

sich das Antlitz der Königin; ein weicher, rührender Ausdruck trat zu Tage, und ihre Stimme harmonirte damit, als sie sagte:

„Durchaus nicht, lieber Fritz; bitte, tritt näher, ich möchte Dir den jüngsten Offizier meines Regiments vorstellen.“

Genau wie Curd den König vor einem Jahr im Berliner Schloß gesehen, als er die Pagentracht anprobiren mußte: in dem alten offenen Uniformsrock, eine Weste darunter, die dünnen Haare unordentlich umherstehend, die Augen zusammengekniffen und ein Taschentuch in der Hand, so trat der König in das Zimmer.

„Das ist ja der kleine Oldenfleth!“ rief er heiter. „Freue mich, Sie in dem Regiment der Königin zu begrüßen. Eigentlich glaubte ich aber ganz jemand anderes hier zu treffen. War Deine Protegée, die schöne Sibylle, nicht eben hier? Gerlach sagte mir, daß sie uns verließe, und da wollte ich ihr mein Lebewohl selber sagen.“

„Sie war hier,“ antwortete Königin Elisabeth plötzlich wieder ernst, „ich habe sie entlassen.“

„Du hast nicht wohl daran gethan, Liebchen. Konntest Du sie nicht fesseln? Sie war ein Schmuck unseres Hofes. Wo geht denn das Mädchen hin — der Gesandte bleibt ja doch hier?“

„Er will sie Bekannten oder Verwandten anvertrauen, Berlin ist ihr nicht zuträglich gewesen,“ antwortete die Königin streng.

Curd interessirte jedes Wort des Gespräches.

In dem Sonnenlicht fiel es Curd auf, daß der König sehr gealtert hatte; wie Spinnweben lag es auf den freundlichen Zügen, das Haar, das Auge und das Lächeln waren erblichen. Die Heiterkeit spielte über sein Antlitz hin, anstatt wie ehedem daraus hervorzubrechen. Auch die Haltung hatte an Elastizität eingebüßt. Das Ganze trug den Stempel geistiger und körperlicher schwerer Ermüdung.

Friedrich Wilhelm wandte sich zu dem jungen Offizier.

„Wo sah ich Sie doch zuletzt?“ fragte er sinnend und die Hand über die Augen legend.

„Ich hatte im vorigen Jahre kurz nach den Hoffestlichkeiten die Ehre, mich Eurer Majestät in der neuen Pagentracht zu präsentiren.“

„Richtig, richtig!“ rief der König in bitterem Scherz. „Uns beschäftigte die Form noch, als der Inhalt bereits in Frage stand!“ Eine heiße Röte zog über das bartlose, blasse Gesicht des Königs. Er riß ein paar Knöpfe der Weste auf. „Warum hast Du es so heiß hier, Elise? Ich habe doch ein für allemal befohlen —“

Die Königin legte die Hand sanft beruhigend auf den Arm des Gemahls und zog ihn aus dem Sonnenstreifen, in den er getreten.

„Es sind nur die vorgeschriebenen fünfzehn Grad hier bei mir, lieber Fritz. Die Sonne täuscht Dich, sie blendet aber mehr, als sie wärmt.“

„Das soll sie nicht!“ rief der König heftig.

Die Hofdame und der Offizier blickten ihn

betroffen an. Liebreich und sanft redete die Königin weiter:

„Freilich ist ihre Bestimmung, Wärme auszustrahlen und Leben zu erzeugen; aber wo Leben und Wärme herrscht, da bleibt der Glanz nicht aus, der allzu helle blendet.“

„Ich kenne eine Sonne, die nie blendet und nur wärmt,“ scherzte der König wehmütig und weich; dann streifte sein müdes Auge über die Hofdame hin, und er sagte lächelnd zu dem reizenden Mädchen: „Die Rosen gedeihen in den Sonnenstrahlen; unser Röschen von der Ostsee blüht täglich schöner auf.“

Die junge Dame errötete.

Der König erinnerte sich wieder Curds, der regungslos seitwärts von dem hohen Paare stand.

„Elise, ich fürchte, daß ich Dir demnächst diesen Lieutenant streitig machen werde; ich beabsichtige, ihn bei der nächsten Vakanz in das Gardekürassierregiment zurückzunehmen. Ist das der Degen Ihres Vaters?“ fragte er abspringend.

„Zu Befehl, Eure Majestät. Der Degen ist ein Geschenk Ihrer Majestät der hochseligen Königin Luise.“

„Zeigen Sie ihn mir doch.“

Curd hängte den Degen aus und überreichte ihn dem Könige. Dieser entblößte die Klinge und las die Inschrift laut:

„Ziehe mich nie ohne Grund, stecke mich nie ohne Ehren wieder ein.“

„Etwas Schöneres und Beherzigenswerteres wüßte

ich Ihnen nicht zu sagen, mögen Sie der Worte stets eingedenk sein."

Mit diesen Worten gab der König den Degen zurück; die Königin fügte huldvoll hinzu: „Sie werden meines Regimentes Ehre und des Königs Gnade zu wahren wissen."

Curd war entlassen.

Heinz von Utwende und Curd hatten im Laufe des Sommers öfter Nachricht aus dem Oldenflethschen Hause in Berlin erhalten und auch erfahren, daß nach langem Siechtum Hellmuth sich so weit erholt habe, um mit den Seinen für den Winter ein milderes Klima aufzusuchen. Den Ausschlag zu diesem Entschluß gab der Zustand Trudlieschens, deren Nervensystem eine nachhaltige Erschütterung erlitten. Der Sturm hatte das Mädchen gerade in der zarten Entwicklung zur Jungfrau betroffen und eine rauhe Störung hervorgerufen. Aerztlicherseits wurde sogleich im Frühjahr ein lokaler Wechsel für sie verlangt. Albert vermittelte eine Einladung nach Carntzin, aber Mutter und Tochter konnten sich nicht zu einer Trennung entschließen, und Trudlieschen fand auch eine Herzensbefriedigung darin, ihren Vater zu pflegen. So wurde denn der Zeitpunkt verschoben, bis Hellmuth, dessen Lunge durch einen zu spät erkannten Rippenbruch schwer gelitten, reisefähig geworden. Die Familie wollte vorläufig nach Meran, später tiefer nach dem Süden gehen. Diese Nachrichten wurden den beiden Freunden Heinz und Curd durch Albert überbracht; bei ihrer Rückkehr nach

Berlin fanden sie das gastliche Haus in der Dorotheenstraße bereits geschlossen.

Alberts Wesen hatte einen Umschlag erlitten; schweigsam war er zwar noch immer, aber die Miene trüber und matter Resignation hatte er abgelegt. Mit seinem krankhaften Humanismus war er einst dem Fatum erlegen, nachdem er zuvor mit der Vorsehung, die ihm seine „Warums“ nicht beantwortete, gebrochen. Nächst der göttlichen Gerechtigkeit, die sich seinen Angriffen entzog, machte Albert die stellvertretende Vorsehung auf Erden für den Jammer auf derselben verantwortlich und mußte hiebei mit der aus weniger reinen Motiven hervorgehenden demokratischen Bewegung sympathisiren, obgleich ihm ihre politischen und sozialen Gestaltungen fremd waren. Von der Erhebung eines ganzen Volkes erwartete er ideale Resultate, entdeckte aber statt dessen in dem Objekt seines Mitleids zugleich die Quelle ihres Verderbens, die er bislang außerhalb gesucht; er sah in der Menschheit plötzlich eine gemeine Kreatur, die ihm keiner sittlichen Erhebung fähig schien, die nur Befriedigung wilder Begierden suchte. Auf einem Umweg gelangte er zu dem radikalsten Remedium, der Gewalt, zurück; er ging sogar darüber hinaus bis in das Gebiet der Orthodoxie und erklärte die Menschheit für eine verdorbene Kreatur, in die der Teufel einen Samen gelegt, den die irdische, schwerttragende Gerechtigkeit am Aufgehen zu verhindern oder, wenn bereits entwickelt, mit Stumpf und Stiel zu vertilgen habe.

Vorläufig that ihm die innere Reaktion wohl; sie hatte ihn in das Leben zurückgerissen, aus dem ihn sein Pessimismus gedrängt. Um sich dauernd mit einem Resultat zufrieden zu geben, dazu war er bereits viel zu sehr in die philosophische Grübelei geraten. Wer einmal in die Kette der Folgerungen gegriffen, der ist dem „letzten Grund" verfallen, den er nie ergründet, denn nach allen mühseligen Schlüssen fehlt der Philosophie der befriedigende Endschluß. Der Gläubige nimmt das Unerklärliche gleich in der ersten Erscheinung zufrieden aus der Hand Gottes, den zu begreifen er sich nicht vermißt. Der Philosoph wird rückschließend gegen die Annahme des Unerklärlichen sich wehren bis auf die letzte Erscheinung, die er stehen lassen, vor der er die Waffen strecken muß. Widerwillig und unzufrieden kommt er endlich dahin, wovon der andere ausging, daß es nämlich etwas gibt, welches als Grundursache alles Vorhandenen sich der menschlichen Forschung entzieht.

Da das angebliche Ziel von den Philosophen nicht erreicht wird, so muß trotz der Erhebung, die jedes Forschen dem Denker zeitweilig bietet, seine Wissenschaft die traurigste und unfruchtbarste bleiben und als günstigstes Resultat zur Resignation führen.

Albert erklärte den Freunden, daß ihm der Aufenthalt in Berlin unerträglich gewesen wäre, wenn er nicht lebhafte Anregung zu künstlerischem Schaffen gefunden. Er hatte mehrere größere Kompositionen, deren Motive den Märztagen entnommen waren, unter Arbeit und wollte, nachdem diese beendet, auf

einige Zeit nach Mecklenburg gehen. Den Tod des Schusters Fromm durch Alberts Hand erfuhr Curd erst jetzt.

„Ich würde den Kerl jeden Augenblick wieder erstechen wie eine schädliche Natter," äußerte Albert sehr ruhig, als darauf die Rede kam. Daß er für die Familie sorgte, erzählte er nicht. Er hatte die beiden Krüppel in Pflege gegeben und die Kosten auf sein schmales Budget genommen, der Frau aber Arbeit verschafft. Die Soldatenwäsche der Compagnie, bei welcher Albert früher gestanden, war auf sein Bitten der Frau zur Reinigung übertragen worden; sie zeigte sich vorderhand glücklich und dankbar und verhieß, ihr Bestes zu thun. Den Tod ihres Mannes betrachtete sie als Erlösung; Albert hoffte, daß die Arbeit, deren Früchte ihr nun wirklich zu gute kommen sollten, das Weib moralisch heraufbringen würde. Der Erfolg blieb abzuwarten.

Sechzehntes Kapitel.

In der Heimat.

Curd stand bereits monatelang in Pasewalk, ohne Urlaub für einen Besuch in Carnitzin erhalten zu haben.

Im Frühjahr 1849 begann es auch in Mecklenburg zu spuken, und zwar waren es die Hörigen der Edelhöfe, welche durch Sendlinge der Revolutionspartei zur Unzufriedenheit erregt worden waren und aus ihrer abhängigen Stellung herausdrängten. Einer der angesehensten Gutsbesitzer, ein Herr von B. auf T., war von seinen Hörigen überfallen worden und hatte sich und seine Familie nur durch die Flucht über den See, der sein Gut begrenzte, retten können. Sein ganzes Eigentum verfiel der Plünderung. Auch an anderen Orten kamen Exzesse vor, und das preußenfeindliche Großherzogtum mußte sich unter den Militärschutz des mächtigeren Nachbars flüchten. Die Pasewalker Kürassiere wurden kommandirt, den aufrührerischen kleinen Staat zu durchstreifen. Es war nichts weiter nötig als ein einfacher Durchmarsch:

keine Hand und kein „Mul“ regte sich in dem ganzen Großherzogtum, sobald das Regiment die Grenze überschritt. Unter den Landedelleuten befand sich ein ehemaliger preußischer Offizier, der seine eigenen Leute in strenger Zucht hielt. Dieser empfing den Kommandeur und dessen Stab als Einquartierung und öffnete demselben freudig Haus und Hof. Im Hinblick auf die Truppen, welche die Chaussee herabkamen, sagte er zu den Offizieren:

„Meine Herren, so viel war ja gar nicht nötig; ein einziger gut preußischer Trommler hätte genügt, die Ordnung herzustellen.“

Als man ihm die Exzesse auf T. bei Herrn von B. vorhielt, meinte er lachend:

„Damit hat es eine eigene Bewandtnis; ich möchte Ihnen Herrn von B. zum Verständnis in einer Anekdote kennzeichnen. Er traf einst Bauern seines Gutes zu Wagen auf dem Weg nach dem Strelitzer Markt, ließ sich, wie er meinte, unerkannt eine Strecke mitnehmen und fragte die Bauern: ‚Kennt ihr ook den Herrn von B. auf T.?‘ — ‚Jo, den kennen wir!‘ war die gleichgiltige Antwort. — ‚Wat seggen denn de Lüd von dem Herrn von B.?‘ — ‚Ach,‘ antwortete der Bauer gelassen, ‚de Lüd seggen: De Herr von B. det is man en ollen Döskopp.‘“

Die Herren amüsirten sich über den modernen Nachtreter des Harun al Raschid, und der Landedelmann verdeutlichte seine Meinung damit, daß er mitteilte:

„Der Bruder des Entflohenen, ein energischer

Mann, hat in einem Tag die Ordnung auf dem Gut hergestellt, die Rebellen gezwungen, das Herrenhaus wieder in stand zu setzen, den Schaden zu repariren oder zu ersetzen und dies alles einfach dadurch, daß er den Hörigen die Faust auf den Nacken gelegt hat. In Carntzin," fügte er hinzu, „kann es auch leicht zu Ausschreitungen kommen; Herr von Oldenfleth kümmert sich nicht um seine Leute, kommt fast nie mehr über den Gutshof hinaus und ist durchaus nicht beliebt, besonders seit sich das Gerücht verbreitet hat, er wolle seinen Neffen, den präsumtiven, von den Carntzinern sehr geliebten Lehnserben verstoßen, seine Tochter an den Sohn der im Haus und Dorf verhaßten Schwägerin verheiraten und von dem jungen Paar das Lehnsjungferrecht ausnützen lassen, wonach also Carntzin für eine Generation wenigstens in die Hände der Familie von der Brecken fallen würde. Dies Gerücht ist thöricht genug erfunden, aber die Leute glauben daran und nehmen Partei für den Erbberechtigten."

Der preußenfreundliche Edelmann erfuhr nun, daß der Lehnserbe Carntzins dem zweiten Kürassierregiment als jüngster Offizier angehöre, zum lebhaften Bedauern des Gutsherrn aber nicht zur Einquartierung zählte. Curd von Oldenfleth stand bei der zweiten Schwadron und seine Marschroute führte ihn nach Altbramberg, in die Gegend von Carntzin, eine besondere Rücksicht von seiten des Kommandeurs.

So sollte Curd denn nach vier Jahren unter nicht geahnten Verhältnissen die Heimat wiedersehen.

In Altbramberg wurden um Mittag die Quartiere bezogen und Curd für den Rest des Tages beurlaubt, um seine Verwandten zu besuchen. Er warf sich aufs Pferd und ritt den Weg, den er so oft als Knabe, allein oder an der Seite des Onkels, noch öfter in Begleitung der kleinen Cousine und als ihr Reitlehrer zurückgelegt. Die Waldstrecke — eigentlich nicht auf seinem Weg gelegen — durch welche ihn zuletzt ein Spazierritt mit Klementine, Albert und Hertha geführt, lockte ihn erinnerungsmächtig in die lichtdurchzitterten Schatten unter die knospenden maigrünen Aeste und er ließ sein Pferd langsamer gehen und seine Gedanken rückwärts schweifen. Oben öffnete sich der schmale Weg zu einer Lichtung, einer Waldwiese, die beim hellen Mittagssonnenschein schon im tieferen Grün des Smaragds erglänzte. Da erschien auf dem weichen Rasen die Gestalt einer Reiterin; sie löste sich seitwärts aus dem Waldrand, schob sich langsam vor die Helle und blieb als Silhouette auf dem Goldgrün des Hintergrundes haften.

„Klem!“

In dem unmelodischen Laut schlug der Reiterin die reinste Harmonie jubelnder Ueberraschung entgegen. Dem Pferd des Reiters teilte sich's mit wie durch Inspiration; es flog in langen Sätzen mit Vogelschnelligkeit der Lichtung zu. Ja, es war Klem, die ihren Morgenritt verlängert hatte und eben den Heimweg einschlagen wollte. Sie war die erste, die ihn willkommen hieß, wie sie die einzige gewesen, welche die Verbindung mit der Heimat aufrecht

erhalten durch ihre regelmäßigen, Bericht erstattenden Briefe.

Wie staunten ihn die großen grauen Augen bewundernd an, wie herzlich war der Druck ihrer Hand und das schlichte Wort ihres Willkommens!

„Sonderbar,“ sagte sie mit einem Blick voll Glanz und Wärme, „daß ich Dich immer nur als Knaben vor mir sah und daß Deine Erscheinung mich — obgleich ich Dich sofort erkannte — überraschte wie etwas ganz Neues.“

Auch Curd fand zu bewundern; Klementinens Antlitz hatte sich verfeinert, die strotzende Jugendfülle sich gemäßigt, so daß die Formen edler hervortraten. Ihre Gestalt war schlanker geworden, und ihm kam die wohlthuende Empfindung, daß sie ihm nicht mehr über den Kopf sehen würde wie ehedem.

Sie ritten langsam dem Herrenhaus zu; im Dorf herrschte Mittagsstille, einige wenige Knechte und Kinder ließen sich blicken und empfingen staunend und verwirrt den leutseligen Gruß des schönen jungen Kürassieroffiziers. Hinterdrein raunten die Leute aus den kleinen Häusern auf die Straße und simulirten, ob der große, schlanke Offizier wohl „uns' lütten Junker“ gewesen sein könne.

Klementine erzählte, daß auch Albert eingetroffen sei und die Studien mit Hertha sogleich wieder aufgenommen habe.

„Du wirst den Onkel und, wie ich glaube, auch Hertha sehr verändert finden,“ sagte sie. „Ersterer ist in den vier Jahren zwar entschieden gesunder,

aber womöglich noch einseitiger geworden. Ich habe Einfluß auf ihn gewonnen, gegen seinen Preußenhaß aber vermag ich nicht aufzukommen. Ich wollte Dir's nicht schreiben, um Dir die Heimatssehnsucht nicht zu trüben, möchte Dich aber doch im letzten Moment vorbereiten."

„Und Hertha?" fragte Curd.

„Ja, Hertha!" wiederholte Klementine, indem sie lächelnd den Kopf wiegte. „Sie ist ein seltsames Geschöpf! Obgleich wir so recht aufeinander angewiesen sind und unsere Liebe eine gegenseitige ist, bleibt mir doch das innerste Empfinden dieses durchsichtig scheinenden Wesens verborgen. Am besten versteht sie sich mit Alsching; es ist aber auch nur ein stummes Herzensverstehen, denn die Alsche fragt nicht, und Hertha spricht nicht; wenn ich sie aber neben einander finde, Hertha auf dem Bänkchen zu Füßen Alschings, den Kopf auf deren Schoß, dann sehen beide so still befriedigt aus, als habe alles Wünschen für sie aufgehört."

„Ich kenne den verborgenen Fleck in Herthas Herzen, von dem aus sich diese Veränderungen in ihr vollzogen haben," sagte Curd und blickte über den Kopf seines Pferdes fort, als sähe er diesen Fleck als Angriffspunkt vor sich. „Dir und auch dem Onkel verschließt sie sich, weil sie sich von euch nicht verstanden wähnt, mir nannte sie diesen Fleck einst die Kalypsoinsel der Kunst." Plötzlich, als ob ihn der Aerger übermanne und wieder zum Knaben mache, fiel er in den Ton zurück, den Klementine

aus der rüdigen Schülerzeit so gut kannte: „Diesen verfluchten Unsinn hat Albert ihr in den Kopf gesetzt.“

„Bei mir könnte sie doch Sympathie dafür finden,“ meinte Klementine.

„Aber kein Verständnis, liebe Klem,“ erwiderte Curd, freundlich spottend. „Dir und mir sind die Flügel versagt, die über das Alltägliche hinausheben; das hat doch Albert genugsam erklärt. Dein guter Wille ersetzt diese Flügel nicht, und der Dünkel läßt sie bei mir nicht wachsen — item: wir sehen das Heiligtum der Kunst nicht einmal von ferne, hören ihre Palmen nicht rauschen.“

„Aber Alsching?“ wandte Klementine ein.

Curd erwiderte lächelnd:

„Alsching ist der fromme Glaube, das offene Himmelreich einfältigster Liebe, in welches Hertha sich und ihre Kalypsoinsel hineinträumt und hineinbettet, wenn es ihr gerade paßt. Diese Liebe begreift nicht; das wird auch nicht von ihr gefordert; sie glaubt und ist so dehnbar und bequem wie der Kinderhimmel.“

Sie hatten das Hofthor erreicht, die drei Hunde stürzten ihnen entgegen, umschnupperten einen Moment den Reiter und sprangen dann laut bellend an Curd empor. Wie der Hund des Ulysses erkannten die treuen Tiere den Herrn auch in der veränderten Gestalt.

Das Kläffen lockte Neugierige herbei, Toby erschien in der Hausthür, und im Souterrain zeigten sich Gesichter an den Fenstern.

„Wo ist Fräulein Hertha?“ redete Curd den Schwarzen an, als ob er erst gestern hier gewesen. Diese Frage war früher stets die erste gewesen, wenn Curd von Altbramberg allein nach Hause kam. Die vier Jahre der Abwesenheit versanken vor dem lebendigen, starken Heimatsgefühl, welches Curd vor der Schwelle des alten Hauses erfaßte.

Toby, zwar um eines Kopfes Höhe gewachsen, sonst aber der Alte, in der blauweißgestreiften Jacke, grinsend, Augen rollend und die Hände vor Vergnügen ringend, antwortete:

„Frölen Herthachen haben Ferien und sind mit dem Herrn Baron schon den ganzen Morgen im Fohlengarten, wo sie zusammen skizziren.“

Curd schickte sich an, die Cousine aufzusuchen wie früher, nur nicht ganz mit dem Ungestüm von ehemals; er nahm sich Zeit, die ältere Cousine mit ritterlicher Courtoisie aus dem Sattel zu heben und dem herbeigeeilten Reitknecht Instruktionen für sein Pferd zu erteilen. Dann aber nahm er den Pallasch unter den Arm und eilte mit langen, sporenklirrenden Schritten hinunter durch den Wirtschaftshof nach dem Gestüt.

Tobys Verwunderung machte sich hinterher Luft; er streckte den Kopf vor, spitzte die wulstigen Lippen und ließ ein „Hui!“ erschallen, welches einem Pfiff glich und die höchste Bewunderung ausdrückte.

„Ich hätte den Junker Curd wahrhaftig nicht erkannt, näg Frölen, wenn er nicht gleich mit dem alten Ton nach Frölen Herthachen gefragt hätte,“

sagte er zu Klementine, die auch sinnend dem Davoneilenden nachgeblickt hatte und sich nun abwandte, um in ihr Zimmer hinaufzusteigen.

„Du darfst jetzt nicht mehr Junker Curd sagen, Toby, sondern Herr Lieutenant,“ antwortete sie im Gehen.

„Sonst aber scheint doch alles beim alten geblieben zu sein,“ dachte Toby in pfiffiger Beobachtung und überlegte, ob der Herr Lieutenant ihn wohl auch noch durchprügeln werde, oder ob sich dies unter der Würde eines Offiziers erweisen möchte.

Im Fohlengarten hatten Albert und Hertha gezeichnet. Der Meister lehrte die Schülerin mit schnellem, scharfem Strich die Tiere in der Bewegung zu charakterisiren, und als die Fohlen um die Mittagszeit sich zur Ruhe streckten, hatten beide, Lehrer und Schülerin, eine eingehende größere Skizze angelegt und sich so darein vertieft, daß sie das leise Sporenklirren der nahenden Schritte nicht beachteten. Sie saßen in dem kurzen Schattenstreifen des Stalles und hatten eine Gruppe von Bäumen zum Modell genommen. Hertha zeichnete, über ihr großes Skizzenbuch gebeugt, Albert verglich eben prüfend sein Werk mit dem Original. Er war der erste von beiden, welcher Curd am Gitter des Fohlengartens, seitwärts von den Zeichnenden, bemerkte.

„Da ist Curd,“ sagte er in seinem gewöhnlichen Ton zu Hertha, wie er eben erst gesagt: „Da ist Kreide.“

Curd hatte seinen Besuch nicht gemeldet, man wußte in Carnitzin nicht einmal, daß sein Regiment

auf dem Marsch war. Eine preußische Zeitung wurde nicht gehalten, und der „Strelitzer Anzeiger" brachte alle Nachrichten verspätet und meistens falsch, so daß sie überall mit Vorbehalt empfangen wurden. Bei den drei Worten Alberts wandte sich langsam Herthas Köpfchen nach der Richtung, welche des Vetters Blicke nahmen.

„Hertha!" rief vom Gitter eine ihr fast unbekannte Stimme. Die helle Knabenstimme hatte einen tiefern Klang gewonnen. Mit der Hand auf ihrem Buch starrte sie hinüber, ohne sich zu regen.

Da kam die bekannte unbekannte Gestalt näher, strahlend, lächelnd — es war nicht ihr Curd, so ging, so bewegte er sich nicht — aber so blickte er — es war doch ihr Curd. Und er ließ den Pallasch fallen und umschlang das stumme Mädchen, dem Skizzenbuch und Stifte vom Schoß glitten, als es sich schnell erhob, aber ebenso schnell den Kopf zur Seite wandte, als der Vetter es küssen wollte.

Vorwurfsvoll fragte Curd:

„Nun, Lütting, bekomme ich keinen Kuß zum Willkommen?"

Da entzog sie sich ihm und sagte mit zitternden Lippen:

„Ich bin keine Freundin vom Küssen."

Jetzt erst betrachtete Curd sie prüfend auf die vier verflossenen Jahre und fand, daß diese viel verändert hatten. Das Köpfchen zeigte reizende Umrisse, aber es wurde nicht mehr von Locken umrahmt. Das Haar war aus der Stirn nach hinten gekämmt und

lag dort fest geflochten und geknotet im Nacken, nur an den Schläfen kräuselte sich's ein wenig, über dem Kopf zeigte es einen glänzenden schwarzen Spiegel.

Dies war das erste, was Curd auffiel, und er sagte ganz in der alten Ausdrucksweise:

„Nun, Herthing, wenn sie alles an Dir so dressirt haben wie Dein Haar, so werde ich freilich sehr zu kurz kommen.“

Das Mädchen fragte spöttisch:

„Hattest Du Ansprüche an mein Haar oder an sonst etwas zu meiner Person Gehörendes?“

„Ja, mein Liebling, gewiß habe ich das,“ antwortete Curd zuversichtlich und warm, „erinnere Dich, daß ich es nicht litt, wenn man Dir die schlängelnden Lockenenden zu Puderquasten wie bei den Fohlen verschnitt, und wer rettete Dich denn vor dem abscheulichen Panzer der Tante?“

„Ja, das thatest Du,“ sagte Hertha und warf ihm einen trotzig verschämten Blick zu, „aber Du hattest kein Recht dazu.“

Curd lachte.

„Damals hatte ich alle Rechte, und Du bestrittest mir keins, Lütting. Komm, sei gut; Du hast mir noch nicht einmal gesagt, wie ich Dir in der Uniform gefalle.“

„Ich hasse die Uniform!“ entfuhr es rasch den trotzig geschürzten Lippen.

„Als Konsequenz des Corpsgeistes und der Kameradschaft,“ spottete Curd gutmütig. „Das hätte ich eigentlich erwarten können.“

Albert packte die Zeichenutensilien zusammen, nachdem er einen Händedruck mit Curd gewechselt.

„Kehre Dich nicht an ihr Gebahren," sagte er, „der Herzensgrund ist unerschüttert."

„Für Dich," ergänzte das Mädchen, Albert anblickend.

„Für mich nicht?" fragte Curd ohne Vorwurf.

Sie zuckte mit den Schultern und wollte etwas sagen, besann sich aber und machte sich mit ihrer Toilette zu schaffen. Dann sah sie plötzlich zu ihm hinüber mit großem, vorwurfsvollem Blick und fragte:

„Warum kommst Du denn in Uniform her, da Du doch weißt, daß es Papa ärgert?"

„Das kann ich nicht ändern; mein Regiment ist mobil, und wir sind hier, um Ruhe und Ordnung bei euch herzustellen."

„Du kommst also als Feind zu uns?" fragte Hertha heftig.

Mit einem plötzlichen Griff umfaßte Curd aufbrausend die kleine Spröde und antwortete lustig:

„Nein, Lütting, nicht als Feind, aber als der Stärkere, an den sich der Schwache lehnen soll, wie es die Natur begründet."

Aber er küßte sie nicht, sondern zog nur ihren Arm durch den seinen und ging mit ihr voraus; Albert folgte.

Herthas Kopf reichte bis an seine Schulter.

„Du bist mir nachgewachsen, der Unterschied ist ganz derselbe geblieben," sagte er.

Sie warf den runden Gartenhut über den Kopf

und musterte unter seinem Schutz die Gestalt des Vetters abwärts, den Waffenrock, die schlanke Taille, den Pallasch unter dem linken Arm, die Stiefel mit den Sporen, das feine blaue Tuch des Aermels, auf dem ihre Hand lag, und die weißen Biese des Aufschlags, endlich die Hand Curds, die den waschledernen Handschuh hielt.

Wie weiß und gepflegt sah diese Hand aus, ganz anders als früher und auch anders als ihre eigene kleine gebräunte Hand mit den kurz gehaltenen Nägeln. Unwillkürlich machte sie eine Faust und zog diese, so weit es ging, in den Aermel zurück; aber sie grollte dabei der Feinheit, die sich in der weißen Hand und den gepflegten Nägeln aussprach, und die sie für affektirt hielt. Unterwegs wurde sie indes schon gesprächiger, und als Curd erzählte, daß die Hunde ihn gleich erkannt, da sagte sie impulsiv:

„O, das ist auch kein Wunder! Ich habe immer mit ihnen von Dir gesprochen und nicht gelitten, daß Deine Sachen aus dem Stall genommen wurden. ‚Wo ist Curd?‘ fragte ich die Hunde, und dann ließ ich sie suchen und Deine Sachen beschnuppern. Wenn ich sie jetzt auf dem Hof oder im Haus nach Dir frage, so stürzen sie sofort in den Stall, und Rascal springt an Deiner Joppe empor, bis er sie erreicht, und hat sie schon oft herabgerissen.“

„Da hast Du also täglich an mich gedacht?“ fragte Curd gerührt und in das Gewissen getroffen, denn er hatte oft lange Zeit ihrer nicht gedacht und

das Bild, welches ihm Klementine vor drei Jahren zu Weihnachten schenkte und welches ihm damals so große Freude gemacht, monatelang nicht betrachtet.

Seine Frage verscheuchte sofort die Unbefangenheit Herthas. Sie konnte auch die Rührung in seinem Ton nicht leiden und antwortete kühl:

„Ach, das war so eine gedankenlose Gewohnheit, weiter nichts.“

„So konntest Du meinen Namen rufen, ohne Dich meiner zu erinnern?“

„Warum denn nicht? Spricht man doch selbst den Namen Gottes aus, ohne an ihn zu denken.“

„Herthing, Herthing, Du bist wirklich eine andere geworden!“ scherzte Curd und bemühte sich, unter ihren Hut zu sehen; aber das gelang ihm nicht; sie zog den runden Deckel tiefer herab und senkte den Kopf.

Wenn sie sich früher einmal an seinen Arm hängte, so legte sie beide Hände darüber zusammen und schmiegte sich an ihn; jetzt ging sie stramm und fest neben ihm, und ihr Arm hatte kein Gewicht.

Die Begrüßung mit dem Onkel fiel auch eigentümlich aus. Eberhard Oldenfleth stand im Hof, als Curd und Hertha diesen betraten, und seine Mienen drückten weder Ueberraschung noch Freude aus. Regungslos, die Hände in den Taschen, wartete er ab, bis Curd, der sich lebhaft und schnell näherte, vor ihm stand, ihm die Hand entgegenstreckte und mit bewegter Stimme bat:

„Onkel Eberhard, sieh mich nicht an, als sei ich

ein Fremder! Dein Herz war stets meine Heimat und ich habe nichts gethan, um es zu verlieren."

Der Onkel wandte sich ab, eine Sekunde lang, dann faßte seine Hand die des Neffen, ließ sie aber gleich wieder fallen.

„Mit dem Schwert brauchtest Du nicht zu kommen, hier gibt es nichts zu erkämpfen," sagte er bitter.

Curd erklärte die Art seines Erscheinens, wie er bereits gegen Hertha gethan, fühlte aber, daß er bei dem Onkel noch weniger durchdrang.

„Es ändert dies nichts an der Thatsache, daß Du im Solde eines fremden Kriegsherrn, dessen Macht vertretend, und als Feind Deiner Landsleute die heimatliche Scholle betrittst."

Es war nicht zu rechten mit dem alten Quer- [illegible] er wollte Streit, und Curd gab den stummen [illegible] Herthas nach, indem er den Gegenstand [illegible] ließ.

Im Hause empfing ihn Tante Dina mit offenen Armen und Thränen der Rührung. — Verkehrte Welt!

„Wie schön bist Du geworden, Curd! Ganz der selige Hans, der ein wenig kleiner war, wie mir scheint, Du wirst das Ideal eines Kürassiers sein, wie er es einst gewesen! Und auf der Lippe, welch interessanter Schatten! Kinder, was sagt ihr denn zu dieser reizenden Ueberraschung? Ich merke schon, das Glück macht Eberhard stumm! Aber Hertha, ist sie nicht entzückt? Klementine sagt, Curd sei wie ein goldener Morgensonnenstrahl durch den Wald gekommen, leuchtend und siegend!"

„Sah Klementine ihn denn schon?“ fragte Hertha rasch.

„O freilich, sie haben ja bereits einen Ritt zusammen gemacht. Ich war eben beschäftigt, unser Menu festlich zu erweitern und ein paar Flaschen Heidsiek aus dem Keller holen zu lassen — das ist die Sorte, an welche unser lieber Gast gewöhnt ist — das Kürassierregiment bezieht nur aus den kostbarsten Quellen, ich kenne das von früher.“

Tante Dinas Bosheiten lagen wie bittere Pillen in Zuckerguß verborgen.

Doch nun kam auch Klementine die Treppe herab und vervollständigte den Familienkreis in dem kleinen Empfangssalon Tante Dinas, deren Fragen die Unterhaltung lebhaft gestalteten. Curd mußt[illegible] erzählen, und er that es gern und in seiner h[illegible] mu[illegible] heitern, anregenden Weise, die auch dem On[illegible] und wieder ein Lächeln entlockte und bei Her[illegible] den Bann der Zurückhaltung löste.

„Wie sieht denn Trudlieschen aus?“ fragte sie neugierig.

„Hat Dir das Albert noch nicht beschrieben?“ gegenfragte Curd.

„Alberts mündliche Beschreibungen sind nicht lebendig, er kann nur mit Stift und Pinsel wiedergeben, und da ist er mir manches schuldig geblieben. Tante Bertha hat er mehrmals aus der Erinnerung skizzirt, und ich kann sie mir darnach sehr gut vorstellen.“

„Unmöglich,“ warf Albert ein, „es sind ganz verunglückte Versuche, total unecht.“

„Zeig sie mir doch," verlangte Curd.

Hertha nahm aus einer Briefmappe eine Bleistiftskizze.

„Hier zum Beispiel."

„Verpifft!" kritisirte Curd auf den ersten Blick.

„Ich sagte es ja," äußerte Albert nachlässig, fuhr mit der Hand durch das Haar und wandte sich ab.

Curd betrachtete die kleine Skizze näher.

„Genau gesehen, sind die Linien alle richtig, aber es mag wohl für den Stift nicht möglich sein, das wiederzugeben — ihr Geist fehlt der Form, und darum befremdet diese. Mir fällt jetzt erst ein, daß ich nicht einmal weiß, ob Tante Bertha blaue oder graue Augen hat, und ob ihr Mund groß oder klein ist. Man kommt bei ihr gar nicht dazu, solche Details zu beobachten, weil sich diese der vollendeten Harmonie des Ganzen vollständig unterordnen und darin verschwinden."

„Sehr richtig!" antwortete Albert, dem Vetter Beifall nickend.

„Nun, und Trudlieschen? Weißt Du von dieser, wie sie aussieht?" fragte Hertha.

„Ja, Lütting, sehr genau. Sie ist das ganze Gegenteil von Dir," behauptete Curd heiter. „Helle Augen, blondes Haar, ein rundes rosiges Kindergesicht, eine weiche, biegsame Gestalt mit vogelartig leichten Bewegungen; von Charakter zärtlich, harmlos, kindlich unbefangen — man könnte meinen, sie sei unter Blumen und Vögeln, fern von der Welt, aufgewachsen. Sie ist drei Jahre älter, aber nicht

größer als Du, in ihren Formen schon jungfräulich entwickelt und doch dem Eindruck nach mehr Kind als Du, mein Lütting, in der man eher ein kluges, wohlgeschultes Stadtkind vermuten könnte."

„Dann ist sie wohl eitel Poesie, eine richtige Romanheldin?" fragte Hertha, die ohne Empfindlichkeit sehr aufmerksam zugehört hatte.

„Zum Dichter hat sie mich noch nicht gemacht," versicherte Curd lachend, „aber es scheint mir, daß sie für eine Romanheldin aus zu weichem Stoff sei. Albert hat einmal behauptet, sie sei Wachs, und Du seist Marmor."

„In der Behandlung bist Du also jedenfalls schwieriger, aber gewiß um so interessanter," tröstete Klementine, als sie bemerkte, daß Hertha nicht wußte, ob die Klassifizirung für sie ein Lob oder einen Tadel enthielt.

„Marmor ist hart und kalt," antwortete sie halblaut.

„Vor allem spröde," setzte Curd hinzu.

Sie sah ihn ernsthaft an und fragte, als ob es ihr nur um die Wissenschaft zu thun sei:

„Findest Du wirklich, daß ich dem Marmor ähnlich bin?"

Curd lachte.

„Ein stacheliger kleiner Backfisch bist Du, von dem man noch gar nicht weiß, was er einmal abgibt."

„Einen Goldfisch jedenfalls," sagte Tante Dina, die mitunter ihren malitiösen Regungen recht unbesonnen folgte.

Das Wort fiel störend in die Unterhaltung, und Tanta Dina selbst bereute, es ausgesprochen zu haben, denn es konnte die Aufmerksamkeit auf ihre eigenen heimlichen Wünsche ziehen.

Vor dem Mittagessen besuchte Curd noch Alsching. Sie pflegte mit einer groben Strickerei an dem offenen Fenster ihres Parterrezimmers zu sitzen, so lange die Sonne dort hineinschien. Das dauerte an wolkenlosen Tagen bis zum Abend, und Alsching vertrug viel Wärme wie alle absterbenden Leute.

„Tritt von außen an ihr Fenster und zeige Dich ihr im hellen Sonnenlicht,“ schlug Hertha vor. „Alschings Augen sind trübe, im dunklen Zimmer erkennt sie Dich nicht.“

Und sie öffnete ihm die Thür zum Garten, folgte ihm aber nicht, als er an den Spalieren entlang bis an das letzte Fenster ging. Es stand offen wie erwartet. Der grüne Drahtkäfig mit dem Kanarienvogelpaar hing oben an seinem Sommerplatz, und die Aprikosen umrankten das Fenster bereits mit dem ersten leichten Blütenkranz.

Um die Alte nicht zu erschrecken, ging Curd langsam auf der Mitte des sonnenbeschienenen Kiesweges an dem Fenster vorüber, machte dann Kehrt und blieb stehen, als sie die Augen von der groben Strickerei erhob und ihn durch die Hornbrille ansah. Im Hintergrund ihres Zimmers öffnete sich leise eine Thür, Hertha schlüpfte hinein. Sie blickte auch auf die schöne Gestalt, die in einiger Entfernung vor dem Fenster hielt, und in das liebe Gesicht,

welches in diesem Augenblick in reinster Güte leuchtete. Wie reizvoll war dieses Gesicht! Wie schmeichelte es sich in das Herz! Nicht eine Linie durfte anders sein! In den unbedeckten, kurzen Locken spielte der Wind und das Sonnenlicht; sie erschienen fast so hell, als einst seines Vaters blonde Locken.

Alschings Züge verklärten sich unter der Einwirkung dieses sonnenschönen Antlitzes; in ihren wachen Träumen mochte sie wohl eben um zwanzig Jahre zurückgelebt haben, denn sie rief bewegt:

„Hans, min leiw Söting, kümst Du Din Fieken afhalen?“

„Alsching!“ rief von außen Curds fröhliche Stimme, und „Alsching!“ wiederholte von innen Hertha, sanft mahnend.

Die Alte war noch immer wie im Traum.

„Alsching,“ wiederholte sie kopfschüttelnd, „so röp uns' Hans sien Fieken nich.“

Hertha umfaßte ihre Alsche und winkte Curd herbei.

„Kennst Du ihn denn nicht? Es ist ja Curd.“

Er sah dem Vater so ähnlich, aber sie erkannte ihn nun doch. Im ganzen, von weitem, hatte der Sohn ihr das nie verblichene Bild des Vaters verkörpert; nahebei aber, als sie nun mit den zitternden, welken Händen seine Wangen streichelte und die Brille abnahm, weil sie in der Nähe besser ohne Glas sah, da waren Unterschiede genug vorhanden. Curd war in das Fenster gesprungen und saß auf dem Brett desselben, während Alsching vor

ihm stand und sein Gesicht in ihre Hände nahm. Auch die großen weißen Tollen ihrer Haube zitterten, als sie wieder und immer wieder das geliebte Antlitz betrachtete, in dem sie zwei Personen liebte, und dann mußte sie sich setzen, denn den alten Beinen hatte sich das Zittern am stärksten mitgeteilt.

Curd blieb auf seinem Platz unter den Aprikosenblüten und plauderte und lachte fröhlich, daß gegenüber in der obern Ecke die Vögel lustig mit einstimmten und Hertha ihr Taschentuch über den Käfig hängen mußte, damit Alsching die Worte ihres Lieblings verstehen konnte. Das Mädchen saß auf seinem Platz zu Füßen der Alten und sah still beglückt, zum erstenmal seit dem Wiedersehen, ganz wie früher zu dem Vetter auf.

„Hier stand die Zeit still, hier ist wie sonst alles unverändert, nicht wahr, Hertha?“ fragte er dazwischen, und sie nickte stumm.

„Wo lang blift hei doa?“ fragte Alsching das Mädchen.

„Ich weiß es nicht,“ flüsterte Hertha verwundert und beschämt, daß sie noch nicht darnach gefragt.

Curd blickte auf seine Uhr und sprang von seinem Sitz in den Garten zurück.

„Ich muß mich für das Diner ein wenig säubern. Auf Wiedersehen, Alsching!“

Oben in seinem alten Knabenzimmer fand er alles bereit; Klementine hatte frische Wäsche und ein paar Blumen gebracht und den Schwarzen zur Dienstleistung beordert.

„Du bist wohl schon konfirmirt, Toby?“ fragte Curd.

„Ganz wohl, Junker — Herr Lieutenant, und der Pastor hat mir einen wunderschönen Spruch gegeben, sehr passend für mich und für die jetzige Zeit. Er sagte: ‚Die letzten werden die ersten und die ersten die letzten sein.‘“

Ueberrascht sah Curd, der eben den Kopf in die Waschschüssel gesteckt hatte, sich um.

Toby stand, offenbar in bewußtem Hohn grinsend, hinter ihm und erhielt sofort eine Ohrfeige von der nassen Hand seines ehemaligen Herrn.

„Zur Richtigstellung des Spruches, damit Du nicht in Zweifel über seine Verwendung bist.“

Toby deckte die getroffene Stelle mit der Hand, heulte aber nicht wie früher bei ähnlichen Veranlassungen, sondern sagte pathetisch und mit sittlichem Vorwurf:

„Vor Gott im Himmel sind alle Menschen gleich, hat der Pastor gesagt.“

„Richtig, vor der Obrigkeit auf Erden gibt es aber Herren und Knechte und ein Gesetz, welches diese Ordnung zwischen den Menschen aufrecht erhält.“

„Es soll eine neue Zeit gekommen sein, in Paris ist sie schon im Gange, und in Berlin und an allen großen Orten hat man ihr nachgeben müssen; auch hier sind Leute gewesen, die uns belehrt haben über Freiheit und Gleichheit, Menschenrecht und dergleichen mehr.“

„Siehe da, das ist ja interessant! Und diese Mitteilung Deinerseits soll mich wohl über die neue

Stellung aufklären, die Du jetzt mir gegenüber einzunehmen dachtest? Da hast Du in der Ohrfeige gleich die richtige Antwort erhalten; ich will euch lehren, hier in Carntzin die alte Ordnung zu respektiren. Das zweite Kürassierregiment ist her kommandirt, um, wenn es not thut, mit Waffengewalt den Gehorsam gegen die Obrigkeit zu erzwingen. Und wenn die Zügel nicht mehr fest genug in der Hand des alten gnädigen Herrn liegen, da wird meine Faust zugreifen, und wo sie packt, hält sie, und wo sie hinfällt, wächst kein Gras. Merke Dir's, und sage es weiter, das habe ich, euer künftiger Herr, gesagt, der die Kraft, den Willen und die Macht hat, seine Rechte zu wahren und sich keines Titelchens zu begeben."

Toby schlich hinaus. Davon hatte er noch nichts gehört, daß ein preußisches Regiment eingerückt sei, um die mecklenburgischen Hörigen zur alten Ordnung zu zwingen. Man hatte den Leuten so lange gepredigt, daß sie Knechte wären und frei sein sollten, bis sich ein Funke in den dicken Schädeln verfing und im stillen um sich fraß. Zu hellem Brand war dies glimmende Feuer nur an wenig Stellen gekommen, und über die Errungenschaften dieser Fälle hatten die Aufwiegler ihre Anhänger unter den Bauern getäuscht; es stand bei ihnen zum Beispiel fest, daß Herr von B. auf P. und noch ein zweiter Landedelmann von seinen Hörigen verjagt und diese zu Herren des Besitztums geworden. Dies Beispiel reizte zur Nachahmung.

Toby war trotz seiner Jugend ein gutes Medium für die Revolutionspartei; der Bengel stand zwischen der Herrschaft und den Hörigen und wurde von letzteren als Zuträger benützt. Er war pfiffig, gewissenlos und habgierig, durch die eigentümliche Stellung zu Hertha verwöhnt, wodurch die ihm angeborene Genußsucht gesteigert wurde; Trägheit, Lüge und Unredlichkeit hatte ihm die Natur ebenfalls mitgegeben — kein Wunder, daß die neuen Lehren einen guten Boden in ihm fanden.

Prahlerei und Bosheit und der hinzutretende Aerger hatten Toby in Curds Schlafzimmer zu einer Unvorsichtigkeit verführt. Es war noch nicht an der Zeit, die Ziele zu enthüllen, auch dem Erben von Carntzin nicht, obwohl die Hörigen ihn zum Gegenstand ihrer heimlichen Wühlereien gemacht hatten.

Das Diner verlief besser, als vermutet werden konnte. Eberhard war zwar schweigsam, aber nicht unfreundlich, Tante Dina hingegen so liebenswürdig, daß selbst Curd, welcher ihr zu mißtrauen Veranlassung hatte, ihrem Zauber erlag. Curd saß zwischen den Cousinen und unterhielt sich mit Klementine, Hertha hingegen mit Albert, der sich ihr ganz redselig zeigte.

„Willst Du nicht Herthas Arbeiten ansehen?" fragte der Maler den Vetter nach Tisch.

Hertha rief heftig:

„Ach, bitte, laß das doch! Das interessirt Curd nicht im mindesten."

„Ich glaube auch," bestätigte Tante Dina mit freundlichem Spott, „und er hat noch so viel

Interessanteres zu sehen. Warst Du denn schon im Stall und im Gestüt? Stelle Dir vor, Curd, daß meine vernünftige, ernsthafte Tochter zu einer leidenschaftlichen Sportliebhaberin, oll Schröders rechte Hand geworden ist! Unsere kleine Amazone Künstlerin, meine gelehrte Tochter Stallmeisterin! Ist das nicht unglaublich komisch?"

Die ausdrucksvollen Augen widersprachen der Behauptung, welche ihre Schlußfrage enthielt; sie streiften die Nichte in mitleidiger Nichtachtung und ihre Tochter in wehmütigem Entsagen.

Curd fühlte sich von zwei Seiten angegriffen durch Tante Dinas Worte.

„Ich freue mich herzlich über Klems Interesse für Stall und Gestüt," antwortete er, „und ich möchte mir das Verdienst zurechnen, dies Interesse in ihr erweckt zu haben."

„Aber ich bitte Dich — was soll das dem Mädchen?"

„Jedes ernste Studium, jede praktische Beschäftigung fördert Liebe für die Kreatur und Einblick in den Reichtum der Natur, Teilnahme an ihrer Schöpfungskraft; das sind doch wohl lohnende Ziele? Aber Du irrst auch, Tante, wenn Du glaubst, daß Herthas Beschäftigung mich nicht interessirt. Bitte, zeige mir Deine Kunstwerke, Lütting."

Das wurde nicht spöttisch, sondern ganz ernst gesagt. Hertha fühlte aber, daß doch nicht alles war, wie es sein sollte.

Sie gingen in das Atelier, Albert, Hertha und

Curd. Es war derselbe Raum, den Albert früher inne gehabt; ein wenig aufgeräumter sah es darin aus, die „feinen Töne“, welche durch Staublagen vermittelt werden, fehlten dem Ganzen.

„Herthas Verdienst!“ dachte Curd.

Mit schüchternem Trotz, auf Angriffe vorbereitet und gewappnet, reichte Hertha ihre Mappe hin; Albert erklärte und hob das Bemerkenswerteste aus dem Inhalt hervor. Er war stolz auf seine Schülerin und konnte es sein; selbst Curd mußte gestehen, daß Herthas Begabung eine geniale Entfaltung genommen.

„Sie muß aber Größeres sehen, die alten Meister studiren, überhaupt hier aus dem engen Kreis und dem magern Boden heraus,“ sagte Albert in dem Eifer der Ueberzeugung.

„Magerer Boden?“ wiederholte Curd.

„Die fette Ackerkrume will ich Dir nicht anzweifeln; für Weizen mag sie vorzüglich sein, aber die Kunst gedeiht nicht darauf,“ gab Albert zur Antwort.

„Was verlangst Du denn eigentlich für Hertha?“

„Ein Jahr Reisen für jetzt, Besuche der Galerien in Paris, Dresden, München und einen mehrmonatlichen Aufenthalt in Italien. Sie muß das Beste zuerst sehen, an großen Vorbildern den unberührten Geist und die junge Kraft strecken und wird dann in der rechten Atmosphäre erkennen, nach welcher Richtung ihr Genius zum Flug drängt. Der Farbensinn ist merkwürdig schwach entwickelt, sie

achtet so wenig auf Farben, daß sie selbst deren Namen nicht behält. Für diesen auffallenden Mangel ist mir das Studium der alten Meister wichtig. Da lernt man feine Farbentöne lieben und sich damit beschäftigen."

„Willst Du Hertha etwa mitnehmen nach Italien?" spottete Curd, nach seiner Ansicht etwas Unmögliches aufstellend.

Albert fuhr mit beiden Händen durch das Haar und antwortete, als ob er eine erwogene und naheliegende Sache erwähne:

„Klementine müßte uns natürlich begleiten."

Curd blieb einen Augenblick sprachlos. Das war's, was Hertha von ihm trennte! Es war gekommen, wie er ihr vorausgesagt, ohne daß er damals ernstlich dafür fürchtete. Die Kunst hatte über Familien- und Heimatsgefühl, über Stand und Geburt gesiegt und schon begonnen, Hertha den angeborenen Verhältnissen zu entfremden. Er faßte sich und fragte ruhig:

„Und was sagt Onkel Eberhard zu Deinen Plänen?"

Dieser zuckte die Achseln.

Hertha antwortete beklemmt:

„Papa ist viel nachgiebiger in diesem Punkt geworden, schilt nicht mehr auf die Kunst und läßt mich vielleicht fort, aber er würde so einsam sein, wenn wir ihn verließen; ich fürchte, daß ich es nicht über das Herz bringe."

„Gott sei Dank, daß Dir das Bewußtsein Deiner

Kindespflicht wenigstens geblieben ist," sagte Curd tief aufatmend und wandte sich ab.

So schroffe und bittere Worte hatte Hertha niemals aus seinem Munde vernommen. Der Vorwurf war ein ungerechter, aber sie verteidigte sich nicht, sondern verschloß den Schmerz und Groll darüber in ihrem Herzen.

Gegen Abend begab sich Eberhard mit dem Neffen in den Wirtschaftshof; sie sprachen wie ehedem über den Stand der Frucht, den Fortgang der ländlichen Arbeiten und die Aussichten für die Ernte. Das unveränderte, lebhafte Verständnis und Interesse des jüngeren Oldenfleth that dem älteren wohl, seine Zufriedenheit darüber äußerte er indes in einem Ausfall gegen die verhaßte militärische Stellung des Neffen:

„Ich dachte schon, alles anderweitige Interesse in Dir sei bereits untergegangen in Spielen und Trinken."

Curd kannte die barsche Redeweise des Onkels und schonte sein Empfinden, deshalb nahm er den Angriff scherzhaft und antwortete ebenso:

„Du glaubst wohl, daß ich das Leben eines Landsknechts führe?"

„Der junge H. von eurem Regiment hat in wenigen Jahren das Vermögen seines Vaters durchgebracht und Tremlin sich erschossen — wohl nicht aus Liebesgram, wie der Alte uns glauben machen möchte."

„Tremlin war ein Trinker, ich darf über die Affaire nicht sprechen — das Offiziercorps schweigt

darüber. Ebo H. aber hat sich auf der Rennbahn ruinirt, ganz unsinnige Summen dort verwettet."

„Nun ja, das meine ich eben, es sind die alten Teufeleien, verfeinert vielleicht, aber doch die Gewohnheiten des Landsknechts. Ich an des alten H. Stelle hätte den Bengel fallen lassen, anstatt seine Schulden zu bezahlen. Uns kann dieser vautrien hier nichts mehr nützen."

„Ich habe noch nie eine Karte angerührt, Onkel Eberhard. Fälle wie die angeführten kommen überall in der Welt vor und zählen bei uns, Gott sei Dank, zu den Seltenheiten."

„Bei uns?" höhnte der Onkel.

„In der preußischen Armee," erläuterte Curd.

„Bei uns kommt dergleichen nie vor. Wer sich von dem Erbe der Väter verläuft und an fremde Herren verkauft, gehört nicht mehr zu uns."

Das Kinn trotzig vorgeschoben, höhnisch mit dem Kopfe nickend, verließ Eberhard den Hof, ohne sich nach dem Neffen umzusehen. Ganz gegen seine Gewohnheit schritt er auf die Landstraße hinaus, die zwischen seinen Feldern nach Strelitz zu führte.

Feierabend hatte noch nicht geläutet, es befanden sich noch Leute, mit Häufeln eines Kartoffelackers beschäftigt, auf dem Felde.

Der Gutsherr schritt langsam dahin, den Kopf gesenkt, die Hände in den Taschen seines einfachen Sergerockes. Hin und wieder blieb er stehen, sah den Arbeiten eine Weile zu, sprach aber niemand an. Das elende Fuhrwerk eines Schacherjuden, der

hausirend die Gutshöfe besuchte, kam von Strelitz herab ihm entgegen und fuhr an ihm vorüber.

Der Jude grüßte devot, Eberhard kannte ihn und nickte gleichgiltig.

Gleich darauf hörte er das „Hü!“ und „Hott!“ womit der Jude den müden Trab des magern Tiers begleitete, zu lauteren Rufen sich steigern und bemerkte, daß die Leute auf dem Felde sich in der Arbeit unterbrachen und, mit der kurzen Pfeife im Munde, alle nach derselben Richtung schauten. Nun sah sich der Gutsherr auch um. In geringer Entfernung hinter ihm hielt der Karren des Juden, und das Pferd lag am Boden, in den Stricken hängend, die das Sielenzeug vertraten. Der Jude bemühte sich vergeblich, das Pferd emporzureißen.

Eberhard ging zu dem Gefährt zurück.

„Schneide die Stricke los, Isaakfohn. Was hat denn das Tier?“ sagte er zu dem Juden, der sofort in lautes Jammern ausbrach.

„Ach Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs! Was soll das Tierchen haben, gnädiger Herr! Gut gehabt hat's bei mir, und gekostet hat es fünfzig preußische Thaler.“

„Der Gaul krepirt — schneide die verfluchten Stricke durch, damit er sich wenigstens ausstrecken kann, ehe es zu Ende ist.“

„Die teuren Stricke — die guten Stricke — wie haißt — werde ich zerschneiden die Stricke, wo gekostet haben mein schweres Geld!“ rief der Jude und er suchte die Knoten zu lösen, wobei ihm die Hände und die fettigen Locken zitterten.

Eberhard drehte sich um. Da standen mehrere der Arbeiter in nächster Nähe und sahen dem Schauspiel gelassen zu.

„Lüd — hierher — angefaat!“

Es rührte sich aber keine Hand und kein Fuß.

„Känt Ji nich hüren? Ick will dat Ji mi helpt!“ rief Eberhard laut und heftig.

Nun traten einige der Leute über den Graben auf die Landstraße.

„Dat Lintögels dörchsnieden!“ befahl Eberhard.

Die Leute blieben stehen in ruhigem Trotz.

„Wat schall dat bedüden?“ fuhr Eberhard in gesteigerter Heftigkeit fort. „Wo? Ji willt Jug'm Herrn nich miehr folgen?“

„Wi dauhn Arbeit vör uns' näg Herrn, äwer dat? Is keen Arbeit vör uns,“ murrte einer von den Leuten.

„Dat 's min Bifehl un Minschenplicht!“ rief Eberhard heftig.

„'n oll'n Jud? Dat is keen Minsch,“ antwortete ein zweiter von den Leuten trotzig.

„Wat is he denn, Ji Dämels?“

„Dat 's man blots ein Jud,“ beharrte der erste, und die anderen nickten beifällig dazu.

Das Pferd war tot, und der Jude raufte sich verzweifelt den langen Bart.

„Dat kann hie nich so liggen blieven,“ sagte Eberhard etwas ruhiger, „dat möt ut dem Weg. Hier dei Mähr an de Sied schafft un de Hoppheidikram ook — angefaßt, Lüd!“

„Dat dauhn wir nich,“ antwortete bedächtig ein älterer Mann.

Andere setzten hinzu:

„Un dei oll Jud möt taukieken.“

„Dat is ein verschempfirlich Stück Arbeit.“

„Nä, dat is unse Ehren to nah.“

„Ick will Jug liehren, wat Ehren bedüden deed: Folgsamkeit sienem Brodherrn, dat is Knechtes Ihr!“ schrie Eberhard.

In bewußterem Trotz antwortete darauf einer:

„Mit so 'n Kummandiren, schäll ok bald en End nehmen un annersch wer'n, un Knechte sünd wi nich.“

Ein heller Pfiff in drei Tönen erscholl von der Gutsseite her. Jeder in Carntzin kannte diesen Pfiff, so pflegte sich seit seinen jüngsten Knabenjahren Curd zu signalisiren. Alle Köpfe flogen herum, und aller Augen sahen den jungen Offizier schnellen Schrittes auf die Gruppe zuschreiten.

Vom Wirtschaftshofe aus hatte Curd den Vorgang auf der Landstraße beobachtet und den Zusammenhang erraten. „Ich werde helfen!“ rief er schon von weitem. Ohne zu fragen, schob er in seiner raschen, energischen Weise den Juden beiseite und faßte den Kopf des Pferdes.

„Din Metz, Hinrich!“ rief er den Burschen an, der sich eben geweigert hatte, zu helfen.

Der junge Mensch, ein ehemaliger Spielkamerad Curds, zog sein Messer aus der Tasche und reichte es hin.

„Haut af, wenn ick mit Die red!“ befahl der junge Offizier, und der Bursch nahm beschämt seine Kopfbedeckung ab.

Curd hielt des Pferdes Kopf und wies auf die Stricke.

„Snied af!“ kommandirte er.

Hinrich that es.

Das Pferd fiel schwer nieder. Curd richtete sich auf.

„Der Gaul ist tot,“ redete er den Juden an, „Du hättest ihn ein Jahr länger fahren können, wenn Du das Tier besser genährt hättest. Es ist eine Schinderei, sein Vieh arbeiten zu lassen, ohne es satt zu machen.“

„Gott der Gerechte, hab ich doch geteilt mein Brot mit dem Pferdchen!“ greinte der Jude.

„Eine Metze Hafer täglich würde dem alten Tier besser gewesen sein.“

„Womit soll ich bezahlen den Hafer, gnädiger Herr? Hab' ich doch kaum Brot für die Kinderchen und muß bezahlen die teuern Steuern und Abgaben, und wenn ich komme zu die Bauern — wer schenkt mir Hafer fürs Pferdchen? Kaum ein Bündelchen Stroh und Heu, und dann wollen sie die teure, gute Ware halb umsonst haben!“

Ohne die Jammerworte des Juden zu beachten oder sich mit dem stumm daneben stehenden Onkel zu verständigen, wandte sich Curd an die Hörigen, die mit der ihnen eigentümlichen ruhigen Gelassenheit zusahen. Er rief den nächsten an.

„Jehann, hahl de Waterslöp ut dem Hof un schaff dat dodig Veih nach de Schinnerkul — äwerst gliekst!“

Johann ging.

Curd wandte sich zum nächsten.

„Du, Claus, loop nach dem Entspekter un laat di den lütten Brunen rutgewen un upschirren, un denn settst Di up un kümmst to rieden.“

Nun drehte er sich zum Juden herum.

„Das Pferd kannst Du vor Deinen Karren legen un den Kram dann in das Spritzenhaus bringen, dort sollen die Sachen von mir verschlossen werden, bis Du Dir ein anderes Pferd beschafft haben wirst.“

„Wo soll ich mir denn ein Pferd beschaffen — waih geschrieen! Hab' ich doch das Geld nicht beisammen; die Bauern werden merken, daß ich stecke in Not und Verlegenheit, muß ich beßahlen dreimal so teuer ein schlechtes Pferdchen —“

„Das ist Deine Sache,“ unterbrach Curd das Winseln des Juden.

Bis jetzt hatte Eberhard Oldenfleth kein Wort gesprochen; sein Gesicht hatte sich mit roten Flecken bedeckt, ein Zeichen starker Aufregung, von Curd nur zu genau gekannt.

„Was Du da anordnest,“ begann Eberhard heftig und hob die geballte Faust gegen die Leute, „das hatte ich zuvor angeordnet, aber die Schurken besaßen die Unverschämtheit —“

Curd unterbrach ihn, indem er sich wieder mi einem ruhigen, kurzen Befehl an den Rest der Leute wandte:

„Wi willen nu Fierabend anseggen, Un Ji Lüd, gaht nah bei groot Schühn, dor känt Ji up mi töwen.“

Dann faßte er des Onkels Arm und führte ihn eine Strecke weiter, ehe er sich das Vorgefallene erzählen ließ. Dies geschah in großer Erbitterung seitens des alten Oldenfleth.

„Die Leute sind Dir aus der Hand geraten,“ antwortete Curd, „ich werde sie vornehmen und ihnen die dicken Köpfe zurechtsetzen.“

„Dir gehorchten sie, und Du fordertest nur dasselbe,“ resümirte Eberhard, immer wieder den Vorwurf gegen den Neffen richtend.

„Ich faßte jeden einzeln an, Du hast ihnen wahrscheinlich nur im allgemeinen Deinen Befehl hingeworfen und dann“ — Curd lachte schon wieder — „es waren ja meist alle meine alten Spielgenossen, die mir stets aufs Wort zu pariren pflegten; ich habe sie mir militärisch geschult, und die Uniform verlieh ihren Erinnerungen vielleicht noch einigen Nachdruck. Diese werden mir später einmal keine Schwierigkeiten bereiten, dessen bin ich ganz gewiß.“

Der Onkel schwieg, ihm gefiel nicht alles, was der Neffe sagte.

In kürzester Frist erschien Hinrich mit der Schleife, auf welche das tote Pferd geladen wurde, etwas später kam auch Jehann auf dem befohlenen Braunen und half sogar dem Juden das Pferd vor den Wagen spannen.

Eberhard ging voraus dem Hause zu, während Curd bei dem Wagen blieb, bis der Jude sich mit

demselben in Bewegung setzte. Diesem folgte er bis vor das Spritzenhaus, ließ das Pferd ausspannen, von den Knechten die Karre in das Gebäude schieben, welches er selber abschloß. Ihm war auf das bereitwilligste von den Ortsgehörigen gehorsamt worden.

„Kann ich nicht das Schlüsselchen mitbekommen, gnädiger Herr?“ fragte der Jude und machte bei der unverschämten Frage den Buckel so krumm, daß der Kaftan den Boden schleifte.

„Du bist impertinent, Mauschel; ich hätte Lust, Dir Deinen Kram über die Feldmark auf die Landstraße werfen zu lassen,“ antwortete Curd. „Deine Sachen sind in herrschaftlichem Gewahrsam — und nun fort. Beschaffe Dir einen Gaul, der Inspektor wird Dir später den Wagen wieder ausliefern.“

Der Jude erschöpfte sich in Entschuldigungen, Beteurungen und Bücklingen, Curd drehte ihm den Rücken und begab sich in die große Scheune im Wirtschaftshof.

Dort fand er die Leute bereits versammelt, kommandirte Aufstellung nach der ihnen von früher bekannten militärischen Ordnung und redete die kleine Abteilung plattdeutsch an:

„Lüd! I wo? Ji hewwt hüt jug'm Herrn bei Howen* upseggt, un Jug mit 'm Respekt un Gehursam em tauweddern leggt? Kiekt mi mol in die Oogen, Lüd! Ji känt dat woll nich miehr! Ji slaht Jug Ogen henndehlen up den Irdbodd'n! Lüd, wo

* Unterthänigkeit.

is dit mäglich! Ick weet jo recht good ut Jug negen oll'n Köpp kümmt un stammt so wat nich — nee — jug is mal wedder wat vörblas't worden. Jenner, de Düwel, geiht dörch de Welt, sich to verlustiren so up sien mall Düwelsoart — un nu häd hei hier in us mecklenbörgisch Vaderland och so 'n schün Andenken taurügg laaten. Dorüm is up Orders un Ansäuken von unsem Großherzog dat Körassierreement Numero zwei von Seiner Majestät dem König von Preußen, dem to dienen ick mi as mecklenbörgisch Unnerdahn to Glück un Ehren schätze, herschickt wor'n, dormit hier de unsäuberlich Oart ruterbröcht ward, un to desem Endzweck häd mien Regiment up vier Flähg tögliek de mecklenbörgisch Grenzen üwerschräden. Wenn dat nu ok siehr tau wünschen un nothwendig is, so 'n entfahmtig Lock, wo de Höll insitten deiht, von militörischem Geist mit Tucht dägde Ordnung dörchröſern tau laten, so will ick jedoching Carntzin vör deese groote Schimpfirung un Schand biwahren in de ganze Welt as 'n stinkig Höllenlock utröchert to warn; Dat to ierst, un dennahst taum tweit: Ick bruk dat nich un heww dat ok nich nödig. Achter jugem ollen gnä Herrn — wo sien Kräften sünd von sworre Krankheit braken, un sien Hart had sich in Bangnis üm sien leiw Fru von Carntzin afwennt nach bawen, wo hei all sien verluren Glück söcht — jo — achter dem terbraken oll Mann — hier stah ick — Lüd — un ick bin jung un stark un nehm dat mit'm Düwel un sien Höllenbrugels un Backels perßöhnlich up, wenn dat galt,

mien Will un Macht to bihaupten. Hier in Carnzin häd Einer to regieren, dat is jug Herr, un ein Gesetz gellt vor jug allen — dat is Origkeit Order variren, Folgsamkeit. Dat möht dem Düwel höllisch Mäuh kost hewwen, jug den ollen Brägen* to schürren,** bis dat Ji Allees vergeeten hewwt. Herr Gott sei Loff un Dank, mi ward dat so suhr nich, jug wedder torecht to stellen. Kiekt mol torögg, Lüd, up die söfshunnert Johren, wo dat jug Oellervahrers so moy un sacht tau Maud west is ünner de Herrschaft von Lehnherrn Oldenfleth. Jug Oellervahrers hewwen sich nicht tauweddern leggt, Arbeitslasten tau drägen, denn se wühsten jo, ehr Brodherr drog de grötste Lasten, wo Kriegsleiden, dürre Zeit, slichte Aust*** un oll der Wessel in Tied em upleggt — sien Hörigen awerst hewwen in goden un slichten Tieden Brot, Kurn un Veih in Hus un Stall had, un wenn ehr Herr sich dat Geld dertau had uplehnen müßt. So is dat recht, so schall dat sind, so ward dat bliewen! Un so as ick will — also geschüht."

Hier machte der Redner eine Pause, die Leute ließen die Köpfe hängen. In weicherem Ton fuhr Curd fort:

„Wat heww ick mi doch freut bi jug, in jug Hüsing tau kamen — wat heww ick mi freut äwer so'n Weddersehn! Nu kam ick all lang nich bi Jug,

* Hirn.

** anheizen (erhitzen).

*** Ernte.

denn mien königlich preußisch Mondirung, das Symbolium un Kunterfei von Ornung, Gehursam un Properté, dat paßt nich in Hüsings, wo dat mäglicherwies noch nach'm Düwel stinkt un so'n Undähg* em misshacken** möht. So — nu gaht nach Hus un vertellt Fru un Kinner, worüm dat Junker Curd ditmal nich kümmt, sich sien, Willkam ok' tau halen. Awerst dat segg 'ck jug, Lüd, wenn ick dat annermal wedderkoam, da will ick jug Hüsing propper finden von allem Höllendüwelsdr... un Undähg — ick denk doch, Lüd, mi ward doch noch mal moy un woll bi jug üm Hart un Lewer. Un nu denn: Na, adjüßing ok, Lüd!"

Die Leute zogen ab, halb trotzig, halb beschämt, alle stumm, bis auf Hinrich und Johann, Altersgenossen Curds, welche, die Mützen in den Fäusten drehend, an ihn herantraten und wie aus einem Munde sagten:

„Wi verbidden uns ock bi us' gnäd' Herr Junker," worauf ihnen dieser ernst zunickte.

Auf dem Wege ins Dorf wurden aller Stimmen laut, und sie gaben ohne Ausnahme dem jungen gnädigen Herrn recht.

„Dat 's 'n hellschen, forschen Kierl, us' Junker. Hei dend sien Recht sich nehmen."

„Alltied hätt hei'n Hart vör uns had, dat 's woar un richtig."

---

* Uebles, Schlechtes.

** anhangen.

„Mit de Unquedlichkeiten un mit dat oll uneinig Gewes' möt dat ok woll so slimm nich wesen, denn us' Junker steiht doch dem ollen gnä Herrn stramm tau Sieden un kummandirt as 'n richtigen Nachfolger tau kümmt. Dat dörft hei sich doch nich unnerstahn, wenn hei mit de Arfschaft torögg smäten wiehr."

„Uns' Dierns äwerst — ach Du mein — Dei ward schön guittschäwsch* kieken, wenn se hüren, dat Junker Curd mit sien blank Mondirung nich to Dörp kümmt von unsertwegen. Wo quaad** un siehr giftig ward Hanne ehr Zündags Kledahschen in de Lahd packen; ick weet jo, worüm dat sei in de witt fläßen Schört vör dei Husdöhr sich wümmer kadenzen deed."

Nachdem der Hof leer geworden, schlich Toby aus der großen Scheune, von welcher aus er den Worten des Junkers gelauscht hatte.

Eberhard hatte des Vorfalls auf der Landstraße mit keinem Wort mehr gedacht, und so schwieg auch Curd darüber.

Die junge Gesellschaft nahm nach dem Abendessen noch Platz unter einer der großen Kastanien, die den Hof einfaßten. Eberhard hatte sich früh zurückgezogen, ohne Abschied von dem Neffen zu nehmen, Tante Dina hingegen, deren zarte Gesundheit ihr nicht gestattete, einen Frühlingsabend im Freien zuzubringen, verabschiedete sich zärtlich von Curd.

„Alberto sollte auch vorsichtiger sein, er ist aber

---

* piquirt.

** kleinmüthig.

so leichtsinnig in Bezug auf seine Gesundheit; Klementine mit ihrem robusten Körper kann freilich alles vertragen," setzte sie seufzend hinzu, „und Hertha als eine Tochter der rauhen Küste natürlich auch. Ich bringe ihr und Eberhard ja freudig das Opfer, in Carntzin auszuhalten, um es aber länger zu können, muß ich eben haushälterisch mit meiner Gesundheit umgehen."

So ging sie, keinem zu leide, und die vier jungen Menschen blieben allein unter der Kastanie, deren Frühlingslaub bereits einen dichten Schatten in den mondscheinübergossenen Hof warf. Klementine und Curd führten das Wort, sie hatten viel zu fragen und mitzuteilen. Albert war schweigsam wie immer, und Hertha lehnte stumm lauschend an Klementinens Schulter. Curd hatte nach Fräulein Hanisch gefragt und erfahren, daß diese auf Urlaub sei.

„Unterdes studirt Hertha bei mir Sprachen, besonders Italienisch," erzählte Klementine, „und Alberto nimmt sich der sehr vernachlässigten Literaturgeschichte an. Sonderbar, daß Hertha für die alten Heldensagen und auch für die Blütezeit der Dichtkunst vor den Kreuzzügen so schwer zu interessiren ist."

„O Lütting, das wundert mich sehr!" rief Curd überrascht aus und wandte sich der kleinen dunklen Gestalt zu, die neben Klementinens Höhe, Fülle und Helle wie ein Schattenstreif erschien. Die ältere Cousine trug gern lichte Farben, die ihrem Blond kleideten, während Hertha fast ausschließlich dunkle Kleider trug, nicht aus eigener Wahl, sondern weil Tante

Dina die Garderobe ihrer verstorbenen Schwester, Herthas Mutter, von dem Kinde auftragen ließ.

„Wie schwärmten wir einst für unsere Helden aus der Geschichte und den Balladen. Erinnere Dich, wie tief Du damals beklagtest, daß es keine Lindwürmer mehr gäbe," sagte Curd.

„Das war ganz etwas anderes," behauptete Hertha aus ihrer Ecke hervor. „Curd erzählte mir immer so begeistert von den großen Helden, deren Geschichte er in der Schule lernen mußte; den Kampf mit dem Drachen und andere Balladen wußte er auswendig und sagte sie so schön her! Da mußte ich mir vorstellen, wie gut er selber einen solchen Ritter abgeben würde, ich fürchtete aber, daß keine großen Thaten mehr für ihn übrig geblieben sein möchten."

Während Klementine und Curd sich amüsirten, schüttelte Albert den Kopf und meinte:

„Da begreife ich um so weniger, daß Dich das Epos aus der Blütezeit der Poesie, die mittelhochdeutsche herrliche Dichtung und die Periode der Ritter und Minnesänger so wenig interessirt. Du hättest Dir ja überall den Curd hineinträumen können, wenn es nur darauf ankam."

„O nein," rief Hertha lebhaft, „darauf kommt es eben nicht an! Unsere Helden von damals verrichteten nur edle Thaten und zwar ganz einfach, es waren Kriegshelden oder Befreier von unschuldig Leidenden, Kämpfer für das Vaterland, den Glauben oder für eine große Idee, aber bei Deinen Helden und Rittern aus der Literatur dreht sich's immer nur

um die ewige Minne. Sie thun die allerschrecklichsten Dinge, aber eine ‚minnigliche Maid‘ oder ein ‚wonnigliches Weib, Frau Minne‘ und irgend eine minnigliche ‚Strunzerei‘ steckt dahinter und ist die Ursache von allem. Ich kann das dumme Wort schon gar nicht mehr hören oder lesen, es ärgert mich, ich finde es lächerlich, und es ist mir schrecklich zuwider.“

Die ausbrechende Heiterkeit der Zuhörer — selbst Alberts ernstes Gesicht nahm in stiller Weise daran teil — verletzte die Kleine tief; sie verließ ihren Platz unter der Kastanie und trat in den hellen Mondschein hinaus.

„Lacht so viel ihr wollt! Ich werde stets den Ritter Georg bewundern und einen Ulrich von Lichtenstein verächtlich finden.“

„Da hast Du aber auch einen Helden aus dem Verfall der Dichtkunst hervorgehoben,“ gab Albert zu bedenken.

Curd fragte neckend:

„Möchtest Du nicht, daß ich dreizehn Jahre Dir diente und um Dich würbe, wie der edle Ritter und Minnesänger Ulrich von Lichtenstein um seine Dame diente und warb? Die Zeit könnte ungefähr reichen.“

Hertha antwortete nicht.

„Du würdest mir am Ende auch so grausam mitspielen, wie Ulrichs edle Dame that?“ fuhr Curd fort.

Stumm wandte ihm Hertha ihr mondbeschienenes Antlitz zu, die weiße Stirn leuchtete, der Purpur

auf Lippen und Wangen war selbst im Mondlicht erkennbar, die blauen Augen aber erschienen schwarz wie das ebenholzfarbene Haar.

„Aber, Schneewittchen," rief Klementine, als Hertha nur mit einem stolzen, kalten Blick die Neckerei Curds beantwortete, „wie kann man der Romantik so abhold sein, wenn man ein so romantisches Aeußere hat wie Du und auf dem besten Wege ist, zur minniglichsten Maid zu erblühen?"

„Das wird einem stachligen Backfisch zum Glück nicht möglich sein," antwortete Hertha kühl, „außerdem ersuche ich Dich, mich mit dem albernen Wort zu verschonen, Klem."

„Es ist durchaus nicht albern, Lütting," behauptete Curd, „ich kenne manch minnigliche Maid und habe den Zauber an mir erprobt."

„Vielleicht bei dem berühmten Trudlieschen?" äußerte Hertha erzwungen gleichgiltig.

„Trudlieschen?" meinte Curd, er sann ein weilchen; „hm — nun ja — vielleicht! — Aber an die dachte ich gerade nicht."

„Oder Klem?" schlug Hertha vor.

„Klem gehört mehr zu der andern Kategorie, die Du vorhin nanntest, sie repräsentirt das wonnigliche Weib."

„So — kennst Du vielleicht noch andere aus den Gattungen?"

„O ja, gewiß! Es gibt in Berlin und speziell am Hofe eine wahre Auslese an schönen und bezaubernden Frauen und Jungfrauen."

„Da nimm Dir doch ja den Frauendienst Ulrichs von Lichtenstein zum Muster, wenn Du das Dichten bekommst."

Wieder lachten die Zuhörer und Curd am herzlichsten.

„Ich und Dichten! Nein, miene lütt Söting, dazu habe ich keine Anlage. Das Dichten und Trachten, Reimen und Schmachten bekäme ich niemals fertig."

„Auch nicht, wenn Du einmal unglücklich liebtest?" fragte Klementine.

„Ich liebe nie unglücklich!" versicherte Curd übermütig. „Darum habe ich das Trachten und Schmachten nicht nötig und das Dichten und Reimen zum Glück auch nicht, denn ich lebe und genieße dafür lieber."

„Siehst Du," sagte Hertha etwas besänftigt, „das meinte ich ja von Anfang; wir beide haben andere Ideale gehabt, und es paßt keiner jener minneschwögenden Ritter auf Dich."

„Minneschwögend! Famos! Frau Minne hast Du also die Fehde erklärt, und ich prophezeie Dir, sie wird sich an Dir rächen. Wenn ich auch kein Dichter bin, auf Frau Minne laß ich darum doch nichts kommen und wünsche sie mir stets zur besten Freundin."

Hertha machte ein ganz schmerzliches Gesicht.

„Ich habe mir wohl gedacht, daß das Soldatenwesen Dich mir entfremden würde! Wenn es nicht der Corpsgeist und die Kameradschaft ist, so ist es die Minne oder etwas anderes — aber ich ahnte es schon damals und fühlte es gleich beim Wiedersehen: Du bist ein anderer geworden. Es wird nie mehr, wie es war, und wir haben Dich verloren."

Curd war aufgesprungen und der kleinen Cousine in den Mondschein gefolgt.

„Lütting, armer kleiner Narr,“ sagte er zärtlich, „was machst Du Dir doch für unnütze Schmerzen! Beunruhige Dich nicht, Söting, bleibe nur selber unserer Heimat treu, meine Wurzeln sind stark genug. In elf bis zwölf Jahren, da wirst Du mit Deinen Feinden, dem Corpsgeist, der Kameradschaft und der Minne, Frieden schließen; bis dahin überlaß mich ihnen unbekümmert, ich komme schon ungerufen nach Carntzin und zu Dir zurück.“

Hertha entzog sich seiner Umarmung, stieß seine Hand zurück und rief in leidenschaftlichem Ton:

„Dein Mitleid und Deine Großmut brauche ich nicht! In zwölf Jahren! Da meinst Du wohl die kleine Hertha, das arme, dumme Ding, wiederzufinden und zu trösten?“ Sie lachte kurz auf. „Irre Dich nicht. In zwölf Jahren, da bin ich eine Künstlerin geworden, da brauche ich Dich gar nicht mehr, auch später nicht — nie mehr, so lange ich lebe, denn, damit Du es nur weißt, ich lebe und sterbe als Lehnsjungfer auf Carntzin!“

Nachdem sie ihm die letzten Worte triumphirend zugeschleudert, sprang sie quer über den mondhellen Hof dem Hause zu, an dem Pferd vorüber, welches ein Reitknecht eben hinausführte, damit der junge, gnädige Herr es unter den Kastanien besteige. Sie hatte Curd immer am liebsten gehabt, wenn er stolz und sicher zu Pferde saß oder lustig und übermütig mit dem Pferde dahinflog. Heute war ihr das

entgangen, sie hatte ihn nicht ankommen sehen, und das Herz war ihr schwer geworden, als Klementine erzählte, wie seine Erscheinung im Walde sie entzückt habe. Im stillen hatte sie gehofft, ihn nun beim Abschied bewundern zu können. Die ganze Zeit unter der Kastanie mußte sie sich das ausmalen, und sie dachte ihn sich nicht im Schritt aus Hof und Thor reitend, sondern mit dem Pferde über die Einsenkung der Mauer hinwegsetzend und im flotten Galopp dahinjagend, wie er es unter ihrem jubelnden Zuruf als Knabe so oft, ach, so oft gethan. Und nun sollte sie das heute nicht sehen und hatte sich selbst um die Freude gebracht. Aber jetzt umkehren? Nicht um die Welt, nicht um das Glück! Sie war auch eine Oldenfleth!

Aber dies Hochgefühl trug sie nur bis vor Alschings Thür; da verließ sie den stolzen Renner und trat in das Stübchen, leise und sanft wie der Traum, der die Alte eben beschlichen, und dann nahm sie den demütigen Platz zu Alschings Füßen ein und barg das trotzige Köpfchen in dem Schoß der Treuen.

„Hast Adjüßing gewen, Herthing?“ fragte die Alte, das Haupt müde von der Brust hebend. Die Wirklichkeit schloß sich ihrem Traum so sachte an, daß sie den Uebergang kaum gemerkt hatte.

„Ja,“ antwortete das Mädchen leise, ohne sich zu regen.

„Hei is to Pierd kommen?“

„Hei is —“

„Un all wedder wegrüden?“

„Ja!“

Es war nur gehaucht, aber die Alte hatte es verstanden und verwebte die leisen Antworten in ihren Traum, sie brauchte nur wenig aus der Wirklichkeit — die Erinnerung war reich und lebhaft genug.

„In sien scheune, blanke Mondirung? Ach, Lütting, wo stolz!“

„So stolz —“

„Un wo scheun!“

„Wunnerscheun!“

Eine Pause — während ein paar Wölkchen, Schäfchen nennt sie der Kindermund — über den Mond zogen —

„Wenna kümmt hei wull wedder, Herthing?“ fragte die Alte träumerisch.

„Weet nich, Alsching.“

„Wenn hei wedder so lang wegblieft, Lütting, dann ward hei mi woll nich mehr finden, denn ick kann nich so lang miehr täuwen.“

„Ick ook nich, Alsching.“

„Ach, Kindting, wat snakst Du! Mien Tied is all lang, lang üm. Varre Dod verfehlt mi man blots noch. Dien Tied kümmt äwer noch ierst, Dien Dag geht jo ierst an, Du kannst täuwen. Wo 'n glücklich Lebenstied liggt vör Di.“

Hertha hob den Kopf und streckte die gefalteten Hände von sich, in den Schoß der Alten.

„Hür mie, Alsching. Ick war Di wat seggen.

Ick will Künstler'n warden, so 'n groot, birühmt Künstler'n, und hier in Carnzin, dor will ick vör de Kunst 'n Tempel uprichten und dorvör will ick blots allein lewen."

Die Alte rückte verächtlich mit dem Kopf.

„Ach wo! Dummen Snaak, Lütting! In Anfang — so 'n ganz lütt Wiel, dor geiht dat jo mit dat Pinseln un Malen, un Farw und Klarren un all so 'n Tügs, äwerst lang wohrt jo dat nich. Häst Du man ierst 'n Mann un Kinner — na täuw man — züh — dei warden Di bimalen — rut, rut, heit dat mit 'm Tempel, immer rut un Platz gemakt."

Das Mädchen lehnte sich an die Alte und rückte aus dem Mondschein in den Schatten.

„Alsching, wat denkst Du denn? Ick will jo lewenslang nich friegen, als Lehnsjungfer will ick lewen un starwen," sagte sie leise, als scheue sie sich, der Alten das große Geheimnis mitzuteilen.

Die Alte gähnte, sie hatte alles Träumen abgeschüttelt.

„Lütting, dat is doch 'mal wedder so rechten Kinnersnaak. Wat weit ock en Kücken von Ei leggen, wann sien Tied kümmt makt dat sien Nest."

„Un ick seg Di" — Hertha war plötzlich mutig und trotzig geworden — „ick bruk nich to friegen!"

„Na, mien Döchting, wenn Du nich friegen wist, so ward doch de Junker Curd friegen. Un züh dann, da möhtst Du sülben rut mitsammt dien Kunst, un Platz maken vör de junge gnä Fru von Carnzin."

Jetzt erhob sich Hertha.

„Dat versteihst Du nich, Alsching,“ sagte sie ernst und sicher, „ick bruk nich Platz maken, niemalen und nimmer nich. Ick kann ümmer hier bliewen, so lang as ick lew, un Curd kann nich anners Herr werden up Carntzin, as bet ick dod bün. Un ick wer nu grad gruglich alt war'n un all sien ewertrugen Rechnung zu Schanden maken.“

„Döchting, Kindting,“ sagte die Alte und schüttelte besorgt den Kopf, „wo käuhmst Du woll to so 'ne sündhaftig Gedankens?“

„Schürrköpp' Du man, Alsching, mien Part is doch makt,“ sagte das Mädchen, und ihre Augen leuchteten in finsterem Glanz.

„So wat hew ick mien Lebtag nich hürt! Dat is jo wedwas, is jo unnatürlich! Wo? Du willst jo woll in Dien egen Fleisch snieden! Nee, dat is mi binah tau striepig blag.“

Und nun stand die Alte auf und schüttelte die große Schürze auf, als wolle sie die Narrheiten ausschütten, welche ihr die Kleine da hinein gepackt hatte. Dann stützte sie die Hände auf die Hüften, um fester stehen zu können, und hielt ihrem Liebling eine Rede, wie sie selten aus ihrem schweigsamen Munde kam; es klang beinahe hochdeutsch, als sie nach den ersten Worten, mit denen sie die Aufmerksamkeit Herthas forderte, in gesetzter Rede anhob:

„Züh kieh, mien Söting, uns' leew Herrgott mag uns'm gnä Herrn noch 'n langes Leben gewen.

Jedoching, wenn denn mal der Dag dor is, den Dag meen ick, up wen sich Fieken oll bi Lewenstied freut hätt, wenn Junker Eberhard den Junker Hans Henning bi uns'm Herrn Jesum Christum in sien Himmelssaal drägen würd — un deiht sien Bräuding um den Hals fallen un pußt un strakt 'm un all de Weihdagen un Striet sünd utlöscht un idel Freud is wor'n; wenn dann de Engels anfangen to singen im högern Köhr un oll Fieken ward nu en beeten bisid treden un ehr Thranen afdrögen, wo jo wieldeß nich miehr uphallen hewwen to fleiten, sörre deß dat ehr leiw Junker Hans storwen is — züh dann, mien Lütting, dor kiekt oll Fieken mal herdahlen nach Carnzin — künn se denn ook woll ehr Seligkeit froh warden, wenn sei taukieken möht, dat unnerwarts all wedder up dei Spindel leggt ward, wat bawen von de Spul namen is, dat oll Gespinnsels von Undähg und Krakehl? Nee, mien Herthing, wenn ick von bawen dahl kieken dauh, denn will ick idel Sünnschien sehen in det olle Hus; ick mein' de Sönnschien, wo von de Harten utgeiht, un will mit tauhüren, wat de Englings mi Schönes singen von Freud' un Fred' un Herrlichkeit."

Hertha antwortete nicht, sie hatte den Platz eingenommen, den die Alte verlassen. Die kleine Gestalt verschwand fast in dem Großmuttersessel, und das ernste Kindergesicht guckte unter der Backe des Stuhles, welche den Kopf stützen sollte, hervor nach dem Monde hinauf.

Alsching schlurfte sachte im Zimmer umher, ordnete

darin für die Nacht und sparte bei dem hellen Mondschein die Lampe, denn bis in die hintersten Ecken war das tiefe Zimmer mit dem milden, träumerischen Licht von oben gefüllt.

Der Mond stand am südlichen Himmel — dann warfen die Pappeln auf der Altbramberger Chaussee ihren Schatten nach rechts hinüber — und es lag wie ein immer dichter werdendes Spalier auf dem hellen Wege — der Laubschatten aber deckte seitwärts den Feldrain — Hertha sah das deutlich, wenngleich Haus und Hof dazwischen und die Chausse hinter ihr lag! Der Nachtwind hauchte in die Aprikosenblüten; den festen, kräftigen Ranken konnte er nichts anhaben, wenn er auch stärker blies als heute, und den Blüten auch nichts, denn sie entsprangen unmittelbar dem knorrigen Geäste — auch die Vögelchen störte er nicht, sie schliefen lange unter dem jungen Frühlingslaub und in den Blütenzweigen, und die beiden gefangenen im Käfig schliefen auch — Alsching hatte sie aufgezogen, das Elternpaar begraben und sie lebten und gediehen lustig und bauten zusammen ein Nest wie ihre Eltern in demselben Käfig gethan.

Der Blick des Kindes kehrte zum Monde zurück — es waren blasse Sterne um ihn aufgetaucht — wo kamen sie her — wo gingen sie hin? Begleiteten sie den Mond immer — schwächer oder stärker hervortretend, wie ihre Gedanken den einen Gegenstand?

Jetzt mußte Curd wohl die Pappelallee erreicht

haben; sie sah ihn durch die langen, schmalen Schattenstreifen reiten im wiegenden Takt des Galopps. Das ging — poch — poch — poch — sie mußte darauf lauschen — gerade wie ihr Herzschlag. Im Mondschein glänzten Pallasch und Sporn, blitzte die Uniform — gleich darauf deckte alles der Schattenstreif ebenso lange; aber das Blitzen wurde schwächer und die Schatten rückten zusammen, o so schnell — bis sie nichts mehr sah als die Dunkelheit, in der das Bild verschwunden war. Sollte dies wirklich der Abschied gewesen sein, ein Abschied für lange, vielleicht für immer? Ihr wurde plötzlich kalt, sie schauerte zusammen, dann schwoll es im Herzen und stieg wie die Flut bis an den Hals, sie mußte ordentlich schlucken, da gingen die Augen schon über — sie hatte ihm nicht einmal Lebewohl gesagt und ihn nicht ankommen, nicht gehen sehen, und sie hatte sich doch so sehr darauf gefreut!

Klem — ja Klem — die immer gleichmäßig heitere Klem, die hatte ihn heute zweimal zu Pferde gesehen, sie war die erste und letzte gewesen, die ihn gegrüßt — warum war sie hergekommen und die anderen auch? Damit hatte der Friede und das ruhige Glück im Hause aufgehört. Tante Dina und ihre Sippe — wie hatte Curd ihnen gezürnt — er hatte recht gehabt, aus Carntzin und aus ihres Vaters Herzen hatten sie ihn gedrängt, ohne sie wäre in Curd vielleicht niemals die unglückselige Sehnsucht nach dem Corps und der Kameradschaft erwacht — freilich, ohne Tante Dina und ihre Sippe

hätte sich ihr selbst auch niemals Ersatz geboten in der Kunst, der sie so begeistert anhing — Alberto — der gute, allen unzugängliche und ihr allein sich erschließende Alberto — wie geduldig, wie selbstlos mühte er sich mit ihr, dem an Bedeutung so tief unter ihm stehenden Kinde ab! Der schroffe Alberto hatte sie nie durch Wort und That gekränkt — sie empfand eben eine heiße Dankbarkeit für ihn — es wurde in ihr ruhig oder hell beim Denken an ihn — es zog sie auch Klementinen liebend entgegen — auch diese war selbstlos, mehr als Alberto, denn sie diente allen, und sie war stets heiter und schön — Hertha wußte das, denn sie liebte die Schönheit — kein Wunder, wenn auch Curd sie liebte — Klem, wie hatte er sie doch genannt? — ein wonnigliches Weib — sie mußte plötzlich laut lachen.

„Lütting, Du lachst jo woll in Sloap?“ fragte Alsching, in ihrem Schaffen innehaltend.

„Mi häd so wat Putzigs drömt, Alsching. Klem wier Eddelfru von Carntzin un Curd sien Fru — dat is doch nahrsch, man nich?“

„Hüt abend häst Du woll orndlich wat Swores in Dien lüttes Bücking inpackt, mien Döchting,“ sagte die Alte und kam herzu, faßte den Kopf des Kindes zwischen ihre Hände und schüttelte den eigenen. „Dien Blaud puckt mit Unrauh, Dien Kopp brennt as Für, dat kümmt allens ut de Mag un makt so 'n dämlich Dröm. Häst woll wedder von de frisch Wust äten, Kindting, hüt abend? Nu deiht Di bi Nacht de Moard rieden. Dat is jo nich miehr de

oll, god Wust von dunnemals, de nü Mamsell snied ümmer de Speck to groot un deiht von det nümodsch Gewärz mank. Kumm, mien Döchting, ick gew di 'n poa Drüppings von mien Thei, de makt dat Gebläud still un orig, un de Mag-weihdahg, de kümmt gor nich tau Gang."

Gehorsam schluckte Hertha den Dreiblütenthee, der für alles gut sein mußte, und dann küßte sie ihre Alsching zärtlich zur guten Nacht auf die runzeligen Wangen und welken Lippen.

„Ich bin keine Freundin von Küssen!" hatte sie zu Curd gesagt — das fiel ihr eben ein, und sie hatte ganz recht — sie war auch keine Freundin vom Küssen.

Es war ihr so angewöhnt worden, jedem die Lippen zu bieten beim Kommen und Gehen, es wurde noch jetzt oft von ihr verlangt. Tante Dina besonders war groß in solchen Forderungen, nicht für sich, aber für andere, für Albert, der sie niemals geküßt hatte, oder auch für andere Bekannte und Freunde der Familie. Ganz plötzlich war es gekommen, daß sie nicht mehr jeden küssen konnte; es zog sich etwas in ihr zusammen, und seitdem sträubte sie sich dagegen. Den Vater küßte sie freilich morgens und abends, er ließ sich's nun gerade so gefallen — er wandte meist den Kopf ab, und es war gleich, ob ihre Lippen die Wange oder den Rand des Ohres berührten; an Tante Dina hatte sie auch früher niemals Küsse verschwendet, und Klementinens ruhige Freundschaft forderte keine besondere Zärtlichkeit von ihr. Nun gab es in der Nachbarschaft

mehrere Verlobungen, und der Verkehr wurde anläßlich solcher Veranlassung besonders lebhaft. Hertha war immer mitgenommen worden, die Bräute waren nur wenig älter als sie und hatten bisher mit ihr kindlich gespielt. Nach den ersten Besuchen erklärte sie plötzlich, nicht mehr mitfahren zu wollen.

„Mir ist das Küssen dort zuwider," erklärte sie auf Klementinens Fragen.

Diese neckte sie.

„Du brauchst ja nicht mit zu küssen, Lütte."

„Nein," antwortete Hertha störrisch, „aber ich muß es mit ansehen, und es ärgert mich."

Es war nicht Aerger, auch nicht Neid oder Eifersucht, wie Tante Dina meinte — sie wußte die Empfindung aber nicht besser zu nennen.

Als sie die Gefährten unter der Kastanie so schnell verlassen, fragte Curd verwundert: „Was ist's mit dem Kind, es ist kaum wieder zu erkennen?"

Albert hatte sein unruhiges Umherlaufen begonnen. Ohne sich darin zu unterbrechen, warf er seine Worte ziellos hin, wie man etwa Brocken in den Fischteich wirft, gleichgiltig, wer sie schnappt.

„Meine Mutter trägt die Schuld — sie weiß empfindliche Stellen so hartnäckig zu treffen, bis solch ein Fleck stumpf oder rauh geworden ist."

„Nicht übel mitunter," scherzte Klementine, „bei mir hat sich ein im allgemeinen empfindlicher Fleck, die Eitelkeit, entschieden abgestumpft."

„Und bei mir das Herz gerauht," ließ Alberto im Vorbeigehen fallen.

„Das konnte ich mir ganz leicht erklären," rief Curd dem Vetter nach, „durch die konsequente Anwendung von Säure bei Klementine und von Honig bei Dir! Essig macht selbst die Zähne stumpf und Honig schon die Zunge rauh. Womit traktirt Tante Dina denn aber Hertha?"

„Mit Salz!" wurde hinter dem Baum in den gedachten Fischteich geworfen.

Es biß aber niemand darauf an, und Curd sagte: „Das verstehe ich nicht!"

Nun trat Albert hinter dem Baum hervor, machte einen Augenblick Front gegen das sitzende Paar und schleuderte ihm seinen Rest vor die Füße, mit entsprechender Handbewegung.

„Das Unglück des fehlenden direkten Lehnserben, die Ungerechtigkeit der Lehnsbestimmungen, das traurige Los der Töchter bei Majorats- und Lehnsbesitz, das unbegreifliche Ungeschick, in solchem Fall als Mädchen zur Welt zu kommen — das gibt unserer teuren Mama täglich und stündlich Veranlassung zu Thränen des Mitleids, und mit diesem Salz weckt sie in dem Kinde den Geist der Oldenfleths."

Klementine ergriff den Bruder beim Arm und drückte denselben mahnend.

„Was willst Du?" fragte Albert barsch, und sie ließ ihn los und sagte:

„Ach, geh — mit Dir ist nichts zu machen, Du bist nur geschickt, wenn Du den Pinsel führst — eben warst Du in bestem Zuge, den bösen Familiengeist in Curd zu wecken."

„In ihm steckt viel weniger davon als in Hertha,“ murmelte Albert halb für sich und beteiligte sich nicht weiter an der Unterhaltung, die Klementine mit Curd weiterführte.

„Herthas Wesen erklärt sich viel einfacher durch die Uebergangszeit vom Kinde zur Jungfrau,“ sagte Klementine im Verlauf des Gesprächs. „Der Frühling der Kindheit hat abgeblüht, die unreife Frucht ist aber herbe; gönne dem Kinde seine Zeit, es entwickelt sich die Milde ganz naturgemäß. Mamas Einfluß ist hiebei von keiner Bedeutung. Sie hält sich, wie Du weißt, stets ein Steckenpferd; neuerdings hat sie sich auf die mecklenburgischen Lehnsverhältnisse geworfen und Onkel Eberhard zum Stallmeister gewonnen. Die beiden vertragen und amüsiren sich dabei, wie es scheint. Ich schlafe darüber ein, Hertha aber hört aufmerksam zu, fragt und läßt sich belehren — das ist alles — und muß jedem Unbefangenen ebenso natürlich als ungefährlich erscheinen.“

Das Pferd war herbeigeführt, Curd prüfte Sattel und Zaumzeug, seine Gedanken aber verweilten bei dem eben gehörten Gespräch, und als er sich in den Sattel geschwungen, versuchte er in Klementinens Blicken eine Bestätigung ihrer Worte zu lesen und eine letzte Beruhigung daraus mitzunehmen. Sie stand neben dem Pferd, klopfte seinen Hals und reichte dann dem Vetter die Hand.

„Du bist gut und klug, Klem,“ sagte Curd, mit einem prüfenden Blick in das zu ihm erhobene Gesicht. Er suchte, wie gesagt, nur Beruhigung; ihn

frappirte aber etwas anderes, und er rief unwillkürlich: „Wie schön Du bist!“

Sie lachte.

„Das Mondlicht täuscht Dich.“

„Nein, nein,“ verteidigte Curd eifrig, „in Dir spiegelt sich der ganze Reiz der Heimat; ich habe das stets gefühlt, in diesem Augenblick tritt es mir klar ins Bewußtsein. Deine Schönheit ist einfach und üppig wie unser Land, Dein Auge durchsichtig und hell wie unser Himmel, Dein Sinn rein und klar wie unsere Luft und — stark und mild zugleich wie der Odem des Meeres, der das Land durchzieht, ist Dein Charakter.“

Ihrer spottenden Worte nicht achtend, neigte er sich huldigend vor dem Mädchen und zog dessen volle weiße Hand, welche fest und warm in der seinen gelegen, an die Lippen.

Albert hatte in seinem Rundlauf innegehalten, um sich seinem Gedächtnis die „kolossal malerischen“ Lichtwirkungen einzuprägen; dabei vernahm er Curds letzte Worte, sah diesen im Galopp über die Mauer setzen, genau wie es Hertha in wachem Traume erblickte, und wandte dann seine Aufmerksamkeit der Schwester zu.

Diese war in die Einsenkung der Mauer gestiegen und winkte von da aus dem Reiter nach. Das Mondlicht lag voll auf ihrer Gestalt und hob ihr Profil silberhell von dem Hintergrund ab.

Albert betrachtete seine Schwester so aufmerksam, als sähe er sie zum erstenmal, oder entdeckte wenigstens zum erstenmal etwas Bemerkenswertes an ihr.

„Da suche ich seit Jahren nach einem Modell für die Germania, diesem Sammelbegriff deutschen Wesens, und das Ideal davon lebte unbeachtet neben mir," sagte Albert mit großen, offenen Augen. „Daß man über Naheliegendes erst stolpern muß, ehe man es bemerkt!"

Spöttisch verwundert schüttelte Klementine das Haupt.

„Der Mond muß es euch wirklich angethan haben. Curd wird poetisch und Du galant — wenn Mama sich dem Mondzauber aussetzte, würde sie wahrscheinscheinlich edle Linien in meinen robusten Gliedern entdecken."

Noch eine Weile beobachtete sie das Verschwinden des Reiters in den dichter zusammentretenden Schattenstreifen der Pappelallee, ganz wie Hertha ungefähr zur selben Zeit es im Geiste beobachtete, und dann folgte sie dem Bruder in das Haus.

Am andern Morgen kursirte Curds an der großen Scheune gehaltene Rede durch Herrenhaus und Dorf. Toby hatte bei der Wiedergabe die Schlagwörter in eigener Auffassung zusammengestellt.

Scheinbar unbefangen verhörte ihn Tante Dina beim Frühstück; der Schwarze fühlte sich in ihrer Nähe sicher und überließ sich seinen boshaften Instinkten.

„Kien Düwel un kien Minsch süll ihm das Rement in Carntzin verwehren; us gnä Herr — da war jo man blots noch en swak, oll Mann, dei wier bald nedderbraken un dann käuhm hei, de Junker Curd,

un sien Will un Wurt, des möhst eenzigst Gesetz hier wesen. Das nächstemal, da wörd hei inziehen in's Dörp mit sien blank Mondirung, un die Hartens und Hüsings süllen den ollen Unrat rutschmeeten un Platz maken vör preußische Zucht und Sauberkeit und so derglicken."

Tante Dina that erschrocken, und die anderen waren es wirklich, als alle die Wirkung der Worte auf Eberhards Antlitz wahrnahmen.

Später zog Klementine den Schwarzen ins Verhör, er that ganz harmlos und blieb bei seinen Aussagen, verwies dabei auf das Zeugnis der Bauern.

„Das gnädige Fräulein können den Heinrich, Johann und die anderen fragen, ob der Junker Curd — ich wollte sagen, der Herr Lieutenant, nicht accurat so gesprochen hat. Es war wunderschön, und die Leute waren so andächtig, als wenn der Pastor von der Kanzel gesprochen hätte."

Hertha allein vertraute er an, daß die Hörigen den alten gnädigen Herrn längst hätten absetzen wollen um des Junker Curd willen, aber dieser habe die Leute beschwichtigt und auf die Zukunft vertröstet.

Es ging der Tochter wie dem Vater, die Empörung machte beide stumm, und das Gift fraß sich um so tiefer in die Herzen.

Klementine suchte nun die Dörfler auszuforschen, sie konnte aber ihnen keine andere Auffassung abgewinnen.

Vorsicht und Verschlossenheit charakterisirt den mecklenburgischen Bauern, und Eberhard war nicht beliebt, Tante Dina verhaßt, und ihre Kinder wurden als Eindringlinge betrachtet; so zeigten sich also die Bauern doppelt zurückhaltend bei Klementinens Fragen.

Endlich entschloß sich das Mädchen, an Curd zu schreiben. Ohne die Sache besonders wichtig darzustellen, ängstlich bemüht, jeden Schein einer Klatscherei zu vermeiden, teilte Klementine ihm nur mit, daß sie von seiner Rede an der Scheuer gehört, und fragte, ob er diese und jene Redensart gebraucht habe. Aus Furcht vor Uebertreibung schwächte sie die Worte unwillkürlich so, daß sie der Wahrheit nahe kamen.

Curd empfing den Brief mitten in seinen Dienstgeschäften und legte ihm gar keine Wichtigkeit bei. Er ahnte die darin verborgene Verdächtigung nicht einmal und antwortete gelegentlich, dies oder Aehnliches habe er natürlich gesagt.

Diese Bestätigung verschwieg Klementine dem Onkel und Hertha, teilte sie aber der Mutter mit, die dafür sorgte, daß Vater und Tochter sie erfuhren.

„Was soll mir diese thränenreiche Güte?“ fragte Eberhard, als die Schwägerin ihm den Nachmittagskaffee bis in sein Arbeitszimmer nachtrug und mit schwimmenden Augen und zuckenden Lippen kredenzte.

„Ich glaubte, es sei Dir lieber, den Kaffee hier in

Deinem Zimmer zu trinken," antwortete sie sanft; „die Kinder nehmen so wenig Rücksicht auf momentane Stimmungen — ich litt mit Dir namenlos während unseres Mittagessens — vor mir brauchst Du Dich nicht zu beherrschen, ich verstehe den Schmerz, auch wenn er sich in Gereiztheit äußert. Hat der unselige Brief doch selbst auf mich eine betäubende Wirkung geübt."

„Welcher Brief?"

„Ich kann wohl nur den einen, in seiner unverhüllten Wahrheit fürchterlichen Brief meinen. Vielleicht aber hat Curd einen zweiten, erklärenden an Dich gerichtet?"

„Ich weiß von keinem Brief."

Eberhards Ton war wegwerfend und sein Ausdruck gleichgiltig, doch verriet eine Rötung auf den Backenknochen der Schwägerin, daß ihre Worte verf... en hatten.

„O verzeih, lieber Eberhard, ich glaubte natürlich, daß Klementine Dir den Brief gezeigt habe, nachdem sie doch sicher in Deinem Auftrag jene Erklärung von Curd gefordert."

„Von mir hatte sie keinen Auftrag, das ist aber gleich — was enthielt also der Brief des Herrn Lieutenant?"

Das wurde hervorgeknurrt und lockte auf Tante Dinas glattem, schönem Antlitz nur zarte, wehmutsvolle Rücksicht hervor.

„Nein, lieber Eberhard, das kannst Du nicht von mir verlangen; ic... beklage schmerzlich, in der

Annahme, Du wüßtest bereits davon, jenes herzlosen Briefes erwähnt zu haben; seinen Wortlaut bringe ich nicht über die Lippen." Und sie füllte die Tasse in schmerzlicher Energie bis an den Rand.

„Laß nur den letzten Tropfen auch noch hineinfallen," sagte Eberhard ironisch, „auf etwas Gift mehr kommt es nicht an. Was stand in dem Brief an Klementine? Wenn Du es mir nicht sagen willst, werde ich Deine Tochter verhören. Ich will es wissen."

Sie reichte ihm die gefüllte Tasse und er empfing sie wie der Stoiker den Giftbecher.

„Darf ich ihn Dir nicht noch etwas süßen? Der Kaffee ist sehr stark," sagte sie ablenkend, und als er, statt jeder Antwort, den bittern Trank an die Lippen setzte, da ließ sie den angebotenen Zucker symbolisch in den Giftbecher fallen.

„Bedenke, lieber Eberhard," äußerte sie milde, während die sprechenden Augen mit einem verzweifelt hoffnungslosen Blick den Himmel suchten, „daß in einem einfachen Zugeständnis immerhin eine höchst achtungswerte Offenheit liegt. Er hätte ja leugnen oder die entsetzliche Thatsache durch irgend welche Erklärung abschwächen können; daß er dies verschmähte, muß ihm eigentlich eine gewisse Achtung sichern. Er ist ja kein Verbrecher, sondern nur ein Egoist, zu dem ihr ihn — verzeih mir, lieber Eberhard — selbst erzogen habt. Ich habe die Vergötterung, welche man in Carntzin mit dem Lehnserben trieb, nie begreifen können, denn mir trat die

Selbstsucht und Herzlosigkeit dieses Knaben stets unverhüllt entgegen — Du wirst Dich erinnern, daß ich mitunter versuchte, Deine Aufmerksamkeit dahin zu lenken; mehr konnte ich nicht thun, ohne mich in ein falsches Licht zu bringen."

Eberhard hatte die Tasse fortgesetzt und seine Mütze auf den Kopf geworfen, als ob er das Zimmer verlassen wolle. Er blieb aber mitten in demselben stehen und wiederholte für sich:

„Also zugegeben — einfach eingestanden."

„Was blieb ihm denn übrig, lieber Eberhard?" seufzte die Schwägerin, scheinbar ohne zu merken, daß sie die geforderte Achtung für Curds Wahrheitsliebe damit vernichtete, „es waren der Zeugen zu viele, und eine Deutung der Worte ist ja nicht möglich. Sie sind gerade so empörend in ihrer nackten Deutlichkeit. Ich frage mich nur: Wozu diese verfrühte Thronrede? Er muß durchaus gefürchtet haben, daß ihm die Freuden des Berliner Gardelebens durch die Unklugheit der Bauern, die ja nur für ihn demonstrirten, verkürzt werden könnten. Ich bin fest überzeugt, lieber Eberhard, daß Curd Dir noch manches Jahr das Regiment in Carntzin gönnt."

Das letzte wurde mit einem Anflug von Humor gesagt und von Eberhard nur mit einem hohnvollen, zwischen den Zähnen hervorgequetschten „Meinst Du?" beantwortet. Er hatte die Mütze tief in die Augen gezogen, die Hände in die Taschen vergraben und das Kinn vorgestreckt, bis der Unterkiefer sich über die Oberzähne klemmte.

Die Schwägerin verließ das Zimmer mit der freundlichen Mahnung, den Kaffee nicht kalt werden zu lassen; die Tasse blieb halb geleert, aber das Gift hatte gewirkt.

Zwei Tage nach dem Besuche in Carnitzin erhielt Curd seine Versetzung in das Gardekürassierregiment und den Befehl, sich sogleich in Berlin zu melden.

Der König hatte Wort gehalten und sich bei der ersten Vakanz seines Versprechens erinnert. Voll stolzer Freude teilte Curd seine Versetzung und Abberufung sofort dem Onkel mit und beklagte dabei in seiner herzenswarmen Art, daß es ihm vor der Abreise nicht mehr möglich sei, seinen Besuch zu wiederholen; er behielt sich vor, den ersten längern Urlaub dafür zu benützen.

Die Antwort wurde Curd eingehändigt, als er im Begriff war, die Extrapost zu besteigen. Er steckte den Brief ein, ohne ihn zu öffnen; die Kameraden umstanden ihn abschiednehmend, sie hatten sich alle dazu eingefunden.

„Noch eine Cigarre, Oldenfleth, von der Sonntagnachmittagssorte!" forderte einer der jüngeren Herren, der sich besonders an Curd angeschlossen; „ich bin durch Ihre Versetzung am meisten geschädigt! Was rauche ich nun, nachdem Sie mir meine eigenen Glimmstengel verleidet haben? Hier hält sich keiner etwas Vernünftiges."

„Da — Bodmar — meinen Rest," erwiderte Curd und reichte dem langen rotblonden Märker seine Cigarrentasche aus dem Fenster der Kutsche.

„Sie werden dem armen Kerl doch nicht seinen Reiseproviant abnehmen?“ fragte der älteste Offizier den jüngern vorwurfsvoll.

„Gewiß werde ich das — er hat noch eine zweite, recht gute Sorte bei sich, für den Postwagen ganz ausreichend, und es ist die pure Eitelkeit von ihm, mir diese Blume der Havanna zum Abschied zu geben; in ihrem Duft wird mich sein Bild sehr anmutig umschweben. Wer wird mein Nachfolger bei Ihnen werden, Oldenfleth? Ihre Cigarren gönne ich meinem eigenen Vater nicht, und sonst — wissen Sie, Oldenfleth, seien Sie ein bißchen vorsichtig mit meinem Nachfolger, pumpen Sie nicht so leichtsinnig, es ist nicht jeder von Natur so bescheiden wie ich.“

„Werden Sie nicht zu patent in Berlin, Oldenfleth!“ rief ihm ein starkleibiger Pommer zu, der keinen Wert auf Eleganz legte.

Der Premier brachte noch eine Verabredung in Erinnerung.

„Also wenn Sie Ihren Wallach entbehren können — ich lege Hand darauf — hören Sie wohl — Ihr Wort, Oldenfleth.“

„Sobald ich aus unserem Gestüt Ersatz bekomme und mir das neue Pferd einigermaßen zurecht gemacht habe, aber — unter siebenzig Schneppen ist er nicht —“

„Egal — ich nehme ihn.“

Der lange Bodmar höhnte:

„Das glaube ich — in Berlin bekäme er das

Doppelte für den Wallach; wenn ich nicht so bescheiden wäre, hätte ich ihm den Gaul für den Spottpreis längst auf Pump abgenommen.“

Der Postillon knallte, und die Pferde zogen an.

Curd rief den Kameraden zu:

„Auf Wiedersehen beim Rennen!“

„Wollen Sie nicht auf meinen Falben wetten? Ich halte gegen,“ kam von Bodmar zurück.

Curd legte sich in die Ecke.

Der Morgen leuchtete hell wie die Zukunft, und die Trennung war nicht zu schwer. Seine Gedanken flogen hinüber nach Carntzin; noch hielt er den Brief in der Hand — er betrachtete ihn — es waren die widerhakigen Schriftzüge des Onkels. Er schrieb ungern, das wußte Curd, und es rührte ihn, daß der alte Sonderling sofort persönlich gratulirte.

Erst zündete er sich eine Cigarre an, von der zweiten Sorte, die Bodmar weniger schätzte — Curd lachte in der Erinnerung an den „stets nassen“ Kameraden und brach das Siegel.

Ueber dem Lesen schwand der frohsinnige Ausdruck aus dem Gesicht Curds, er las die wenigen Zeilen mehrmals, als könne er den Sinn nicht fassen, und dann trat in seinen jungen Zügen die Aehnlichkeit mit dem Onkel scharf hervor.

An der Cigarre brannte er den Brief an und ließ ihn in Flammen aufgehen.

Eberhard hatte geschrieben:

„Dem preußischen Offizier im Dienst konnte ich

meine Grenze nicht verschließen, als Oberhaupt der Familie verbiete ich sie aber meinem Neffen. So lange ich lebe, soll der Fuß Curds von Oldenfleth Carntzin nicht wieder betreten.

Eberhard von Oldenfleth."

In Carntzin erfuhr niemand von den beiden Briefen, Eberhard schwieg darüber.

Ein Nachbar brachte die Nachricht von der Versetzung und Abberufung Curds nach Carntzin, Klementine wunderte sich, daß der Vetter eine so wichtige Veränderung nicht selbst mitgeteilt hatte, sie wartete noch eine Woche und sandte ihm dann im Namen „aller" eine Gratulation nach Berlin.

Die fromme Lüge ließ Curd unbeantwortet.

So hatte sich denn ein lang vorbereiteter, durch gegenseitige Liebe bisher zusammengehaltener Riß vollzogen.

Ein Nachlassen — und der Spalt klaffte, schnell erweitert durch die Zeit, und vom Geschick nach und nach mit sperrendem Geröll ausgefüllt.

Das Ideal.

Roman von

C. E. Tittmann.

Preis geheftet *M.* 4. —; fein gebunden *M.* 5. —

Die poetische Gestaltungskraft unserer Tage hat sich den Realismus als Losung im Kampf um das Dasein auf die Fahne geschrieben, leider bleibt es meistens beim Fahnenwehen, es ist leicht, ein solches Schlagwort aufzuwerfen, schwer aber, treu und doch künstlerisch die Natur widerzuspiegeln. Die besten Romanautoren sind immer Realisten gewesen und alle guten Schriftsteller werden jetzt und in Zukunft auch Realisten sein. Ein Meisterwerk dieser Gattung, das sicherlich einen ungewöhnlichen Erfolg haben wird, ist der vorliegende Roman. Es ist erstaunlich, wie hier die Menschen, und zwar eine bunte Musterkarte von Personen aus aller Herren Länder, dem Leser porträtirt werden, dazu wird sich schwerlich viel Aehnliches in der gesamten deutschen Literatur finden.

Der rothe Baschlik.

Novelle von

Johannes van Dewall.

Dritte Auflage.

Preis geheftet *M.* 3. —; fein gebunden *M.* 4. —

Es gibt Erzählungen, die eine tiefwurzelnde Lebenskraft besitzen, das beweist die dritte Auflage dieser Novelle. Die Spielsäle von Wiesbaden haben längst ein friedliches, idyllisches Ansehen gewonnen, jedoch die Novelle Dewalls zaubert uns das bunte, gefährliche Treiben dort so lebhaft vor, daß wir sofort wieder auf jenem brennenden Boden uns bewegen, der früher dort heimisch war. Eine Anzahl scharf, mit großer Menschenkenntnis gezeichneter Typen der Gesellschaft, die mehr oder minder dem Roulette und Trente-et-Quarente verfallen, sind überaus plastisch gezeichnet und lassen uns mit inniger Teilnahme und großer Spannung ihren Schicksalen folgen, deren geistvolle Kurven und Verschlingungen dieser Autor mit bekannter Meisterschaft leitet und löst.

Ein Mann.

Roman von

Joh. van Dewall.

Zweite Auflage.

Preis geheftet M. 5. —; fein gebunden M. 6. —

Der berühmte Autor hat kaum je so ins wirkliche Leben hineingegriffen, wie in diesem Roman, und dabei doch eine so ideal angelegte Natur geschaffen, wie diesen Helden — diesen „Mann", der aller Frauen Herzen gewinnen muß und Tausende schon gewonnen hat. Das ist edel angelegter Frauennaturen echtes Ideal: „ein Mann" im vollsten Sinn des Wortes, der ganz auf sich steht, alles sich selbst danken will, nicht dem bloßen Glücke, nicht dem Zufall einer reichen Heirat, die ihn mit Gold überschüttet: zu ihm können sie mit wahrer Verehrung und Liebe aufblicken. Dieses Ideal — ein preußischer Offizier aus vornehmem Hause — hat Dewall mitten in eine sehr reale Welt, die der modernen Emporkömmlinge, gestellt, und seinen Helden das, was ihm leicht in den Schoß gefallen wäre, mit der Energie eines Manneswillens zu erkämpfen suchen lassen.

Auf Irrwegen.

Novelle von

Kurt von Walfeld.

Preis geheftet M. 4. —; fein gebunden M. 5. —

Eine Geschichte aus der großen Welt, in welcher der Verfasser das Leben der Hofgesellschaften in einzelnen, mit Porträtschärfe gezeichneten Typen zu schildern unternommen hat. „Auf Irrwegen" befindet sich ein junges Mädchen, das in dem leeren, inhaltlosen Treiben der vornehmen Gesellschaft den innern Halt verloren hat und bei ihren Eltern und nächsten Verwandten keine Stütze und Leitung zu höheren Lebenszielen findet. Ihre bessere und edlere Natur erwacht wieder, als sie einem Jugendfreunde aus ihrer Kindheit begegnet, der nach jahrelangen Reisen durch die Welt wieder an den Hof und in die Gesellschaft zurückkehrt. Intriguen in wechselvoller Verschlingung vereinigen sich, um mit diabolischer List und Tücke die Herzen der Jugendgespielen, die sich zu einander wenden, wieder zu trennen, bis endlich die Wahrheit der Liebe und der stolze Edelsinn einer Kunstreiterin, die halb unbewußt zu einem Werkzeug der Intrigue gemacht ist, die Fäden des verhängnisvollen Gewebes zerreißen.

Elementargewalten.

Roman von

O. Ernst.

Zweite Auflage.

2 Bände. Preis geheftet *M.* 7. —; fein gebunden *M.* 8. —

Ein neues, großes Talent tritt uns in diesem unter den zeitgenössischen Romanciers sich sofort eine erste Stellung erobernden Dichter entgegen, der die Elementargewalten der Leidenschaft in ergreifenden, von Farbenglut strahlenden und leuchtenden Szenen, in ungebrochenen, gewaltigen Charakteren, in einer von großen Kontrasten durchfluteten Handlung entfesselt. Der großartige Hintergrund des modernen Aegypten mit der farbenreich geschilderten Landschaft und Sitte, die Bilder von Suez, Kairo, Tanta geben dem Roman ein aktuelles Interesse, während die schöpferische Phantasie des Dichters ihre leidenschaftliche Glut und ihre wunderbaren Lichteffekte aus dem heißen Boden des Orients gesogen zu haben scheint.

Auf der Brautschau.

Roman von

Gregor Samarow.

Preis geheftet *M.* 5. —; fein gebunden *M.* 6. —

Der gewandte Verfasser bringt in diesem Roman eine allerliebst erfundene Intrigue aus dem ihm so geläufigen Hofleben zur Darstellung. Wie man aus den erregenden Wogen großstädtischen Gesellschaftslebens sich gern einmal in die beschauliche Stille einer ländlichen Sommerfrische flüchtet, so möge der Leser mit Behagen sich in die kleinen, neckischen Herzensscharmützel vertiefen, mit denen „Auf der Brautschau" so angenehm unterhält. Er wird die geschilderten Personen rasch lieb gewinnen und mit ihnen hangen und bangen in schwebender Pein, hervorgerufen einerseits durch heimlich erwachende Liebe, andererseits durch die hunderterlei kleineren und größeren Verlegenheiten, die dieser hochsinnige Erbprinz und sein treuer Adjutant, diese geistvolle Prinzessin und ihre ergebene Gesellschaftsdame durch ein schalkhaft eingefädeltes Versteckspiel einander gegenseitig und schließlich sich selbst bereiten. „Auf der Brautschau" darf wohl mit Recht als die unterhaltendste und zugleich gemütvollste Hof- und Intriguengeschichte der jüngsten Literatur bezeichnet werden.

Der Kommandant.

Roman von

Johannes van Dewall.

Zweite Auflage.

Preis geheftet *M.* 5. —; fein gebunden *M.* 6. —

Der berühmte Verfasser von „Ein Mann", dem unsere Romanliteratur eine so lange Reihe von ebenso geistvollen als liebenswürdigen und fesselnden Schöpfungen verdankt, der das Militär mit so patriotischer Begeisterung auf der einen, mit so köstlichem Humor auf der andern Seite zu schildern verstand und so manchen Typus wie den „alten Hans" und seine lustigen Figuren in den „Kadettengeschichten" geschaffen, gibt uns im Kommandanten eine packende Satire auf die militärischen Zustände der langen Friedensjahre. Nur ungern werden die Leser das reizende Buch aus der Hand legen, denn Johannes van Dewall hat hier wieder den ganzen Zauber seiner entzückenden Causerie über die Fabel wie über die Figuren ausgegossen.

Die Thierbändigerin.

Roman von

H. Rosenthal-Bonin.

Zweite Auflage.

Preis geheftet *M.* 4. 50; fein gebunden *M.* 5. 50.

Der bekannte und so sehr geschätzte Romancier entrollt hier vor dem Leser ein neues Bild, er führt in die seltsamen, unheimlichen Kreise des Menagerielebens, der Virtuosen im Löwenzwinger — das ist aber nur ein Vorzug dieses mit den frischesten, lebhaftesten Farben gemalten Romans. Die große Anziehungskraft, welche dieser Autor auf alle Leserkreise ausübt, besteht in der Fülle interessanter Verhältnisse, fesselnder Beziehungen der Helden und Heldinnen zu einander, in der lebenswahren Schilderung und in der Entwicklung einer außerordentlich spannenden Handlung, die seinen Romanen eigen. In diesem Werke entfaltet er all' jene Eigenschaften in glänzender Weise, so daß die „Thierbändigerin" eine ebenso originelle wie anregende, fesselnde Lektüre ist von ungewöhnlicher Kraft der Spannung und ganz besonderem Reiz in der kühnen, geistvollen und phantasiereichen Ausführung.

Blinde Liebe.

Roman

von

Hugo Klein.

Preis geheftet *M.* 4. —; fein gebunden *M.* 5. —

In diesem Romane begrüßen wir eine hervorragende Erscheinung auf dem Gebiete der erzählenden Literatur. Das Werk fesselt vor allem durch die Originalität seiner Motive — es ist der „Roman des Blindeninstituts". Zwei Blinde, die sich nie gesehen und nie gesprochen, die nie mit einander verkehrt haben, werden durch das Band der Liebe verknüpft — gewiß ein seltsames Problem, das jedoch seine natürliche Lösung findet, wenn wir wahrnehmen, daß der Gesang die Annäherung vermittelt und daß sich die jungen Herzen an Liedern berauschen. Wie diese merkwürdige Liebe entsteht, sich entwickelt und zur vollen Entfaltung gelangt, das ist mit großer psychologischer Feinheit geschildert und durchgeführt und fesselt den Leser in ganz außerordentlichem Maße. Der Roman spielt in Wien, und die hohen Mauern des Blindeninstituts schließen die Anstalt von der Außenwelt nicht ab. Mannigfache Beziehungen verknüpfen unsere Helden mit der Großstadt und ihrem reichbewegten Leben und Treiben, namentlich mit der Goldwarenfabrik Benedikt Schlüters, die im Mittelpunkt der Arbeiterbewegung der österreichischen Metropole steht. Der Sturm der Arbeiter auf den Goldpalast Schlüters bildet eine der glänzendsten Partien des Buches. Was uns diesen Roman besonders wert macht, ist seine künstlerische Ausführung, welche Menschen und Dinge mit gleicher Sorgfalt umfaßt, die wirklich plastische Darstellung, welche eine Meisterhand verrät. Der Roman ist dabei spannend vom Anfang bis zum Ende, und es dürfte wenige Leser und Leserinnen geben, die ihn aus der Hand legen könnten, bevor sie bei dem letzten Worte des Buches angelangt sind.